

Buchheim · Eine sächsische Lebensgeschichte

Biographische Quellen
zur Zeitgeschichte

Herausgegeben im Auftrag
des Instituts für Zeitgeschichte von
Werner Röder und Udo Wengst

Band 16

Karl Buchheim
Eine sächsische
Lebensgeschichte

Erinnerungen
1889–1972

Bearbeitet von
Udo Wengst und Isabel F. Pantenburg

R. Oldenbourg Verlag München 1996

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Buchheim, Karl:

Eine sächsische Lebensgeschichte : Erinnerungen 1889–1972 /

Karl Buchheim. Bearb. von Udo Wengst und Isabel F.

Pantenburg. – München : Oldenbourg, 1996

(Biographische Quellen zur Zeitgeschichte ; Bd. 16)

ISBN 3-486-56156-1

NE: Wengst, Udo [Bearb.]; GT

© 1996 R. Oldenbourg Verlag GmbH, München

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf

Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe GmbH, München

ISBN 3-486-56156-1

Inhalt

Vorwort	7
Einleitung	9
 I. Erfahrungen und Prägungen in der Kindheit und Schulzeit (1889–1908)	 15
II. Student in Jena, Leipzig und Bonn (1908–1913)	27
III. Unruhige Jahre in Krieg und Nachkriegszeit: Lehrer, Soldat und Publizist (1914–1923)	61
IV. Im Kampf um den rechten Glauben: Arbeit in der Hochkirchlichen Bewegung (1920/1924–1932)	113
V. Innere Emigration im Dritten Reich (1933–1944)	161
VI. Leben in politischer Unsicherheit: Wissenschaftler und Politiker in Leipzig in der Besatzungszeit (1945–1949)	189
VII. Entscheidung für den Westen: Professor für Neuere Geschichte in München (1950–1972)	253
 Abkürzungsverzeichnis	 271
Aufstellung der im Text der „Erinnerungen“ genannten Abhandlungen Karl Buchheims	273
Personenregister	275

Vorwort

Mit dem vorliegenden Band wird die Reihe „Biographische Quellen zur deutschen Geschichte nach 1945“, die seit 1984 von Wolfgang Benz im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte in Verbindung mit dem Bundesarchiv herausgegeben wurde, unter dem neuen Reihentitel „Biographische Quellen zur Zeitgeschichte“ fortgesetzt: nunmehr herausgegeben – im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte – von Werner Röder und Udo Wengst. Die Reihe öffnet sich damit für biographische Quellentexte aus dem gesamten Bereich der Zeitgeschichte und überwindet die in lebensgeschichtlicher Hinsicht bisweilen künstlich wirkende Zäsur von 1945. Es erscheint als ein besonders glücklicher Umstand, daß mit den Erinnerungen von Karl Buchheim als erster Band der neuen Folge der „Biographischen Quellen“ ein Text vorgelegt werden kann, der dem Ziel der Reihe, nunmehr auch in die „ältere“ Zeitgeschichte auszugreifen, aber auf Beiträge zur „jüngeren“ Zeitgeschichte nicht zu verzichten, entspricht. Zugleich leistet dieser Text einen Beitrag zur Gründungsgeschichte des Instituts für Zeitgeschichte, an der Karl Buchheim beteiligt war. Die Umgestaltung der Reihe schließt allerdings nicht aus, daß auch in Zukunft Bände erscheinen werden, die – wie bisher – lediglich die Zeit nach 1945 oder aber auch einen kürzeren Zeitabschnitt behandeln, der allein in den Bereich der „älteren“ Zeitgeschichte fällt.

München, im März 1995

Horst Möller

Einleitung

Erinnerungen von Historikern sind nicht eben zahlreich. Dies mag daran liegen, daß Historiker gemeinhin „noch Besseres zu tun“ haben und ihnen „die Aufgabe des Memoirenschreibens die letzte von allen“ scheint, wie es Gerhard Ritter in einem Manuskript niedergeschrieben hat. Begründet hat Ritter seine Auffassung mit den Worten, „daß das Leben eines Gelehrten im wesentlichen in seinen Werken besteht und daß die memoirenhafte Behandlung eines wissenschaftlichen Lebenswerkes verfehlt ist“. Ritter hat daher auch nur einmal einen Anlauf gemacht, Erinnerungen zu verfassen, als er durch ein Augenleiden an wissenschaftlicher Arbeit gehindert und genötigt war, „die viele leere Zeit auszufüllen“. Der damals diktierter Text ist Fragment geblieben und nicht veröffentlicht worden.¹

Von Skrupeln, Erinnerungen zu verfassen und zu veröffentlichen, berichtet auch Friedrich Meinecke, dessen „Autobiographischen Schriften“ eine zweiseitige Vorbemerkung des Autors unter der Überschrift „Warum ich diese Lebenserinnerungen schreibe“ vorangestellt ist. Darin betont Meinecke den „Eigenwert“ eines jeden Menschenlebens, das, „sobald es aufgeheilt wird, eine irgendwelche Kunde von den geschichtlichen Wandlungen im Großen“ gebe. Insofern glaubt Meinecke, daß auch die Schilderung eines „schlicht verlaufenen Gelehrtenlebens [...] zum geschichtlichen Verständnis der [...] durchlebten Zeiten vielleicht beitragen könnte“.²

Hans Herzfeld, wie Gerhard Ritter ein Historiker der Generation, der auch Karl Buchheim angehörte, hat in seinen Erinnerungen ebenfalls Überlegungen darüber angestellt, ob ein Historiker Memoiren schreiben soll. Dabei kam er zu dem Ergebnis, daß der Historiker, „der immer wieder um die Vergangenheit ringt, [...] vielleicht auch das Recht [habe], seinen kleinen Beitrag an dem Versuch zu wagen, die lebendige Atmosphäre der selbst erlebten Zeit mit festzuhalten, dasjenige im Wort einzufangen zu wollen, was in späteren Generationen niemand aus Büchern und schriftlichen Quellen, es sei denn der allerpersönlichsten Art erfahren kann.“ Mit seinem Lebensbericht wollte Herzfeld schließlich „Rechenschaft über das eigene Leben“ ablegen und „zugleich den Versuch wagen, das geschichtliche Element im eigenen Leben zu entdecken und festzuhalten.“³

Ohne erkennbares Zögern und immer wieder aufkommende Bedenken hat auch Karl Buchheim, als Historiker weitaus weniger prominent als Meinecke,

¹ Manuskript „Meine Memoiren“ in: Bundesarchiv Koblenz, N 1166 (NL Ritter), Nr. 414.

² Friedrich Meinecke, *Autobiographische Schriften*, hrsg. und eingel. von Eberhard Kessel (Friedrich Meinecke, Werke, Bd. VIII), Stuttgart 1969, S. 3f.

³ Hans Herzfeld, *Aus den Lebenserinnerungen*, hrsg. von Willy Real (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin, Bd. 81), Berlin, New York 1992, S. 6f.

Ritter und Herzfeld, seine Arbeit an den Erinnerungen nicht begonnen. Als seine Überlegungen zur Abfassung seiner Erinnerungen konkretere Gestalt annahmen, schrieb er in sein Tagebuch: „Ich möchte gerne noch zu einer Art von Bilanz kommen.“⁴ Einige Zeit später, als er mit der Niederschrift bereits beschäftigt war, vertraute er seinem Tagebuch die Sätze an: „Ein Denkmal des Erlebten soll aber bleiben. Es ist ein wesentliches Stück vom Inhalt meines Daseins, von dem ich jetzt so manches zu fixieren bestrebt bin.“⁵ Gleichwohl blieben bei Buchheim Zweifel an der Sinnhaftigkeit seines Tuns offensichtlich stets virulent, wie wiederum seinem Tagebuch zu entnehmen ist. Als er sich 1975 der Niederschrift seiner „Biographie im engeren Sinne“ zuwandte, schob er alle verbliebenen Bedenken aber mit der Feststellung beiseite: „Ich habe es zu einem immerhin bekannten Namen gebracht. Also habe ich das Recht, mich so weit wichtig zu nehmen, daß ich meine Lebensgeschichte niederlegen darf.“⁶

Einen ersten Hinweis auf Buchheims Erinnerungen enthält die Tagebucheintragung vom 22. November 1971. Hierin berichtet Karl Buchheim von einem Gespräch mit seinem Sohn Hans, der „nach Memoiren“ gefragt habe. Dazu die Notiz: „Vorläufig sind nur Bruchstücke da. Wenn mir Zeit bleibt.“⁷ Die Frage nach der verbleibenden Zeit war wohl berechtigt, denn Karl Buchheim zählte damals bereits 82 Jahre. Aber erst anderthalb Jahre später begann er – ausweislich seiner Tagebucheintragungen – ernsthaft mit der Niederschrift seiner Erinnerungen. Dabei handelt es sich jedoch nicht nur um „eine Biographie im engeren Sinne“, sondern um eine „Kursächsische Landes- und Lebensgeschichte – mit Seitenblicken auf die Weltgeschichte“, die mit der Vor- und Frühgeschichte des geographischen Raumes beginnt, in dem sich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts das Kurfürstentum Sachsen bildete. Das Gesamtwerk, mit einem Umfang von mehr als tausend Manuskriptseiten, von denen nur knapp die Hälfte Buchheims „Biographie im engeren Sinne“ zum Gegenstand hat, hat dieser – neben anderen wissenschaftlichen Arbeiten – im Zeitraum vom Frühjahr 1973 bis zum Dezember 1977 verfaßt: Zu diesem Zeitpunkt war Buchheim fast 89 Jahre alt.

Die Vorgehensweise Buchheims, seine eigene Lebensgeschichte in die kursächsische Landesgeschichte einzubetten und mit ihr zu verbinden, mag etwas merkwürdig, vielleicht auch marottenhaft erscheinen – sie war indessen für Buchheim eine bare Selbstverständlichkeit. „Keiner kann sich dem Boden, aus dem er erwuchs, dem geistigen Luftkreis und oft dem durchgeistigten Luftdruck, der über seiner Geburtslandschaft lagert, je entziehen“: Diesen Satz hat er nicht nur als erstes Motto auf das Titelblatt seiner „Kursächsischen Landes- und Lebensgeschichte“ gesetzt, sondern am Beginn der Darstellung seiner

⁴ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebucheintragung vom 1. 1. 1973, S.119.

⁵ Ebd., Tagebucheintragung vom 21. 2. 1974, S. 151.

⁶ Ebd., Tagebucheintragung vom 29. 6. 1975, S. 187 f.

⁷ Ebd., Tagebucheintragung vom 22. 11. 1971, S. 90.

„Biographie im engeren Sinne“ nochmals wiederholt. Erst aus der Kenntnis und dem Verständnis der kursächsischen Geschichte heraus – so Buchheim – seien sein Leben und Werk wirklich zu verstehen.

Karl Buchheim wird am 27. März 1889 in Dresden geboren. Er wächst in kleinbürgerlichen Verhältnissen auf – den gesellschaftlichen Aufstieg, von der Mutter nachdrücklich gefördert, stets vor Augen. Am 27. März 1908, seinem 19. Geburtstag, erhält Buchheim das Reifezeugnis des humanistischen königlichen Gymnasiums in Dresden. Von 1908 bis 1913 folgen Studentenjahre in Jena, Leipzig, Bonn und wiederum Leipzig, die er im Frühjahr 1913 mit der Promotion in Geschichte (bei Karl Lamprecht mit einer Dissertation über die Kölnische Zeitung im vormärzlichen rheinischen Liberalismus) und im Januar 1914 mit dem Staatsexamen für das höhere Lehramt in Geschichte, Deutsch und Lateinisch abschließt.

Nach einer Tätigkeit im praktisch-pädagogischen Probendienst und – nach Kriegsausbruch – als Lehrer am Gymnasium in Zwickau erfolgt im Januar 1915 die Einberufung zum Kriegsdienst. Nach einer kurzen Ausbildung wird Buchheim an der Westfront im Elsaß eingesetzt. Am 22. November 1915 ist für ihn der Krieg infolge eines Oberschenkeldurchschusses zu Ende.

Das erste halbe Jahr 1916 verlebt Buchheim bis zur Ausheilung seiner Verwundung in einem Lazarett in Ellwangen. In dieser Zeit beginnt er seine publizistische Tätigkeit für die Zeitschrift „Die Grenzboten“, die er bis 1919 betreibt und anschließend in anderen Zeitschriften und Zeitungen fortsetzt. Im August 1916 erhält er eine Anstellung als Lehrer am Gymnasium in Freiberg in Sachsen, an dem er – in unterschiedlichen Anstellungsverhältnissen – bis 1934 tätig bleibt.

Sogleich nach der Revolution von 1918 schließt sich Buchheim der DVP an, aus der er aber 1920 – nach dem Kapp-Putsch – wieder ausscheidet, um kurze Zeit später – obgleich Protestant – der Zentrumspartei beizutreten. Sehr aktiv ist er während der gesamten Weimarer Jahre in der Hochkirchlichen Bewegung, in der er in Gruppierungen, die eine „Annäherung der Standpunkte deutscher Protestanten und Katholiken“ betreiben, in führenden Stellungen tätig ist.

Die Jahre des Dritten Reiches erlebt Buchheim in der „inneren Emigration“. Aus dem Schuldienst hat er sich 1934 aufgrund einer Bestimmung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums – mit Pensionsbezügen – in den Ruhestand versetzen lassen. Bis zum Beginn der 40er Jahre lebt er in Leipzig als Privatgelehrter (mit engen Kontakten zur Universität) und veröffentlicht Bücher wie „Wahrheit und Geschichte“ und „Logik der Tatsachen“, aber auch Aufsätze über Leibniz, Descartes, Augustinus u.a.m., in denen Buchheim seine damals gewonnenen „Grunderkenntnisse über den Menschen und die Menschheitsgeschichte“ veröffentlicht. 1942 tritt Buchheim aus der evangelischen Kirche aus und konvertiert zum katholischen Glauben. 1942/43 kommt es zu flüchtigen Kontakten mit dem Widerstandskreis um Goerdeler. Ab 1943 arbeitet Buchheim als Leiter des Heller- und Tauchnitz-Verlages im Haus Brandstetter.

1945 gehört Buchheim in Leipzig zu den Gründern der CDU, für die er im Oktober 1946 in den sächsischen Landtag gewählt wird. Von dem sowjetischen Geheimdienst wird er 1946 zur Zusammenarbeit gezwungen, aus der er aber im Frühjahr 1949 wieder entlassen wird. Beruflich und wissenschaftlich kommt Buchheim in dieser Zeit schnell voran. Ab Januar 1946 arbeitet er in leitender Stellung in der Universitätsbibliothek Leipzig, zu deren Direktor er 1947 ernannt wird. Im Mai 1946 habilitiert er sich für neuere Geschichte an der Leipziger Universität. Auseinandersetzungen mit der SED und die sich abzeichnenden politischen Veränderungen in der SBZ bewegen Buchheim, seine Kontakte in die Westzonen zu pflegen und einen Wechsel nach dort immer stärker in Betracht zu ziehen. Aufgrund von Angeboten der Technischen Hochschule München und des Instituts für Geschichte der nationalsozialistischen Zeit, des späteren Instituts für Zeitgeschichte, ebenfalls in München, betreibt er seine legale Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland, die ihm im Mai 1950 genehmigt wird.

In München angekommen, entscheidet sich Buchheim nach kurzer Bedenkzeit gegen eine dauerhafte Anstellung am Institut für Zeitgeschichte, an dem er für eine Übergangszeit gleichwohl arbeitet, und für die Übernahme einer Professur für neuere Geschichte an der Technischen Hochschule, die er bis zu seiner Pensionierung 1957 wahrnimmt. Als vielgefragter Referent in Vortragsveranstaltungen und Autor von Büchern und Aufsätzen bleibt Buchheim aber auch danach noch jahrelang aktiv – erst ab 1972 tritt er nicht mehr mit öffentlichen Vorträgen auf. Er stirbt am 22. August 1982 in München, 93 Jahre alt.

Allein diese knappe Nachzeichnung des Lebensweges von Karl Buchheim läßt erkennen, daß es ein reiches Leben war, mit dem Schicksal Deutschlands im 20. Jahrhundert vielfach verwoben und durch die sich wandelnden politischen Umstände in immer neue Bahnen gelenkt. Es handelt sich bei Buchheim also nicht um ein „schlichtes Gelehrtenleben“ – wie es Meinecke apostrophiert hat –, sondern um einen recht wechselhaft verlaufenen Lebensweg, der Buchheim erst ziemlich spät das von ihm frühzeitig angestrebte Lebensziel – eine Professur für Geschichte – erreichen ließ. Ihren besonderen Stellenwert erhalten die Erinnerungen Buchheims, soweit sie seine „Biographie im engeren Sinne“ betreffen, außerdem dadurch, daß er sie auf der Grundlage eines aussagekräftigen Quellenmaterials schreiben konnte. Da sind an erster Stelle seine Tagebücher zu nennen, die er – mit wenigen Unterbrechungen – von 1908 bis 1975 geführt hat. Ergänzt wurden sie durch zahlreiche Briefe, Aufzeichnungen, Broschüren und sonstiges Material.⁸

⁸ Diese Unterlagen einschließlich der Tagebücher – soweit noch vorhanden – und des Originalmanuskriptes der „Kursächsischen Landes- und Lebensgeschichte“ befinden sich zum größeren Teil im Nachlaß Karl Buchheims im Archiv des Instituts für Zeitgeschichte in München (IfZ-Archiv, ED 406). Ein kleinerer Teil des Nachlasses von Karl Buchheim mit Papieren für die Zeit von 1945–1950 und einer Kopie des Manuskriptes der „Kursächsischen Landes- und Lebensgeschichte“ liegt im Archiv für Christlich-Demokratische Politik in St. Augustin (I-188).

Aufgrund seiner Quellen kann Buchheim den Weg seines Denkens – angefangen von den letzten Schuljahren bis in die Studentenzeit – „ziemlich genau“ verfolgen und dabei deutlich machen, welche Autoren und Werke sein Weltbild geprägt haben. Er kann den Alltag des – burschenschaftlichen – Studentenlebens kurz vor dem Ersten Weltkrieg plastisch darstellen und dabei auch die politischen Auseinandersetzungen zwischen unterschiedlich ausgerichteten Verbindungen herausarbeiten. Beeindruckend sind zudem die Schilderungen der ausgedehnten Wanderungen durch verschiedene Regionen Deutschlands und das benachbarte europäische Ausland, die Buchheim in seiner Schüler-, Studenten- und Referendarzeit unternahm und die verdeutlichen, wie das „Erwandern“ klassischer deutscher und europäischer Landschaften mit historisch bedeutsamen Orten den Erfahrungshorizont der jungen Leute der damaligen Zeit erweiterte und zu ihrer Identitätsfindung wesentlich beitrug.

Die Erinnerungen geben erstmals eine Übersicht über die weit gespannte publizistische Tätigkeit Buchheims von 1916 bis in das Dritte Reich hinein, und sie enthalten eine detaillierte Schilderung der hochkirchlich-ökumenischen Bewegung in Deutschland in den Weimarer Jahren, die es bisher in dieser Ausführlichkeit nicht gibt. Sehr dicht und aufschlußreich ist auch die Schilderung der Jahre 1945 bis 1950 in Leipzig: der Einmarsch und Abzug der Amerikaner, das anschließende Einrücken der Sowjets, die Tätigkeit des sowjetischen Geheimdienstes, die Gründung der CDU – nach einem zuvor gescheiterten Versuch, eine Demokratische Partei Deutschlands ins Leben zu rufen –, schließlich die Auseinandersetzungen mit der SED, die in Zusammenarbeit mit den Sowjets immer mehr den Ton bestimmt. Von besonderem Interesse sind schließlich auch die Informationen, die Buchheim über einige personelle Interna aus der Gründungsgeschichte des Instituts für Zeitgeschichte zu geben weiß.

Die Erinnerungen lassen nachvollziehen, wie sich frühzeitig bei Buchheim ein konservativ-kursächsisches, sehr stark antipreußisch geprägtes Geschichtsbild entwickelte, das zunehmend eine antiprotestantische Färbung annahm. Buchheim, in seiner Jugend wie so viele seiner Generation überzeugt vom Monismus Ernst Haeckels, entfernte sich hiervon schon bald und fand über polytheistische Ideen 1911 zum christlichen Glauben. Zunächst Anhänger der kursächsischen Landeskirche näherte sich Buchheim bereits 1916 dem Katholizismus. Diese Annäherung nahm in den Weimarer Jahren in der Arbeit in der Hochkirchlichen Bewegung immer stärkere Ausmaße an und erreichte in der Konversion zum katholischen Glauben 1942 ihren Endpunkt. Diese Entwicklung resultierte nicht zuletzt aus stetig wachsenden Vorbehalten gegenüber Luther und seiner Reformation, die er für die Zerstörung der Reichskirche und damit für politische Fehlentwicklungen in Deutschland verantwortlich machte. Buchheims Kritik war schließlich immer zugleich gegen Preußen (Bismarck) und die protestantischen Landeskirchen (Luther) gerichtet, gegen die er seinen Kampf für die „Revision des herrschenden kleindeutschen Ge-

schichtsbildes“ von seinen ersten publizistischen Veröffentlichungen im Jahr 1916 bis in die Zeit der Bundesrepublik Deutschland hinein führte und die der eigentliche Kern seiner wissenschaftlichen, publizistischen und politischen Tätigkeit zeit seines Lebens war und blieb.

Veröffentlicht wird im folgenden nur der Teil des Manuskripts der „Kursächsischen Landes- und Lebensgeschichte“, der – um zum letzten Mal diese Formulierung aufzugreifen – Buchheims „Biographie im engeren Sinne“ betrifft. Aber auch dieser Teil wird nicht vollständig abgedruckt: Passagen, die allgemeine Meditationen enthalten oder in denen Darstellungen historischer Zusammenhänge ex post gegeben werden oder aber allzu detailliert auf für die Biographie Buchheims minderwichtige Ereignisse und Personen eingegangen wird, werden ausgelassen. Die jeweiligen Auslassungen werden durch [...] kenntlich gemacht und ihr Umfang und ihr Inhalt in den Anmerkungen mitgeteilt.

In den zur Veröffentlichung kommenden Text eingefügt werden hingegen die Passagen aus den Anfangskapiteln des Manuskriptes, in denen Buchheim im Vorgriff auf seine eigene Lebensgeschichte über persönliche Erlebnisse und Erfahrungen berichtet, auf die er später nicht mehr oder nur mit knappen Worten eingeht. Auch diese Inserate in den fortlaufenden Text werden durch Anmerkungen kenntlich gemacht.

Kapiteleinteilungen und Kapitelüberschriften sind das Werk der Bearbeiter, die außerdem den Text auch insoweit verändert haben, als sie allzu lange Textpassagen durch zusätzliche Absätze unterteilt und Schreibweise und Interpunktion heute geltenden Regeln angepaßt und eindeutig verifizierbare Abkürzungen stillschweigend aufgelöst haben. Hervorhebungen in der Manuskriptvorlage sind nicht übernommen worden. Falsche Wiedergaben von Personennamen, die eindeutig als solche zu erkennen waren, haben die Bearbeiter stillschweigend korrigiert. Eigentümliche Schreibweisen des Autors (unsre, unsrer, drum etc.) sind beibehalten worden.

Die Bearbeiter waren bestrebt, alle im Text erwähnten Personen bei ihrer erstmaligen Nennung durch eine in den Anmerkungsapparat aufgenommene Kurzbiographie vorzustellen. Dies ist – trotz zahlreicher schriftlicher Anfragen bei Archiven, Verlagen und Bibliotheken, für deren Auskünfte die Bearbeiter zu danken haben – nicht in allen Fällen mit zufriedenstellendem Ergebnis gelungen, so daß mehrfach wünschenswerte biographische Angaben unvollständig sind oder gänzlich fehlen.

Zu Dank verpflichtet fühlen sich die Bearbeiter Hans Buchheim, der den Text für die Veröffentlichung zur Verfügung stellte, und Jaromir Dittmann-Balcar für die Hilfe bei den Kommentierungsarbeiten und beim Korrekturlesen.

I. Erfahrungen und Prägungen in der Kindheit und Schulzeit (1889–1908)

Der Bogen meiner Lebenszeit spannt sich aus vom letzten Viertel des neunzehnten bis zum Beginn des letzten Viertels des zwanzigsten Jahrhunderts. Ich glaube, daß dies die „Vorsehung“ gefügt hat, von der ich mir immer ein langes Leben gewünscht habe. An einem langen Leben war mir jederzeit mehr gelegen als an einem raschen Erfolg. So ist mir gewährt worden, was mir „eigentlich“ erwünscht war. Ich sehe darin eine Bestätigung, daß ich zum „Historiker“ wohl wirklich geboren war. Denn der Historiker hat umfassenden Überblick über die Zeit nötiger als zeitlichen Ruhm. Für ihn erweitert sich die eigene Erfahrung um die geschichtliche Erfahrung, die er sich erwirbt; und von der geschichtlichen Erfahrung ist die des Lebensraums, der ihn selber zum Historiker geprägt hat, die wichtigste. Für mich gilt, was ich als erstes Motto aufs Titelblatt dieser „Kursächsischen Landes- und Lebensgeschichte“ gesetzt habe: „Keiner kann sich dem Boden, aus dem er erwuchs, dem geistigen Luftkreis und oft dem durchgeistigten Luftdruck, der über seiner Geburtslandschaft lagert, je entziehen.“

Kursachsen ist der Mutterboden, nicht nur der Reformation, sondern unter seinen albertinischen Landesherren¹ auch der ersten Gegenreformation der Kirche.² Es ist zweitens auch der Mutterboden der schöngeistigen Deutschen Bewegung³, zumal man in die Geistesgeschichte Sachsens auch die ernestinischen Herzogtümer⁴, vor allem Weimar und Coburg-Gotha, einbeziehen muß. Kursachsen ist endlich drittens seit der Industrialisierung der Mutterboden der deutschen Arbeiterbewegung, die als Bewegung breiter Schichten nicht mit Lassalle⁵ oder gar Marx⁶ beginnt, sondern mit der „Volkspartei“

¹ 1485 wurden die sächsischen Territorien in eine ernestinische und eine albertinische Linie, benannt nach den Stammv Vätern, den Brüdern Ernst und Albrecht, geteilt. An die Albertiner fielen die Markgrafschaft Meißen und das nördliche Thüringen.

² Die albertinische Linie mit der Residenz in Dresden blieb unter Herzog Georg von Sachsen bis zu dessen Tode 1539 katholisch. Der Herzog ging nach 1526 gezielt gegen die Anhänger Luthers vor und ließ ihnen keinen Raum für die Verbreitung reformatorischen Gedankengutes.

³ „Deutsche Bewegung“ ist der von Wilhelm Dilthey (1833–1911) gewählte Begriff für die Hochzeit der deutschen Geistesgeschichte zwischen 1770 und 1830. Dilthey sah in ihr die erste Epoche seit dem Mittelalter, in der sich die deutsche Kultur ohne fremde Einflüsse entwickelt hatte.

⁴ Die ernestinischen Herzogtümer umfaßten Sachsen-Wittenberg (ursprünglich mit der Kurwürde), den größten Teil der Landgrafschaft Thüringen und das Vogtland.

⁵ Ferdinand Lassalle (1825–1864), Publizist und Politiker. Lassalle hatte die programmatische Grundlage des „Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins“ ausgearbeitet und war dessen erster Präsident.

⁶ Karl Marx (1818–1883), Philosoph und Nationalökonom.

von 1866.⁷ Sie hat heute das neue politische Gebilde⁸ schaffen helfen, dessen Kerngebiet eben Kursachsen ist. Es gibt keinen Teil Deutschlands, der vielfältiger die Geschichte befruchtet hat als Sachsen: permanenter vor allem, und nicht bloß so episodisch wie Preußen.

Mein historisches Bewußtsein erwachte frühzeitig in der Zuneigung zu den Landschaften, die ich in der Kindheit als „Heimat“ kennenlernte: zur Stadt Dresden, zum Prießnitzgrund in der Heide, zur Teichlandschaft von Moritzburg, zum Meißenischen, zum Erzgebirgischen um Freiberg und Frauenstein und auch noch zum Nordböhmisches, in das mich meine Eltern von unsern „Sommerfrischen“ aus mitnahmen. Zu Hause las ich historische Artikel in Meyers Konversationslexikon, so trocken sie waren, mit größtem Interesse. Bald wußte ich die Sukzessionsreihe unsrer wettinischen Landesherren⁹ auswendig, und die anderer europäischer Fürstenhäuser dazu. Noch ehe ich in die Sexta des Gymnasiums eintrat, verstand ich sämtliche Götter- und Heldensagen des klassischen Altertums nachzuerzählen. Aber auch von der modernen Geschichte lernte ich vieles kennen, was in der Schule gar nicht behandelt wurde.

Zum Beispiel war es im Bismarck-Reiche¹⁰ nicht erwünscht, etwas über die achtundvierziger Revolution zu lesen. Mein Vater schenkte mir aber, als ich dreizehn Jahre alt war, zu Weihnachten Corvins¹¹ Geschichte der Neuzeit 1848 bis 1871 in drei Bänden¹². Der Verfasser war ein bekannter Parteigänger der republikanischen Radikalen. Er war später als Emigrant in Amerika Berichterstatter im amerikanischen Bürgerkrieg und gab in seiner historischen Darstellung einen ausführlichen Überblick über diese Ereignisse, so daß ich sogar von der Geschichte der Neuen Welt viel kennenlernte, wovon man in Deutschland kaum eine Ahnung hatte. In alten Jahrgängen der „Gartenlaube“¹³, die ich auf unserm Oberboden fand, las ich „Das rote Quar-

⁷ 1866 gründeten August Bebel und Wilhelm Liebknecht die linksliberale „Sächsische Volkspartei“. Aus ihrer Verbindung mit süd- und mitteldeutschen Arbeitervereinen ging 1869 die „Sozialdemokratische Arbeiterpartei“ (SDAP) hervor, die im Gegensatz zum preußisch-nationalen „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein“ (ADAV) von Ferdinand Lassalle großdeutsch-föderalistisch eingestellt war. Vgl. Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789–1945). In vier Bänden. Hrsg. von Dieter Fricke u.a., Köln 1986, hier Bd. 4, S. 259/260.

⁸ Gemeint ist die DDR.

⁹ Das Geschlecht der Wettiner, benannt nach der Burg Wettin an der Saale, übte vom 11. Jahrhundert bis 1918 im Kurfürstentum und späteren Königreich Sachsen, dessen Kerngebiet die Markgrafschaft Meißen war, die Landesherrschaft aus.

¹⁰ Otto Fürst von Bismarck (1815–1898), 1859–1862 Gesandter in St. Petersburg, 1862–1890 preußischer Ministerpräsident, 1871–1890 Reichskanzler.

¹¹ Otto von Corvin-Wiersbitzki (1812–1886), Publizist. Seine Hauptwerke sind: Historische Denkmale des christlichen Fanatismus (Pfaffenspiegel), 2 Bde., Leipzig 1845; Erinnerungen aus meinem Leben, 4 Bde., o. O. 1861.

¹² Otto von Corvin, 1848–1871. Geschichte der Neuzeit, 3 Bde., Leipzig 1882–1883.

¹³ Die „Gartenlaube“ war eine illustrierte Wochenzeitschrift, die 1853 von dem Publizisten und Buchhändler Ernst Keil (1816–1878) in Leipzig gegründet und von ihm bis

tal“¹⁴ von Franz Mehring¹⁵, der damals noch kein Sozialdemokrat war. Aber wer wußte denn sonst in meiner Jugendzeit etwas vom Pariser Kommuneaufstand von 1871? Natürlich erwärmte ich mich in der „Gartenlaube“ auch für die nationalliberale Gesinnung der Kulturkampfzeit. Als Sekundaner fing ich an, mir Bücher aus der Sächsischen Landesbibliothek im Japanischen Palais zu entleihen. Mein Geschichtslehrer Rosenhagen¹⁶ verstand sich dazu, die für die Entleihung notwendige Bürgschaft zu übernehmen. Ohne Bürgschaft konnte ich die Städtische Lesehalle auf der Waisenhausstraße besuchen, wo ich viele Zeitungen und populärwissenschaftliche Bücher fand. Der Bibliothekar der Dresdner Gehestiftung¹⁷, Ottomar Schuchardt¹⁸, musterte mich kritisch, als ich von ihm Bücher haben wollte. Aber dann ließ er mich als Entleiher zu. Die Gehestiftung war ein Unternehmen betont sächsischer, antipreußischer Ausrichtung, so daß ich mich keineswegs ausschließlich mit nationalliberalen Ideen erfüllte.

Bei meinen Lehrern und Mitschülern im „Königlichen Gymnasium“ war ich bekannt für mein sicheres Gedächtnis in historischen Fakten und Jahreszahlen, was bei den Lehrern um so mehr Erstaunen erregte, weil ich in den sprachlichen und mathematischen Kenntnissen geraume Zeit höchst unsicher war. Sie müssen meine einseitige Begabung bei den Osterversetzungen immer bewußt berücksichtigt haben. Wie erlöst fühlte ich mich, als ich in der Obersekunda den Historiker Edmund Ulbricht¹⁹ zum Klassenlehrer bekam. Von da an wurde ich zunehmend ein „guter“ Schüler. Ulbricht war so wenig pedantisch, daß er mehrere Lateinstunden darauf „verschwendete“, der Klasse aus dem aktuellen Buche „Seestern 1906“ vorzulesen, das im Herbst 1905 erschien.²⁰ Dabei kam mir zugute, daß ich schon seit drei Jahren die Parlamentsberichte des

zu seinem Tod geleitet wurde. Sie enthielt in erster Linie „belehrende“ Beiträge und leichte Unterhaltung. Ihre höchste Auflage erreichte sie 1875 mit rund 382 000 Exemplaren. Von 1938 an erschien sie unter dem Titel „Die neue Gartenlaube“, wurde jedoch 1944 eingestellt.

¹⁴ Das rothe Quartal (März-Mai 1871) von Johannes Scherr, in zwölf Folgen, in: Die Gartenlaube, Jg. 1876.

¹⁵ Franz Mehring (1846–1919), sozialistischer Geschichtsschreiber. Er studierte Philosophie und Literaturgeschichte. In den siebziger und achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts war Mehring Mitarbeiter nationalliberaler Blätter wie der „Gartenlaube“ und der „Preußischen Jahrbücher“. Seit 1891 gehörte er zum linken Flügel der SPD, war Mitglied des Spartakusbundes und Mitbegründer der USPD. Als sein Hauptwerk gilt die „Geschichte der Deutschen Sozialdemokratie“, 2 Bde., 1897–98.

¹⁶ Georg Heinrich Rosenhagen (geb. 1861).

¹⁷ Eine von dem Dresdner Drogisten und Firmeninhaber Franz Ludwig Gehe (1810–1882) 1882 gegründete Bildungseinrichtung.

¹⁸ Ottomar Schuchardt (1856–1939), Naturwissenschaftler, seit 1894 Kustos der Bibliothek der Gehestiftung.

¹⁹ Edmund Ulbricht (1849–1907), Gymnasialprofessor und Historiker, Verfasser des Buches „Weltmacht und Nationalstaat. Eine politische Geschichte der neueren Zeit von 1500 bis 1815“, Leipzig 1910.

²⁰ Ferdinand Grantoff, Seestern „1906“. Der Zusammenbruch der alten Welt, Leipzig 1905.

„Dresdner Anzeigers“²¹ über den Deutschen Reichstag las und dadurch über viele regierende Staatssekretäre und bekannte Abgeordnete Bescheid wußte. Der „Seestern“ war eine alldeutsche Propagandaschrift. Ulbricht selbst muß dem Alldeutschen Verbande²² wohl nahegestanden haben. Man muß aber wissen, daß dies nicht bedeutet, daß er ein extremer Imperialist gewesen wäre. „Alldeutsch“ war man in Sachsen damals, wenn man nicht preußisch-„kleindeutsch“ sein wollte, wenn man die Österreicher noch zur deutschen Nation zählte und lieber schwarzrotgold statt schwarzweißrot gewesen wäre. Schwarzweißrot wurde ich erst im Sommer 1907 beeinflusst, als ich an einer vom Deutschen Flottenverein²³ angeregten Schülerfahrt nach Bremen, Bremerhaven, Helgoland, Wilhelmshaven teilnahm. Die Matrosenkapelle in Wilhelmshaven spielte unentwegt immer wieder das „Flaggenlied“: „Stolz weht die Flagge Schwarzweißrot“. So beeinflusste mich die Flottenromantik, aber nicht sehr tief. Unberührt ließ mich die Propaganda der antisemitischen Zeitschrift „Der Hammer“²⁴, mit der wir als Primaner bedacht wurden. Ich sah nicht ein, weshalb ich etwas gegen die Juden haben sollte.

Wirklich tief in meiner Seele saß nur eine konservative und zugleich demokratische sächsische Gesinnung. Meine Großeltern²⁵ waren 1848, wie die meisten Sachsen, für Robert Blum²⁶ begeistert gewesen. Sie wohnten, seit der

²¹ Der „Dresdner Anzeiger“ erschien unter verschiedenen Titeln von 1730 bis 1944, unter der genannten Bezeichnung als Tageszeitung von 1859 bis 1943.

²² Als ablehnende Reaktion auf den Helgoland-Sansibar-Vertrag von 1890 hatte Alfred Hugenberg 1891 die Initiative zur Gründung des Allgemeinen Deutschen Verbandes ergriffen, der sich die Förderung des Nationalbewußtseins und die Unterstützung des Deutschtums im Ausland zur Aufgabe machte sowie eine dynamische Außen-, Flotten- und Kolonialpolitik propagierte. 1894 erfolgte die Umbenennung in „Alldeutscher Verband“. In der Weimarer Republik, zu der er in scharfem Gegensatz stand, verlor er seine Bedeutung. 1939 wurde er verboten. Vgl. Alfred Kruck, Geschichte des Alldeutschen Verbandes 1890–1939, Wiesbaden 1954; Geoff Eley, Reshaping the German Right. Radical Nationalism and Political Change after Bismarck, New Haven, London 1980, S. 48ff.

²³ Der Deutsche Flottenverein wurde 1898 auf Anregungen aus der Industrie hin vom Reichsmarineamt mit der Absicht gegründet, das Interesse der Bevölkerung an der deutschen Kriegsflotte, vor allem an deren Ausbau zu wecken. Er wurde sehr schnell einer der mitgliederstärksten Vereine im Kaiserreich, verlor jedoch nach 1918 an Bedeutung.

²⁴ „Hammer. Blätter für deutschen Sinn.“ Ab 1902 herausgegeben von Theodor Fritsch (1852–1933), bekannteste antisemitische Zeitschrift.

²⁵ Der Großvater Carl Gottlob Buchheim (1816–1897) hatte das Freiburger Gymnasium besucht und war Lehrer geworden. Nach seiner Verheiratung mit der Pfarrerstochter Auguste Schäfer, geboren 1826, erhielt er eine Lebensstellung als Kantor in Lichtenberg bei Freiberg.

²⁶ Robert Blum (1807–1848), Redner und Publizist, vertrat ab 1839 in Sachsen liberale und nationale Ideen, organisierte die Linke im Frankfurter Parlament 1848 als Fraktion. Parteinahme für den Aufstand in Wien durch Reden und Zeitungsartikel, Teilnahme als Hauptmann des Corps d'élite, im November 1848 vor ein österreichisches Kriegsgericht gestellt und, um ein politisches Exempel zu statuieren, standrechtlich erschossen.

Großvater emeritiert war, in Dresden. Mein Vater²⁷ war Postbeamter und in seinem Lebensstil zweifellos ein bürgerlicher Demokrat, manchmal zum Leiden meiner Mutter²⁸, die „nach oben“ strebende Verwandte hatte: eine Gesinnung, die sie an ihrem Mann vermißte, denn wir wollten ja zum „gebildeten“ Bürgertum gehören. Meine Eltern gehörten in jüngeren Jahren einer Gesellschaft namens „Erholung“ an, in der literarische Interessen und Musik gepflegt wurden. Da sie im Vorort Striesen tagte, wird die Mitgliedschaft wohl auf meinen Großvater, den „Herrn Kantor“, zurückgehen, der nach seiner Emeritierung in Striesen wohnte. Mein Vater sang einen geschätzten Tenor und spielte gern Klavier. Wir besaßen zu Hause eine ganze Bibliothek von Klavierauszügen bekannter Opern. Auf dem heimischen Klavier standen Gipsbüsten von Mozart²⁹, Beethoven³⁰ und Richard Wagner.³¹ Mein Großvater starb im Januar 1897, mein Vater bereits im April 1903. Er hatte sich Sorgen aufgeladen, weil er sich dazu verführen ließ, Hausbesitz zu erwerben, der sich nicht rentierte. Das hat seine Lebenskraft vorzeitig untergraben. Daß die Substanz des Vermögens gerettet wurde, war das Verdienst meiner verwitweten Mutter. Denn ich sollte ja mit dem Vermögen mein Universitätsstudium bestreiten. Das gelang: Ich habe weder als Gymnasiast noch als Student jemals ein Stipendium bezogen oder einen Nachlaß des Schul- und des Studiengelds beantragt. Es galt in der Familie als Ehrensache, unabhängig zu sein. Darum bin ich im ganzen Leben auch unabhängig geblieben.

[. . .]³²

Ich bin in Dresden am 27. März 1889 geboren, also groß geworden in der Zeit des unleugbaren Glanzes des Reiches. Ein Jahr nach meiner Geburt mußte Bismarck das Ruder des Reichsschiffs dem vermeintlich besseren Kapitän überlassen, der „Vollampf voraus!“³³ steuern wollte. Was Bismarck besonders in den achtziger Jahren schon getan hatte, um sein eigenes Werk wieder zu untergraben, konnte ich natürlich nicht beurteilen. Sein Name war mir in der Kindheit nur ein vager Schall. Ich hatte keine Vorstellung von ihm, als uns 1898 in unsrer Sommerfrische Ullersdorf hinter der Dresdner Heide die Nachricht von seinem Tode erreichte. Kaiser Wilhelm II.³⁴ wurde, als ich begann, mich für Politik zu interessieren, schon von vielen kritisch betrachtet.

²⁷ Arthur Buchheim (1848–1903).

²⁸ Nanny Buchheim geb. Joly (1850–1915).

²⁹ Wolfgang Amadeus Mozart (1756–1791), Komponist.

³⁰ Ludwig van Beethoven (1770–1827), Komponist.

³¹ Richard Wagner (1813–1883), Komponist.

³² Auslassung: 1 Seite. Ausführungen über die sächsisch-preußische Rivalität und die Reichsgründung.

³³ Anspielung auf Kaiser Wilhelm II., der in einem Telegramm vom 22. 3. 1890 die Entlassung Bismarcks mit den Worten kommentiert hatte: „Das Amt des wachhabenden Offiziers auf dem Staatsschiff ist mir zugefallen. Der Kurs bleibt der alte, nun voll Dampf voraus.“

³⁴ Wilhelm II. (1859–1941), 1888–1918 Deutscher Kaiser und König von Preußen.

[. . .]³⁵

Als ich mich als Dreizehn- oder Vierzehnjähriger für die Parteipolitik zu interessieren begann, hatte ich selbstverständlich noch keinen Überblick über die deutsche Geschichte und noch keinen Einblick in die Fraglichkeit des Bismarck-Reiches. Ich wurde zuerst bei den Reichstagsdebatten über die Bülow-sche³⁶ Schutzzollvorlage von 1902³⁷ auf die Parteien aufmerksam, nicht des Zolltarifs wegen, von dem ich nichts verstand, sondern um der „nationalen Parteien“ willen, die von den Sozialdemokraten angegriffen wurden. Ich las regelmäßig die Reichstagsbeilage des „Dresdner Anzeigers“.

[. . .]³⁸

Ich selbst, als ein Tertianer des Gymnasiums, war damals für ein selbständiges politisches Urteil gewiß noch nicht kompetent. Bei allem politisch-historischen Interesse wußte ich noch gar nicht, was „Geschichte“ ist. Ich betrachtete alles Seiende und Wirkliche als „Natur“. Denn mir waren Haeckels³⁹ „Welträtsel“⁴⁰ – erschienen 1899 – in die Hände gefallen, und ich lernte daraus, es sei alles Natur, und „über“ oder „hinter“ der Natur sei nichts. Aus dem Religionsunterricht des Gymnasiums nahm ich keine wesentliche Erkenntnis mit. Als ich konfirmiert werden sollte, interessierten mich zwar die Konfirmandenstunden beim Pastor Schulz von der Dresdner Markuskirche. Ich besuchte in den nächsten Jahren auch seine kirchlichen Unterredungen und nahm im „Evangelisch-Lutherischen Jünglingsverein“ sogar eine Mitgliedschaft im Vorstand an. Der Pastor gab mir unter anderem das Buch „Christlich-Sozial“⁴¹ von Stoecker⁴² zum Lesen. Ich lernte daraus einiges aus der Bismarckzeit in Berlin, ließ mich aber vom kirchlichen Christentum wenig beeindruckten.

³⁵ Auslassung: 7 Seiten. Ausführungen über die innenpolitische Situation im Kaiserreich.

³⁶ Bernhard Fürst von Bülow (1849–1929), 1894 Botschafter in Rom, 1897 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, 1900–1909 Reichskanzler.

³⁷ Am 26. 7. 1901 hatte Reichskanzler Bülow den neuen Zolltarifentwurf, der eine Erhöhung der Getreidezölle vorsah und damit auf dem Agrarsektor einer Schutzzollvorlage gleichkam, im „Reichsanzeiger“ veröffentlicht. Nach heftigen Debatten im Reichstag vor allem zwischen Sozialdemokraten und Agrariern der konservativen Parteien wurde die Zolltarifvorlage am 14. 12. 1902 angenommen.

³⁸ Auslassung: 6 Seiten. Erörterungen über die Verfassung des Deutschen Reiches sowie über die Politik und die politischen Führer des Zentrums.

³⁹ Ernst Haeckel (1834–1919), Naturforscher, Begründer des Monismus.

⁴⁰ Ernst Haeckel, Die Welträtsel. Gemeinverständliche Studien über monistische Philosophie, Bonn 1899. Darin versuchte Haeckel Wege zur Lösung der von Metaphysikern als weitgehend unlösbar betrachteten Welträtsel zu finden. Das Werk vermittelte einem breiten Leserkreis den zeitgenössischen Stand der Naturwissenschaften und verhalf der Evolutionslehre zum Durchbruch.

⁴¹ Adolf Stoecker, Christlich-Sozial. Reden und Aufsätze, Berlin 1885.

⁴² Adolf Stoecker (1835–1909), 1874 Hof- und Domprediger in Berlin, 1878 Gründung der „Christlich-sozialen Partei“, 1890 Aufgabe des Hofpredigeramtes nach einem Zerwürfnis mit Kaiser Wilhelm II. Stoecker versuchte mit seinem sozialpolitischen Programm die Arbeiter an die Kirche, die Monarchie und die nationale Idee zu binden, um die Stellung der evangelischen Kirche im öffentlichen Leben zu stärken. Starke Wirkung erzielte er mit der Verbreitung antisemitischen Gedankengutes.

Einen wesentlichen Gedankenaustausch mit einem Pastor oder Lehrer hatte ich nie, auch nicht einmal mit einem Kameraden von der Schulbank, sondern nur mit zwei Freunden vom Spiel im Freien. Sie waren beide von kleinbürgerlicher Herkunft, aus engeren Verhältnissen als ich, der ich ja auch nicht gerade im Reichtum aufwuchs. Immerhin besuchte auch Walter Jähne ein humanistisches Gymnasium, aber ein anderes als ich. Hans Enzmann war Realschüler und setzte es später durch, in die Oberrealschule einzutreten und ein Abitur zu machen. Er begann schließlich sogar ein neuphilologisches Studium in Leipzig, fiel aber schon im Anfang des Krieges von 1914. Er war mein nächster Freund im Jünglingsverein. Jähne kam nie zu einem Examen. Sein Vater war Gastwirt, machte aber in seinem Geschäft Konkurs. Seine Familie wanderte nach Chicago aus, und nach einigen Jahren war Walter dort für mich verschollen. Er war um einen Jahrgang älter als ich, während Hans ein oder zwei Jahrgänge jünger war. Walter Jähne war unter uns dreien der Überlegene.

[...]⁴³

Vielleicht suchte er Verständnis bei mir, weil ich meinerseits im April 1903 meinen Vater verlor. Jedenfalls suchte er mit einiger Leidenschaft meine Freundschaft. Die vielen Gespräche, die wir um die „monistische“ Weltanschauung führten, waren kein bloßes Ringen um Sachen, sondern um Seelen, um unsre eigenen Seelen. Während jeder Religionsunterricht uns kalt ließ: Hier in den Gesprächen von Walter und Karl, und auch von Hans, ging es in aller Wahrheit um unser Seelenheil. Wir unternahmen im Sommer 1904 zu viert – der vierte war Walters jüngerer Bruder Fritz – eine große Wanderung durch Sachsen, Thüringen und den Harz.

[...]⁴⁴

Das Reiseunternehmen war ein kleines Abenteuer. Denn wir hatten vor, drei Wochen unterwegs zu sein und dabei grundsätzlich niemals die Eisenbahn zu benutzen. Übernachten wollten wir im Freien oder in Scheunen, gelegentlich auch in „Herbergen zur Heimat“, wo die Handwerksburschen für wenig Groschen unterkommen. Hauptstationen sollten gemacht werden in Erfurt und dem schwarzburgischen Dorfe Alkersleben bei Enzmannschen Verwandten, später in Braunschweig bei Jähneschem Anhang. Ich besaß weder in Thüringen noch in Niedersachsen Verwandte, war also in allen Fällen darauf angewiesen, die Gastfreundschaft gänzlich fremder Leute auszunutzen. Der ganze Plan war mir eigentlich unbehaglich; er wurde uns andern von Walter Jähne gewissermaßen auferlegt. Man hätte mir's aber als Feigheit oder Standesvorurteil ausgelegt, wenn ich nicht hätte mitmachen oder mir's von meiner Mutter verbieten lassen wollen. Im Grunde paßte mir der ganze Reisetil, den Walter durchführen wollte, nicht recht. Aber ich sagte doch Ja. Wir wanderten am ersten Tage bis Kriebstein an der Zschopau, am zweiten bis zur westlichen Landesgrenze Sachsens, dann weiter über Altenburg, Bürgel, Jena, Weimar bis

⁴³ Auslassung: 1 Seite. Weitere Ausführungen zu Walter Jähne.

⁴⁴ Auslassung: Eine halbe Seite. Nähere Erläuterungen zum Verhältnis zu Walter Jähne.

nach Erfurt, wo wir am fünften Tage ankamen. Enzmanns Verwandte hatten alles trefflich vorbereitet. Wir konnten uns zwei Tage in Erfurt umsehen.

Dieser Aufenthalt wurde mir zum großen Erlebnis. [...] ⁴⁵ Wir besichtigten natürlich sämtliche Erinnerungsstätten an Luther⁴⁶. Was mich aber am allermeisten beeindruckte, das war der katholische Dom neben der gleichfalls katholischen Severikirche mit den großen Treppenstufen, die vom weiten Vorplatz zu den beiden Kirchen hinaufführen. Sie thronten auf der Anhöhe wie eine katholische Zitadelle – viel eindrucksvoller als die beiden militärischen Zitadellen auf dem Petersberg und der Cyriaksburg. Ich erlebte den Domberg und die Kirchen als ein Denkmal der deutschen Reichsgeschichte und der Reichskirche. Ich habe diesen Anblick nie vergessen. Auch das Innere des Domes machte mir großen Eindruck. Meine drei Wandergefährten empfanden es sicher anders. Auf sie wird der Eindruck der Lutherstätten stärker gewesen sein. Geruhsam war für uns alle die eintägige Ruhepause in Alkersleben, die unmittelbar auf Erfurt folgte. Von hier aus kamen wir nach Gotha und durchquerten das Dreieck zwischen den „Drei Gleichen“. In Eisenach machten wir uns natürlich gleich auf den Weg zur Wartburg. Sie könnte für meine Freunde das größte Erlebnis gewesen sein. Bei mir ging es weniger tief als das vom Erfurter Dom. Unsrer Wanderung ging dann weiter nach Langensalza, auf den Kyffhäuser und durch die Goldene Aue nach Stolberg im Harz. Im Walde bei Schierke und Elend übernachteten wir noch einmal im Freien. Diese Nacht war mir recht unheimlich. Sie befestigte in mir den Entschluß, mich auf dem Brocken von den andern zu trennen. Ich wollte den Besuch bei den Jähneschen Verwandten in Braunschweig vermeiden. Ein Gefühl der Peinlichkeit überkam mich stärker als vorher, über das ich mich freilich den andern gegenüber nicht äußern konnte. Mir schien es auch nicht gut, meine ganzen Ferien diesem Wanderabenteuer zu widmen; ich wollte eine Ruhezeit zu Hause haben.

So setzte ich auf dem Brockengipfel meinen Willen durch, sonderte mich ab und wanderte allein noch mehrere Tage über Wernigerode und Hettstedt zur Saale. Hinter Wernigerode mußte ich auf einsamem Waldwege durch eine große Wildschweinherde mitten hindurch: eine Mutprobe, die ich mir nicht schenken konnte. In einer Gastwirtschaft in Hettstedt stiftete mir der Wirt ein opulentes Frühstück. Als ich ihm einen Wanderbericht erzählte, bestaunte er den fünfzehnjährigen Großstadtbuben, der sich das Wagestück, so allein in die Welt zu gehen, zugetraut hatte. Ich sah auf der weiteren Wanderung noch mit Andacht die Burg Wettin; dann kam ich nach Halle. Und hier war meine Schaulust zu Ende. Ich verzichtete auf die Besichtigung der Stadt und ging gleich weiter nach Leipzig. Als ich hier den Dresdener Bahnhof sah, fand ich, es sei Unsinn, noch tagelang weiter zu laufen, wo ich mit der Eisenbahn doch

⁴⁵ Auslassung: 3 Sätze. Bemerkungen über die Bedeutung Erfurts im 15. und 16. Jahrhundert.

⁴⁶ Martin Luther (1483–1546), Reformator.

am heutigen Abend noch in Dresden sein könnte. Die Mutter fand mich abgemagert und überanstrengt. Aber ich hatte ja noch Ferien und erholte mich bald.

[. . .]⁴⁷

Mir hatte der Winter 1906/07 zum ersten Male das Erlebnis einer „gesellschaftlichen Saison“ gebracht. Ich besuchte da eine Gymnasiasten-Tanzstunde, die tatsächlich zu einer solchen Saison gestaltet wurde. In Dresden war es nicht üblich, daß die Schulen selber Tanzstunden veranstalteten, sondern man meldete sich in einem privaten Tanzinstitut an. Meine Mutter wählte für mich das, was ein Jahrzehnt vorher meine ältere Schwester besucht hatte. Dieses Institut lehrte nicht nur tanzen, sondern auch die Praxis, wie man sich in „guter Gesellschaft“ benimmt und bewegt. Es veranstaltete während des Halbjahrs etwa ein halbes Dutzend Bälle mit offiziellen Festtafeln und Weinzwang, auch eine Theateraufführung mit einem Stück, das „Militärfromm“⁴⁸ betitelt war. Der Offizier war im wilhelminischen Deutschland die gesellschaftlich vorbildliche Figur. Bei der Tafel waren auch die Eltern der Tanzschüler und -schülerinnen dabei. Einmal saß meine Mutter neben einer anderen älteren Dame, die im Tischgespräch klagte, daß die Diamanten teurer geworden seien. Mancher der Gymnasiasten, der sich in dieser Saison zu stark engagierte, brachte sich in Gefahr, in der Schule nicht mitzukommen. Ich lief diese Gefahr nicht, wurde vielmehr als Unterprimaner, der ich war, ein ziemlich erfolgreicher und interessierter Schüler. So will ich denn auch hervorheben, daß mir der gesellschaftliche Schliff, der mir hier beigebracht wurde, durchaus zum Vorteil gedieh. Auch positive Einwirkung auf den jungen Menschen war also möglich. Ich kam in ganz andere „Zirkel“ als bisher, und ich wuchs auch in andere Freundschaften als bisher hinein.

Meine Freundschaft mit Rudolf Klose zum Beispiel wurde in der gemeinsamen Tanzstunde begründet. Ähnlich auch die mit Werner Nößler, während die mit Theodor Steinbach dem Schulweg entstammte, den wir lange Zeit gemeinsam hatten. Früher war auch die Freundschaft mit Walter Jähne gutenteils auf dem Schulweg entstanden in den Jahren, wo er noch Gymnasiast war. Meine neuen Freunde waren nun Mitschüler in der Sekunda und Prima des Königlichen Gymnasiums. Ich verwuchs ganz anders als früher mit meiner Schulkasse, in der ich als historisches „Licht“ mehr als früher zu Ansehen kam. Die Schulfreunde prägten mich übrigens weit stärker als die Mädchen, mit denen wir tanzten, am stärksten vielleicht Werner Nößler, der aus einer geschiedenen Künstlerehe stammte und selbst musikalisch begabt war. Die Freundschaft mit Enzmann, der ja auch nach dem Abitur strebte, blieb erhalten, aber Jähne war nicht mehr anwesend. Da lag der Ozean dazwischen, und

⁴⁷ Auslassung: 3 Seiten. Darstellung der geistigen Auseinandersetzung mit Walter Jähne über den Monismus.

⁴⁸ Militärfromm. Genrebild in einem Aufzug, von Gustav von Moser und T. von Trotha, Berlin 1893.

daneben doch wohl auch wirklich die Gegensätzlichkeit des sozialen Abstiegs zum Aufstieg.

Seit der Obersekunda, besonders seit dem Geschichts- und Lateinunterricht meines Klassenlehrers Ulbricht und der Homerlektüre⁴⁹ unter Johannes Rentsch brachte ich dem vorher nur mäßig geliebten Gymnasium echtes Interesse entgegen; und in den beiden Primanerjahren (Ostern 1906 bis 1908) fühlte ich mich mit meinen Klassenkameraden wirklich verbunden wie vorher nie. August Ziel, mein Klassenlehrer in der Oberprima, erweckte Verständnis für die politischen Klassiker Athens, Thukydides⁵⁰ und Demosthenes⁵¹, und auch für die sokratischen⁵² Schriften Platons.⁵³ Ich lernte horazische⁵⁴ Rhythmen und sophokleische⁵⁵ Chorlieder ohne Anstoß und mit wirklichem Vergnügen deklamieren. Mathematische Aufgaben, vor denen ich früher jahrelang auf bloßes Raten angewiesen geblieben war, lernte ich von einem bestimmten Zeitpunkt an auf einmal begreifen. Mein Lehrer Gustav Hoffmann war frei von aller Pedanterie. Ob in den Schülerheften die „Geraden“ völlig krumm ausfielen, oder so mancher „Kreis“ mehr einer Birne glich, war ihm egal. Er bewertete nur die Denkarbeit in der planimetrischen Analysis und die logische Schlüssigkeit im Beweis. Seine Lehrstunden waren wie die eines Hochschulprofessors, und daneben war er der Organist der Schule. In jeder Montagsandacht saß er am Harmonium, um die Choralverse, von denen die Andachten umrahmt wurden, zu begleiten.

Wenn ich an die Aula zurückdenke, wo die Andachten und Festakte der Schule begangen wurden, muß ich an die vier großen Wandgemälde an den beiden Schmalseiten des Raumes denken. Hinter den Bänken der Schülerschaft waren dargestellt der Sieg des klassischen Hellenentums über die Perser im Triumpheinzug des Themistokles nach der Seeschlacht bei Salamis⁵⁶ und die römische Republikanertugend in der Szene, wie der Konsul Brutus seine eigenen Söhne wegen Disziplinlosigkeit zum Tode verurteilt.⁵⁷ Vor uns an der Wand, auf die wir hinblickten, sahen wir den Aufbruch des Kaisers Barba-

⁴⁹ Homer, griechischer Dichter des 8. Jh. v. Chr.

⁵⁰ Thukydides (460–400 v. Chr.), griechischer Geschichtsschreiber.

⁵¹ Demosthenes (384–322 v. Chr.), griechischer Redner.

⁵² Sokrates (470–399 v. Chr.), griechischer Philosoph.

⁵³ Platon (427–348/47 v. Chr.), griechischer Philosoph.

⁵⁴ Quintus Horatius Flaccus genannt Horaz (65–8 v. Chr.), römischer Dichter.

⁵⁵ Sophokles (497/96–406/05 v. Chr.), griechischer Tragiker.

⁵⁶ Seesieg der Griechen über die Perser nach den Plänen des Archon Themistokles 480 v. Chr.

⁵⁷ Nach der legendenhaften Überlieferung der römischen Geschichtsschreibung hatten die Söhne des ersten Konsuls der Römischen Republik, Brutus, Titus und Tiberius, einen Versuch zur Wiederherstellung der Monarchie durch die Wiedereinsetzung des vertriebenen letzten Königs Tarquinius Superbus gemacht. Um der Rechtsgleichheit willen verurteilte Brutus als Gerichtsherr seine Söhne zusammen mit den Mitverschworenen zum Tode.

rossa zu seinem Kreuzzug⁵⁸ und eine Sitzung der Wittenberger Reformatoren von 1541, auf der sie den Text der Lutherbibel vollendeten. Über den vier Gemälden und auch über den großen Fenstern zur Holzhofgasse zog sich ein Fries hin mit Rundbildnissen großer Männer der Geistesgeschichte: hinter uns Homer, Aristoteles⁵⁹ und Caesar⁶⁰; über den Fenstern Karl der Große⁶¹, Gutenberg⁶² und Columbus⁶³, Lorenzo von Medici⁶⁴ und Shakespeare⁶⁵; vor uns über dem Rednerpult Kant⁶⁶, Goethe⁶⁷ und Alexander von Humboldt.⁶⁸ Es waren keine Paladine des neuzeitlichen Machtstaats dargestellt. Die Bilder verkündigten unmißverständlich den Geist des kursächsischen Humanismus, keineswegs den des neudeutschen Nationalismus. Nicht dieser war der Geist, in dem dies Gymnasium im Jahre 1874 gegründet worden war. Außen über dem Schulportal stand der Leitspruch: *Gymnasium regium doctrinae, virtuti, pietati sacrum* – Königliches Gymnasium, der Wissenschaft, Charakterfestigkeit und Gottesfurcht geweiht.

⁵⁸ Im Mai 1189 brach Kaiser Friedrich Barbarossa (um 1122–1190) von Regensburg aus zum Dritten Kreuzzug auf, in dessen Verlauf er im Saleph ertrank.

⁵⁹ Aristoteles (384–322 v. Chr.), griechischer Philosoph.

⁶⁰ Gaius Julius Caesar (100–44 v. Chr.), römischer Feldherr und Staatsmann.

⁶¹ Karl der Große (747–814), König der Franken und Römischer Kaiser.

⁶² Johannes Gensfleisch zur Laden genannt Gutenberg (zwischen 1397 und 1400–1468), Erfinder des Buchdruckes mit beweglichen Metallettern.

⁶³ Christoph Columbus (1451–1506), genuesischer Seefahrer, Entdecker Amerikas.

⁶⁴ Lorenzo de Medici, „der Prachtige“ (1449–1492), florentinischer Staatsmann, Förderer von Humanisten und bildenden Künstlern.

⁶⁵ William Shakespeare (1564–1616), englischer Dramatiker, Schauspieler und Dichter.

⁶⁶ Immanuel Kant (1724–1804), Philosoph.

⁶⁷ Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832), Dichter.

⁶⁸ Alexander von Humboldt (1769–1859), Naturforscher und Geograph.

II. Student in Jena, Leipzig und Bonn (1908–1913)

Genau an meinem neunzehnten Geburtstag, am 27. März 1908, wurde ich in der Schulaula mit einem guten Reifezeugnis feierlich entlassen. Ich erlebte eine schöne Muluszeit¹, und dann stand mir der Weg zur Hochschulbildung offen, der meinem unglücklichen Freunde Jähne leider verschlossen blieb. Ich wollte mich unsrer alten Freundschaft nicht entfremden; doch waren wir tatsächlich, geographisch und sozial, in höchst unterschiedliche Verhältnisse verpflanzt. Weil ich nicht gleich nach Leipzig gehen, sondern erst eine kleinere Universität besuchen wollte, wählte ich Jena als Studienort. Ich wählte es als gleichsam zweite sächsische Universität, als die Hochschule des „ernestini-schen“ Sachsen. Ich war konservativ, denn ich bejahte innerlich meine altsprachliche gymnasiale Schulbildung und seit der Tanzstundenzeit auch die herrschenden gesellschaftlichen Lebensverhältnisse. So hatte ich keine Beziehungen zu der in den letzten zehn Jahren aufgekommenen „Jugendbewegung“², die übrigens von Berlin ausging und in Sachsen noch nicht viel von sich reden machte. Wäre ich von der Jugendbewegung hergekommen, so hätte ich in Jena „Freistudent“³ werden müssen. Ich wollte aber „Verbindungsstudent“ werden, und wenn ich auch ein paar Wochen zögerte, trat ich doch am 13. Mai in die Sängerschaft zu St. Pauli in Jena ein.

Die Sängerschaften⁴ hatten gerade auf kursächsischem Boden eine besonders große und anerkannte Tradition. Ihre Stärke lag nicht im allgemein-deutschen Dachverband, im CC = „Chargierten-Convent“⁵, sondern im mitteldeutschen RKV = „Rudelsburger Kartell-Verband“⁶, der allein den mitgliederstar-

¹ Die Zeit zwischen der bestandenen Reifeprüfung und der Immatrikulation an einer Universität.

² Die Jugendbewegung entstand um 1900 vor dem Hintergrund einer allgemein verbreiteten kulturkritischen Haltung. Sie wurde vor allem von der bürgerlichen Jugend getragen.

³ Ein Student, der keiner Korporation angehört.

⁴ Ursprünglich Gesangsvereine an den Universitäten, die sich zu farbentragenden und schlagenden Korporationen wandelten. Die älteste war die Universitätssängerschaft zu St. Pauli in Leipzig, gegründet 1822. Ihr folgte 1828 St. Pauli in Jena. Vgl. W. von Quillfeldt (Bearb.), Handbuch der „Deutschen Sängerschaft“ (Weimarer C. C.), Dresden 1928.

⁵ Bezeichnung für den 1901 erfolgten Zusammenschluß farbentragender Universitäts-gesangsvereine. Der CC machte sich die Pflege der Musik und des Männergesangs zum Programm. Er vertrat das Prinzip der unbedingten Satisfaktion, verwarf jedoch die Bestimmungsmensur. Da die Bundesfeste ab 1903 in Weimar stattfanden, wurde 1906 der Name in Weimarer CC, Verband Deutscher Sängerschaften, umgewandelt.

⁶ Ein Kartell-Verband umfaßt mehrere Verbindungen, die sich aufgrund von gleichen oder ähnlichen Regeln und Zielsetzungen verbunden haben. Der Rudelsburger Kartell-Verband entstand 1890. 1919 ging er im Weimarer CC auf.

ken Kern der ganzen Richtung ausmachte. Zu ihm gehörten die Leipziger und die Jenenser Pauliner, die Hallischen Friderizianer und die Prager Barden. Sie trugen sämtlich in Mütze und Band die Farben Blau-Weiß-Blau, also die traditionellen deutschen Sängerfarben, die auf eine fast ebenso hundertjährige Geschichte zurückgingen wie die schwarz-rot-goldenen Farben der Deutschen Burschenschaft. In andern deutschen Gebieten gab es diese echte, bodenständige Sängerüberlieferung nicht. Der Name der Pauliner in Jena und Leipzig wies auf den ursprünglichen Zusammenhang mit der kursächsischen Landeskirche hin, auf die alten „Pauliner“- (Dominikaner)-Kirchen der Jenaer und Leipziger Universitäten, aus deren Sängerchören sie hervorgegangen waren. Jetzt waren aus den Korporationen der Vorzeit moderne farbentragende Verbindungen geworden. Aber die Tradition war doch nicht tot: Ich habe auf sie von Anbeginn an großen Wert gelegt. In Jena trug man eine weiße Mütze; in Halle, Leipzig und Prag eine blaue in verschiedenen Schattierungen.

Ich war bereit, die Grundsätze der Verbindung mit zu vertreten, auch das Prinzip der „unbedingten Satisfaktion“⁷, obwohl mir die modische Fechtbegeisterung der „schlagenden“ Studenten von Anfang an vorbeieimponierte. Da ich andere Werte des Verbindungslebens bejahte, nahm ich das von preußischen Offiziersbegriffen übernommene „Satisfaktionsprinzip“ in Kauf. Ich finde eine Tagebuchnotiz vom 8. Juni 1908, nachdem ich das erste Mal bei einer Mensur zugeschaut hatte:

Es floß genug Blut, aber „Leichte Säbel“, das ist nicht sehr gefährlich. Immerhin macht mir der ganze Mensurkram Bedenken. Es ist doch eigentlich eine große Albernheit und Torheit. Wir fechten keine „Bestimmungsmensuren“⁸, aber bei „Beleidigungen“ muß man Satisfaktion geben. Als ob es einem Genußtun verschaffen könnte, wenn man möglicherweise selbst die Schläge kriegt! Ich muß es mitmachen, denn ich möchte nicht deshalb aus der Sängerschaft austreten. Ich habe gewiß keine Furcht, aber es behelligt mich, daß ich hier etwas tun soll, was eines vernünftigen Menschen unwürdig ist. Ich würde aber antreten, wenn der Fall gegeben ist, so dumm mir die Sache vorkommt.⁹

Ich habe es sowohl in meiner „Aktiven“¹⁰ wie „Inaktiven“zeit¹¹ vermieden, aus persönlichen Gründen zu einer Mensur zu kommen. Nur bei einer „Pro-

⁷ Sowohl das Recht als auch die Pflicht, als Beleidigter den Beleidiger zum Duell zu fordern und als Beleidiger die Forderung anzunehmen.

⁸ Bei der „Bestimmungsmensur“ geht dem Duell keine Beleidigung mehr voraus. Es wird vielmehr von den Zuständigen zweier Korporationen bestimmt, welche ihrer Bundesbrüder unter genau festgelegten Regeln gegeneinander fechten sollen.

⁹ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1908/09, S. 6.

¹⁰ Bezeichnung für die Vollmitgliedschaft in der Verbindung nach der ein- bis zweiseimstrigen Vorbereitungszeit.

¹¹ Für die Ablegung seines Examens kann sich der Verbindungsstudent „inaktivieren“ lassen. Er ist dann nur noch beschränkt zur Teilnahme an den Verbindungsveranstaltungen verpflichtet.

patria-Suite“¹² auf Schläger bin ich in Jena einmal mit „herausgestellt“ worden und hatte Erfolg. Als „Alter Herr“¹³ ist man sowieso nicht mehr zu „unbedingter Satisfaktion“ verpflichtet. Man wußte im Jenenser Paulus, daß „Fechten“ und „Singen“ nicht besonders gut zueinander passen, und gab doch, getreu der Tradition, dem „Singen“ den Vorzug. Der Wert der „Fuxstunden“¹⁴, die ich durchmachen mußte, war in hohem Maße abhängig von der Person des Fuxmajors.¹⁵ Der des Sommersemesters 1908 hatte es nur auf Erziehung zu „couleurfähigem“ äußerem Auftreten abgesehen. Paul Eckert dagegen im Wintersemester war ganz ausgezeichnet. Er war musikalisch und hatte treffliche Kenntnisse von der Geschichte des Studententums überhaupt und unsrer Verbindung im besonderen. Das Sommersemester war erfüllt mit sehr viel äußerem Betrieb, weil es mit der Feier des dreihundertfünfzigjährigen Bestehens der Universität Jena und der Einweihung eines neuen großen Universitätsgebäudes abschloß. Anschließend wurde auch noch das achtzigjährige Stiftungsfest der Sängerschaft gefeiert. Man feierte eine volle Woche „Feste“, und viele Wochen vorher brauchte man natürlich schon zur Vorbereitung. Ich fühlte mich an manchen Tagen stark behelligt von den Verpflichtungen in der Korporation und war recht froh, als ich nach spätem Semesterschluß am 6. August wieder zurück nach Dresden reisen konnte. Alle diese Umstände wurden im Wintersemester viel besser. Erst in diesem meinem zweiten Semester bin ich richtig in die Korporation hineingewachsen. „Ich will nun auch etwas arbeiten“, ist in meinem Tagebuch notiert.¹⁶ Ich hatte mir Mühe gegeben, die Kollegstunden zu besuchen, aber sie waren natürlich etwas zu kurz gekommen. Der Rummel hatte zuviel Zeit beansprucht. Befriedigend war das Leben nicht gewesen.

Als ich mich entschloß, in Jena zu studieren, war mitbestimmend gewesen, daß ich Ernst Haeckel im Kolleg hören wollte, dessen „Welträtsel“-Monismus für Enzmann, Jähne und mich unsre gemeinsame Weltanschauung geworden war. Ich war allerdings von ihm schon nicht mehr ganz überzeugt, als ich nach Jena reiste. In einem Brief, den ich als *Mulus*¹⁷ am 31. März 1908 nach Chicago schickte, meinte ich, ich könnte nicht mehr ausschließlich auf der Grundla-

¹² Im Gegensatz zur Bestimmungsmensur ist ihr Anlaß die Beleidigung einer Verbindung durch eine andere.

¹³ Mit dem Abschluß des Studiums wird aus dem Studenten ein „Alter Herr“, seine Teilnahme am Verbindungsleben ist dann freiwillig.

¹⁴ Nach seiner Aufnahme in die Verbindung ist der Student ein bis zwei Semester Fuchs (seltenere Schreibweise: Fux). In den Fuchsstunden erlernt er die korporationsspezifischen Regeln.

¹⁵ Älterer Verbindungsstudent, der für die Erziehung und Betreuung der Fuchse zuständig ist.

¹⁶ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1908/09, Eintragung vom 7. August 1908, S. 13.

¹⁷ Bezeichnung für einen angehenden Studenten.

ge von Haeckel, David Friedrich Strauß¹⁸ und Carneri¹⁹ diskutieren, weil ich mich inzwischen von andern Autoren angeregt fühlte, am meisten von Kurd Laßwitz.²⁰ Von ihm hatte ich nicht nur den Roman „Auf zwei Planeten“²¹, sondern auch sein philosophisches Werk „Wirklichkeiten“²² gelesen. In Jena besuchte ich sehr bald Haeckels Vorlesung im Zoologischen Institut und erlebte von seiner Person eine fühlbare Enttäuschung. Ich fand ihn langweilig und seine Stimme zu dünn, so daß ich nicht wieder hinging. Das Konzept eines weiteren Briefes von mir, das kein Datum trägt, muß in Jena nach dieser Enttäuschung geschrieben sein. Darin bezog ich mich auf Laßwitz. Ich glaubte, damit nicht den monistischen Standpunkt verlassen zu haben, denn ich konnte mich auf den vor nicht langer Zeit verstorbenen Pastor Albert Kalthoff²³ berufen, der es für vereinbar mit seinem Amte gehalten hatte, Vorsitzender des Monistenbundes zu sein. Bei ihm hatte ich gelesen:

Gott ist für den Verstand keine Wirklichkeit, er tritt als Gott nirgends in die Erscheinung, er hat als persönliches Wesen keinen Platz in dem unverbrüchlichen Zusammenhang von Ursache und Wirkung.²⁴

Aber was für den Verstand keine Wirklichkeit ist, kann durch Willen und Gefühl dennoch als Wirklichkeit erlebt werden. Kalthoff glaubte an den persönlichen Gott. Ich hatte bei ihm auch folgende Äußerung gelesen:

Der Mensch mit Religion, der fromme Mensch ist stärker, ist mehr Mensch als der, den wir religionslos nennen müssen.²⁵

Das schien mir mit Laßwitz übereinzustimmen, der nicht nur „eine“, sondern „vier Wirklichkeiten“: die des Wollens, Fühlens und Glaubens neben der des Verstandes kannte, alle vier zusammen in der Einheit der menschlichen Person. Das war doch wohl auch „Monismus“, und zwar ein besserer, als der bloß „materialistische“. Ich hörte gerade mit großem Interesse ein einstündiges Kolleg bei dem Botaniker Detmer²⁶, der für sein Fach „mechanistische“, nicht „vitalistische“ Entwicklungskräfte annahm, gleichwohl aber erklärte, als Weltanschauung sei der Materialismus wissenschaftlich überwunden. Die Verarbeitung des Detmerschen Kollegs war für mich der beste Ertrag meines er-

¹⁸ David Friedrich Strauß (1808–1874), evangelischer Theologe.

¹⁹ Bartholomäus Ritter von Carneri (1821–1909), österreichischer Politiker und Schriftsteller. Er bekämpfte Klerikalismus und Panslawismus.

²⁰ Kurd Laßwitz (1848–1910), Philosoph und Schriftsteller.

²¹ Kurd Laßwitz, *Auf zwei Planeten*. Roman in 2 Büchern, Weimar 1897.

²² Kurd Laßwitz, *Wirklichkeiten*. Beiträge zum Weltverständnis, Berlin 1900.

²³ Albert Kalthoff (1850–1906), evangelischer Theologe, zusammen mit Haeckel an der Gründung des Monistenbundes beteiligt.

²⁴ Albert Kalthoff, *Religiöse Weltanschauung*. Reden, Leipzig 1903, S. 57.

²⁵ Ebd., S. 234.

²⁶ Wilhelm Detmer (1850–1930), 1879–1925 Professor für Botanik in Jena.

sten Jenaer Semesters. Detmer war vorsichtiger als Haeckel, dessen Fehler ja war, wie ihm der russische Physiker Chwolson²⁷ vorhielt, daß er zu oft das „zwölfte Gebot“ verletze.²⁸ Das „elfte Gebot“ heißt bekanntlich: „Du sollst dich nicht erwischen lassen“; das „zwölfte“ aber: „Du sollst nicht über Dinge schreiben, von denen du nichts verstehst.“ Detmer beachtete den Unterschied zwischen Naturwissenschaft und auch Naturphilosophie von der „Weltanschauung“, die man nicht auf die Objekterkenntnis allein begründen kann.

Mein Tagebuch von 1908 gestattet mir, den Weg meines damaligen Denkens ziemlich genau zu verfolgen. Anfang Oktober 1908 stieß ich in Dresden, nicht in Jena, auf die ins Deutsche übersetzten Schriften und Vorträge des englischen Physikers Tyndall.²⁹ Ich entlieh mir die Bücher von der Sächsischen Landesbibliothek und studierte sie ziemlich systematisch durch. Auf Tyndall aufmerksam geworden war ich schon im Jenaer Volkshaus der Zeißstiftung. Am 10. Oktober fand ich bei ihm den entscheidenden Satz:

Der Mensch als Objekt ist durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt von dem Menschen als Subjekt.³⁰

Es gibt, wie Tyndall von Fichte³¹ übernommen hatte, keinen logischen Zusammenhang zwischen dem Ich und der Außenwelt. Die naturale Evolution ist also nur ein Postulat der Wissenschaft, allerdings ein zwingendes. Andererseits dürfen die Rechte des Gefühls neben denen des Verstandes nicht vernachlässigt werden. Verstand und Gefühl sind zwei gleichberechtigte Welten innerhalb unsres Ich. Das war es, was ich bereits bei Laßwitz und Kalthoff gefunden hatte, was ich meinem Freunde Jähne auseinanderzusetzen versuchte und was jedoch er nicht gelten lassen wollte. Jetzt fand ich nun bei Tyndall die klar formulierte These dafür, die mich auch Detmers Vorlesung hinterher besser verstehen ließ.

Ich finde im Jenaer Tagebuch unterm 1. Dezember zusammengefaßt, was ich damals an Jähne geschrieben hatte.

Was uns gegeben ist, ist unser Bewußtsein mit seinen Tatsachen. Alles Existierende wird von unserm Bewußtsein umfaßt. Wir nennen es Geist, wir nennen es Gott. Da unser Bewußtsein allumfassend und doch persönlich ist, ist auch unser Gott persönlich und allumfassend. Ein „unpersönli-

²⁷ Orest Danilowitsch Chwolson (1852–1934), russischer Physiker, Arbeiten über Elektrizität, Magnetismus, Optik und Wärmestrahlung. Er bekämpfte den Monismus.

²⁸ Gemeint ist hier wohl das Buch Hegel, Haeckel, Kossuth und das 12. Gebot. Eine kritische Studie von O. D. Chwolson, Prof. zu St. Petersburg, Braunschweig 1906.

²⁹ John Tyndall (1820–1893), irischer Physiker, arbeitete über Diamagnetismus, Sonnenstrahlung, Thermoelektrizität, Polarisation, Absorption von Wärmestrahlung und Wärmeleitung.

³⁰ John Tyndall, *Der Materialismus in England*. Ein Vortrag, gehalten in der Versammlung der British Association in Belfast, 2. Aufl. Berlin 1876, S. 71 (hier heißt es statt „unüberbrückbar“ „unübersteigbar“).

³¹ Johann Gottlieb Fichte (1762–1814), Philosoph.

cher“ Gott ist eine ebenso sinnlose Vorstellung wie ein unpersönlicher Mensch.³²

Mich beeindruckte auch ein Gleichnis aus Wilhelm Bölsches³³ „Naturgeheimnis“³⁴:

Ich besitze die medicäische Venus und zerschlage sie. Da geht kein Körnchen und kein Atom verloren, aber der Haufen Schutt ist etwas anderes, als was vorher da war. Der Unterschied ist: Ich habe die schöne Form weggenommen.³⁵

Unser Bewußtsein birgt Vorstellungen von Formen, von Farben, von Tönen, mit einem Worte: von allem Schönen. Wir unterscheiden aber auch zwischen Gut und Böse. Wie uns die objektive Außenwelt zugänglich ist durch den Verstand, so sind uns ästhetische, ethische, religiöse Welten zugänglich durch Gefühl, durch Willen und Glauben. Wir können oder müssen vielleicht unsre Naturerkenntnis betreiben wie „Atheisten“; aber weltanschaulich kann uns ein Materialismus nie genügen. Die Naturwissenschaft läßt uns in den Gehirnzellen chemische und physikalische Vorgänge von höchster Kompliziertheit erkennen. Aber wie aus Gehirnvorgängen „Bewußtsein“ wird, das erkennen wir wahrscheinlich nie. Denn uns fehlt der Archimedische Punkt, auf dem [sic!] wir uns über uns selbst stellen könnten.

Ist dies nun „Monismus“ oder „Dualismus“? Wir können an die Einheit des Naturgeschehens glauben, gerade wie an die Einheit des Bewußtseins. Beides ist Monismus. Aber vom naturalen „Sein“ zum Bewußt-„Sein“ läßt sich keine Brücke schlagen. Wir konstatieren objektives Geschehen und parallel dazu Bewußtseinsvorgänge. Das Bewußtsein ist nicht „ableitbar“ aus der Kausalität; es tritt parallel zu ihr auf. Wie das zugeht, wissen wir nicht. Der Mathematiker sagt von Parallelen, daß sie sich im „Unendlichen“ schneiden. Im „Endlichen“ müssen wir beim Dualismus des Subjektiven und Objektiven verharren.

So wurde mir damals, als ich neunzehn Jahre alt war, im Prinzip schon klar, daß der Mensch durch sein Bewußtsein, das heißt als Person, die Natur „transzendiert“. Wenn mir auch die Erinnerung an Tyndalls Einfluß auf mich jahrzehntelang nicht mehr gegenwärtig blieb, so war ich doch auf die Erkennt-

³² IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1908/09, Eintragung vom 1. Dezember 1908, S. 22. Dort lautet der Text jedoch: „Was uns gegeben ist, ist unser Bewußtsein mit seinen Tatsachen. Alles Existierende ist in unserm Bewußtsein – natürlich nur für uns. Wir nennen es Geist, wir nennen es Gott. Das Bewußtsein ist persönlich und umfaßt alles. Darum ist auch unser Gott persönlich und allumfassend.“

³³ Wilhelm Bölsche (1861–1939), Schriftsteller, Verfasser vieler populär-naturwissenschaftlicher Schriften, Vorkämpfer der Evolutionstheorie, übte großen Einfluß auf die monistischen Bewegungen seiner Zeit aus.

³⁴ Wilhelm Bölsche, Naturgeheimnis, Jena 1905.

³⁵ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1908/09, Eintragung vom 1. Dezember 1908, S. 22.

nis vorbereitet, daß Naturerkenntnis niemals Gott vorfinden kann. Sie findet ja auch die menschliche Person als Objekt nicht vor; sie weiß nur von sich selbst als Subjekt. Ich kam also damals zum vollen Begriff der „Geschichte“, koordiniert neben dem der „Natur“, noch nicht. Aber ich erkannte das, was für den wirklich berufenen Historiker fundamental ist: Daß er nämlich begreift, daß Geschichtswissenschaft keine Naturwissenschaft ist. Dieses Unterscheidungsvermögen hängt zusammen mit der theologischen Grundeinsicht, daß der Begriff eines „unpersönlichen“ Gottes einen Widerspruch in sich selbst bedeutet; daß er ebenso unmöglich ist wie die Vorstellung eines unpersönlichen Menschen. Es gibt das menschliche personale Subjekt, den Menschen, der „Ich“ sagt und den andern Menschen mit „Du“ anredet. Und es gibt auch den naturalen Menschen, der ein Objekt der Welterkenntnis, ein „Es“ ist. Zwischen beiden besteht Tyndalls „unüberbrückbare Kluft“. Historie, die es unvermeidlich mit Subjekten zu tun hat, ist also keine rein objektive Wissenschaft. Der Begriff der Geschichte steht „dualistisch“ neben dem Begriff der Natur. Mit dieser Erkenntnis, die ich im Herbst 1908 erlangte, war noch nicht die Bekehrung zum Offenbarungsglauben im christlichen Sinne gegeben; aber sie wurde erkenntnistheoretisch möglich. Faktisch entwickelte ich mich zunächst zu einer Phase heidnisch-„germanisch“ getönten Götterglaubens.

Inzwischen war mir am Beginn meines zweiten Semesters von der Sängerschaft auferlegt, meine private Studentenbude in Jena mit einem Zimmer im Paulinerhause Forstweg 24 zu vertauschen. Es gab kein besseres Mittel, um den Fux innerlich in die Verbindung hineinwachsen zu lassen: viel intensiver als im Sommersemester. Im häuslichen Zusammenleben mit andern Couleurbrüdern begründeten sich erst die wirklichen persönlichen Freundschaften. Auf der Weihnachtskneipe³⁶ am 16. Dezember wurde mir und meinen Confüxen das dreifarbige Burschenband³⁷ verliehen. Dem Kollegbesuch bekam freilich das Leben auf dem Hause nicht gut, zumal im Winter bei vereisten Wegen von unserm Berge hinunter in die Stadt. Ich lernte aus Erfahrung kennen, daß der Erfolg des Studiums durch das Verbindungsleben in Frage gestellt werden kann. Von unsern semesterälteren Burschen kamen, wie sich in den nächsten Jahren zeigte, auffallend viele nie zu einem Examen. Mancher kommt mir, wenn ich zurückdenke, vor, als wäre das für ihn schicksalhaft gewesen. Denn nicht wenige fanden im Kriege von 1914 einen frühen Tod, so daß man das Gefühl bekam, für sie wäre ein Examen sowieso überflüssig gewesen. Bei meinem zahlenmäßig starken Jahrgang 1908 – wir waren bei der Burschung ihrer neunzehn – zeigte sich mehr Charakterfestigkeit als bei den Jahrgängen vor uns. Von unsrer Generation an scheiterten im Studium spür-

³⁶ „Kneipe“ ist das regelmäßige Zusammenkommen der Verbindungsstudenten zum Zechen und zum Absingen von Liedern aus dem Kommersbuch.

³⁷ Um die Brust geschlungenes Band mit den Farben der Verbindung. Mit der Verleihung des Burschenbandes, der sogenannten Burschung, wird aus dem Fuchs ein „Aktiver“, also ein Vollmitglied der Verbindung mit vollem Stimmrecht.

bar weniger als von den älteren. Die Sängerschaft zu St. Pauli in Jena wurde während meiner Aktivität konservativer als vorher.

Das zeigte sich sehr deutlich beim sängerschaftlichen „Prinzip“ in meinem dritten Semester. Unsre Tradition stammte aus einer Zeit, wo wir noch keine Farben trugen und der „Akademische Gesangverein“ der Universität waren. Dann wurden wir „Studentischer Gesangverein“, dann „Sängerschaft“, traten in den CC ein und setzten die weiße Mütze auf.³⁸ Wir wurden eine farbentragende Verbindung wie die Corps und Burschenschaften, richteten unser ganzes Auftreten darnach ein und erlangten eine bestimmte Geltung innerhalb des Korporationsstudententums. Wir legten uns „eigene Waffen“ und das Prinzip der „unbedingten Satisfaktion“ zu. Wir behielten aber auch unser älteres „Prinzip“ und bestrebten uns immer noch, auch ein „Gesangverein“ zu bleiben. Selbstverständlich wünschte das die große Mehrheit der „Alten Herren“. Es kamen aber auch Leute auf, die bewußt darauf hinarbeiteten, das sängerschaftliche Prinzip nur noch als äußeres Firmenschild zu gebrauchen und sonst nur „Couleurstudenten“ und anderen Verbänden so ähnlich wie möglich zu werden. Dazu gehörte vor allen Dingen, deren Praxis der „Sportmensuren“³⁹ zu übernehmen. Sie wollten nicht weniger „schneidig“ sein als die Burschenschaften und Corps. Da tauchte nun im Sommersemester 1909 die Frage auf, ob wir wieder einmal, wie früher, ein „öffentliches Konzert“ geben wollten. Gerade das öffentliche Singen aber mußte den „Verbindungsreformern“ unsympathisch sein, weil es ein Hinaustreten aus der Exklusivität des „Couleurstudenten“ bedeutete. Man setzte sich der öffentlichen Kritik damit aus, der Gefahr, die angebetete Couleur zu „blamieren“. „Gesangverein“ und „farbentragende Verbindung“ schienen schlecht zueinander zu passen. Die Gegner des Konzerts hüteten sich dabei, das Prinzipielle allzu deutlich auszusprechen. Sie begründeten ihre Ablehnung lieber mit praktischen Erwägungen.

Am 17. Juni 1909 trat ein G.B.C. (General-Burschen-Convent) zusammen, um über die Veranstaltung eines Konzerts zum Semesterende zu beschließen. Es war das Verdienst von Eckert, daß das Prinzipielle klar herausgestellt wurde. Er verlangte das Bekenntnis zur eigenen selbständigen Tradition:

Es kommt auf die Probe an, ob wir noch fähig und willens sind, einmal das alte Sangesprinzip vor das couleurstudentische zu stellen, ob wir noch den Mut haben, uns zur alten Tradition zu bekennen und uns öffentlich als ein Verein von Sängern zu dokumentieren. Es kommt auf den Versuch an zu zeigen, daß wir das alte sängerschaftliche und das neue couleurstudentische Prinzip zu vereinigen vermögen.⁴⁰

³⁸ Zur Geschichte der Sängerschaften vgl. Quillfeldt, Handbuch, S.23–46.

³⁹ Unter den Begriff der „Sportmensur“ fallen Duelle ohne vorausgehende Beleidigung.

⁴⁰ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1908/09, Eintragung vom 18. Juni 1909, S.29.

Mir und vielen anderen sprach Eckert damit aus dem Herzen. Es stellte sich heraus, daß die aktiven Burschen meines Jahrgangs überwiegend den verlangten „Mut“ bekundeten, während die Mehrzahl der anwesenden Inaktiven die Anpassung an das Klischee der übrigen farbentragenden Verbände befürwortete. Mit 18 gegen 12 Stimmen wurde die Veranstaltung des Konzerts beschlossen. Es kam dann zwar am Ende des Semesters nicht zur Ausführung des Beschlusses, aber nur weil der Universitätsmusikdirektor Stein aus persönlichen Gründen verhindert war zu dirigieren. An dem grundsätzlichen Beschluß konnte trotz der großen Enttäuschung der Unterlegenen, die nicht verhehlt wurde, nichts geändert werden. Der Paulus Jenensis zeigte sich imstande, am alten Prinzip festzuhalten gegen den Willen derer, die sich daran gewöhnt hatten, sich für die „fortschrittlichen“ Repräsentanten der Verbindung zu halten. Die Sängerschaft lehnte den vermeintlichen Fortschritt ab; gerade die jüngeren Aktiven bekannten sich zur alten Tradition.

Von diesem Tage an wußte ich endgültig, daß ich am richtigen Platze stand, daß ich mit Fug und Recht die weiße Mütze aufgesetzt hatte. Ich siedelte im vierten Semester nach Leipzig über, erwarb auch das Band unsrer dortigen Kartellsängerschaft und wurde innerhalb des Leipziger Paulus der erklärte Sprecher meiner Jenenser Verbindungsbrüder. Ein Jahr später bekam ich einen Brief des Jenaer Erstchargierten Langlotz vom 28. Juni 1910, in dem ich förmlich beauftragt wurde, unsern Standpunkt gegen die „Fechtpartei“ in Leipzig zu vertreten. Das habe ich jahrelang mit Erfolg getan. In einer gedruckten Satzung vom Jahre 1912 legte sich der gesamte RKV auf die „Verwerfung“ aller Sportmessen fest. Die Fechtmode unter den Studenten war eine Auswirkung der preußischen Reserveoffiziersgesinnung, also eine Mode, die ich konsequent zu bekämpfen hatte. Diesen Geist zu bekämpfen, war ich ja von jeher entschlossen gewesen. Drum wußte ich, wo ich als Pauliner zu stehen hatte.

[. . .]⁴¹

Ich hätte in Jena bleiben und der Schüler von Hans Lietzmann⁴² werden können, denn die Kirchengeschichte interessierte mich sehr. Lietzmann war Alter Herr des Jenenser Paulus; er hätte mich sicher sehr gern gefördert. Aber ich war zu weit von christlichem Bekenntnis entfernt; ich konnte mich unmöglich der Theologischen Fakultät zuwenden oder gar auf ein künftiges Pfarramt vorbereiten. Ich mußte Historiker in der Philosophischen Fakultät bleiben. So war ich, noch ehe ich Jena verließ, entschlossen, in Leipzig ein Schüler Lamprechts⁴³ zu werden. Die Belege für die Vorlesungen, die ich in Jena gehört,

⁴¹ Auslassung: 15 Seiten. Ausführungen über die Stellung des Königs in Preußen im 19. Jahrhundert, über die problematische Stellung des Kaisers in der Reichsverfassung und über die Gefährdung des Reiches in Europa vor dem Ersten Weltkrieg. Besprechung historischer Fachliteratur.

⁴² Hans Lietzmann (1875–1942), 1908–1924 Professor für Kirchengeschichte in Jena.

⁴³ Karl Lamprecht (1856–1915), 1891–1915 Professor für Geschichte in Leipzig. Dort gründete er 1906 das „Seminar für Landesgeschichte und Siedlungskunde“, 1909 folgte das „Königliche Institut für Kultur- und Universalgeschichte“.

und die Seminarübungen, die ich mitgemacht habe, sind noch in meinem Besitz. Daraus ersehe ich, daß ich überwiegend Alte Geschichte bei Professor Judeich⁴⁴ studiert habe. Dazu germanische Philologie, weniger Literaturgeschichte, und Philosophie bei Eucken.⁴⁵ Daß im ersten Semester die Naturphilosophie von Detmer für mich die meiste Bedeutung gewann, habe ich schon gesagt. Im zweiten und dritten Semester stand Germanistisches im Vordergrund: Albert Leitzmann⁴⁶ und besonders die „Gotische Grammatik“ und die „Germanische Satzlehre“ bei Berthold Delbrück⁴⁷, die noch ergänzt wurden durch ein Kolleg über die Indogermanen bei Schrader. Das Wissen über indogermanische Verwandtschaftsnamen wurde am meisten in Leipzig für mich noch fruchtbar. Das waren Vorlesungen, von denen ich nicht gern eine Stunde versäumte, was bei den andern Kollegien wegen Verpflichtungen im Verbindungsleben öfters unvermeidlich war. Ich betätigte mich in den drei Semestern gerne als Pauliner, war aber immerhin doch auch wirklich „Student“.

Daheim in Dresden seit Anfang August 1909 stürzte ich mich in politische Lektüre. Ich las gern in den „Sozialistischen Monatsheften“⁴⁸ und studierte Sombarts⁴⁹ „Sozialismus und Soziale Bewegung im 19. Jahrhundert“⁵⁰, wurde aber kein Marxist. Ich hielt das Menschenbild des Sozialismus für falsch, weil es die darin vorausgesetzte Gleichheit der Menschen nicht gibt. „Den Arbeitern wird nicht der Sozialismus die Emanzipation bringen“, lese ich in meinem Tagebuch, „sondern die Vermehrung und bessere Verteilung des Nationalvermögens, die soziale Fürsorge und die Fortschritte der Organisation und der Technik.“ Außer der Gleichheitsvorstellung sind falsch auch

die materialistische Geschichtsauffassung, die Theorie von der fortschreitenden Konzentration aller Produktionsmittel in den Händen weniger und der fortschreitenden Proletarisierung der Massen, samt der nachfolgenden notwendigen Expropriation der Expropriateure, endlich auch die Lehre, daß soziale Klassen immer auf Kriegsfuß miteinander leben müßten.⁵¹

Zeitlich und örtlich begrenzten Klassenkampf kann es aber geben, und ich glaubte, daß es ihn im Bismarck-Reiche gab. Ich war sehr „national“, aber frei-

⁴⁴ Walther Judeich (1859–1942), 1907–1931 Professor für Alte Geschichte in Jena.

⁴⁵ Rudolf Eucken (1846–1926), 1874–1920 Professor für Philosophie in Jena, 1908 Nobelpreis für Literatur.

⁴⁶ Albert Leitzmann (1867–1950), Professor für Germanistische Philologie in Jena.

⁴⁷ Berthold Delbrück (1842–1922), 1870 Professor für Deutsche Philologie in Jena.

⁴⁸ „Sozialistische Monatshefte. Internationale Revue des Sozialismus.“ Erschienen 1897–1933, hrsg. von Josef Bloch.

⁴⁹ Werner Sombart (1863–1941), Volkswirtschaftler und Soziologe. Er untersuchte den Kapitalismus und den Sozialismus, dem er bis 1924 als sogenannter Kathedersozialist anhing. Danach wurde er zum entschiedenen Gegner des Marxismus. Vgl. Friedrich Lenger, Werner Sombart 1863–1941. Eine Biographie, München 1994.

⁵⁰ Werner Sombart, Sozialismus und Soziale Bewegung im 19. Jahrhundert, Jena 1896.

⁵¹ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1908/09, Eintragung vom 26. August 1909, S. 40.

heitlich gesinnt; allen Antisemitismus lehnte ich ab. Einiges Interesse hatte ich an der Richtung Friedrich Naumanns⁵², hielt mich aber an den linken Flügel der Nationalliberalen überwiegend aus dem praktisch-politischen Beweggrund, daß nur durch sie eine einflußreiche Opposition im Sächsischen Landtag zustandekommen könnte. Im Herbst 1909 fanden die Landtagswahlen nach dem neuen allgemeinen Wahlrecht mit Pluralstimmen statt, mit dem ich halbwegs einverstanden war. An den Wahlergebnissen war ich sehr interessiert.⁵³

Den weltanschaulichen Standort, den ich seit etwa einem Jahre gewonnen hatte, kennzeichne ich am besten durch Zitate aus dem Tagebuch vom 1. Januar 1910. Am kausal-mechanischen Charakter des äußeren raumzeitlichen Weltgeschehens hielt ich fest; aber ich glaubte nicht mehr, daß die Welt der Notwendigkeit das Ganze sei.

Wir wissen ja nur, was sich in unserm Bewußtsein spiegelt. Das ist das Große, daß wir den notwendigen Lauf der Welt erleben. Man denke sich das Bewußtsein des Menschen fort: dann wird dadurch an der Welt nichts geändert. Also gehört das Bewußtsein in den Mechanismus des Notwendigen gar nicht hinein. Es steht neben der Welt, die es erlebt, aber auch beurteilt, nachschafft und umfaßt. Wohl ist das Gehirn, das Werkzeug des Bewußtseins, abhängig von der Welt. Es kann zerstört werden, und dann kann das Bewußtsein nicht mehr in der Welt wirken. Aber wo ist es selbst? So gewiß wir sagten, in der äußeren Welt könne es Unsterblichkeit nicht geben – das Bewußtsein, die Seele, die Person muß doch wohl unsterblich sein, denn sie ist nicht von dieser Welt. Die Person hat die Freiheit zu urteilen, ob das Notwendige, das sie nicht ändern kann, gut oder böse ist. Sie vermag die Welt auch nach- und umzuschaffen: im Spiel der Phantasie und in der ordnenden Tat.⁵⁴

Von „Gott“ sagte ich jetzt, er sei wohl die Einheit von Persönlichem und Unpersönlichem, von Bewußtsein und gegenständlichem Dasein. Man könne ihn nicht „erkennen“ und eigentlich wohl auch nicht „glauben“, weil er überhaupt

⁵² Friedrich Naumann (1860–1919), Studium der evangelischen Theologie, Anschluß an Adolf Stoeckers christlich-soziale Bewegung, 1896 Bruch mit Stoecker und Gründung des Nationalsozialen Vereins, der nationales und soziales Gedankengut zu verbinden suchte. Nach der Auflösung des Vereins 1903 wurde Naumann Mitglied der Freisinnigen Vereinigung und 1910 der Fortschrittlichen Volkspartei; 1918 Mitbegründer der Deutschen Demokratischen Partei.

⁵³ Dazu die kleine (unveröffentlichte) Abhandlung von Karl Buchheim mit dem Titel „Die Bilanz der sächsischen Landtagswahlen vom Oktober 1909“. Das Pluralwahlrecht löste das bis dahin in Sachsen geltende Dreiklassenwahlrecht ab. Es sah in Sachsen bis zu drei zusätzliche Stimmen für Wähler mit höherem Einkommen, gehobener Bildung und einem Alter von über 50 Jahren vor. Die SPD konnte ihren Anteil an Stimmen auf Kosten der bürgerlich-konservativen Parteien zwar erhöhen, aber aufgrund des Wahlrechts erhielt sie bei einem Anteil von 53,8 % der abgegebenen Stimmen nur 25 Sitze von 91, während beispielsweise den Nationalliberalen bei 19,7 % der Stimmen 28 Sitze zufielen.

⁵⁴ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1910–13, Eintragung vom 1. Januar 1910, S. 2.

nicht in unsre Begriffe paßt. Man könne ihn nur „suchen“. Aber in der Praxis sind Kulthandlungen und -vorstellungen nicht sinnlos. Religion gehört zu den höchsten Kulturgütern. Darum sollte sie für Menschen, die einer gemeinsamen Kultur angehören, zu einheitlichem Ausdruck gelangen. Ich wollte die Religion als eine nationale Aufgabe verstehen. Die Germanen besaßen einst, im heimischen Boden wurzelnd, ihre germanische Naturreligion. Ich meinte eine Zeitlang, es müsse möglich sein, zu ihr zurückzukehren. Daß sie polytheistisch war, braucht den philosophischen Geist nicht zu stören. Es handelt sich ja nicht um die Schaffung eines Dogmas, sondern nur um die eines nationalen Kultus oder religiösen Vorstellungskreises. Unsre Religion müßte nur bodenständig sein, dann könnte sie ruhig auch polytheistisch sein. Meinetwegen könnte das Christentum auch „vernichtet“ werden.

Ob unser Volk noch die Kraft hat, sich eine große Zukunft zu erstreiten, ist sehr unsicher. Vielleicht geht es auch einem großen Verfall entgegen.⁵⁵

Ich erinnere mich, daß ich mit meinem Couleurbruder Paul Wiener (aus Görnitz), mit dem ich zusammen in der Karolinenstraße in Leipzig wohnte, im Wintersemester 1909/10 Gespräche führte, in denen ich einer Rückkehr zur germanischen Naturreligion das Wort führte. Es kann eine Nachwirkung der Jenaer Vorlesung über „Deutsche Mythologie“ bei Leitzmann gewesen sein. Im Sommer 1910 war ich mit Wiener nicht mehr zusammen, denn er war zur Universität Breslau gegangen. Ich aber las im Mai den Roman „Quo vadis?“⁵⁶ des polnischen Dichter Sienkiewicz⁵⁷, der mir einen lebhaften Eindruck von der römischen Frühkirche der neronischen Zeit machte. Die Richtung auf das Christentum wurde einige Monate später gefördert durch Heinrich Heines⁵⁸ kluge Abhandlung „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“.⁵⁹ Das Ergebnis für mich war, daß eigentlich „der Katholizismus dem Wesen des deutschen Volkes viel besser angepaßt geblieben sei als die protestantische Orthodoxie“.⁶⁰ Das muß ich, aus späten Lebensjahren heute zurückschauend, doch bedeutsam finden, daß ich auf dem Umweg über einen gewissen völkischen, aber nicht antisemitischen Kollektivismus die katholische Kirche eigentlich volksmäßiger und bodenständiger zu finden begann als den Protestantismus, in dem ich aufgewachsen war.

⁵⁵ Ebd., S. 3.

⁵⁶ Henryk Sienkiewicz, Quo vadis? Erschienen in polnischer Sprache Krakau 1895/96, die erste deutsche Übersetzung kam 1899 heraus. 1905 erhielt Sienkiewicz für dieses Werk den Nobelpreis für Literatur.

⁵⁷ Henryk Sienkiewicz (1845–1916).

⁵⁸ Heinrich Heine (1797–1856), Dichter.

⁵⁹ Heinrich Heine, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, zuerst erschienen in der „Revue des deux mondes“, Paris 1834. Neuausgabe in: Gesammelte Werke, Bd. 5, Berlin 1951.

⁶⁰ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1910–13, Eintragung vom 29. August 1910, S. 14.

Ich studierte wie erst in Jena so auch in Leipzig zunächst weitere drei Semester. Im ersten dieser drei mußte ich laut Satzung des RKV bei den Leipziger Kartellbrüdern noch einmal aktiv werden. Ich hätte später auf dieses „zweite Band“ wieder verzichten und mich nur in Jena inaktivieren lassen können. Daß ich das auch in Leipzig tat, lag am Prinzipienstreit über die Sportmensenur. Ich wurde von meiner Jenenser Mutterkorporation geradezu beauftragt, unsern Standpunkt der Bekämpfung aller Sportmensuren im Leipziger Paulus zu vertreten. Darum empfand ich es als eine Pflicht, das zweite Band zu behalten, obwohl ich mich nie so ganz in die Leipziger Verbindung einlebte. Ich blieb im Innersten allein Jenenser Pauliner, und ich konnte auch nicht verhindern, daß mir manche in Leipzig dies mehr oder weniger anmerkten.

Ich wurde im Leipziger Paulus nach meiner Inaktivierung (Sommer 1910) zum „Konventsredner“ und wurde als solcher der „Fechtpartei“ unbequem. Mein Vorteil dabei war, daß ich doch auch die Mehrheit der Leipziger Pauliner auf meiner Seite hatte, wenn ich auch gelegentlich den Spottvers meiner Gegner anhören mußte:

In Jena es Pauliner gibt,
als Gastgeschenk sind sie beliebt.

Wichtiger als aller Korporationsbetrieb aber wurde in den Leipziger Semestern natürlich die wissenschaftliche Arbeit. Ich besitze heute noch aus meinem vierten Semester das vollständig ausgearbeitete Hauptkolleg von Professor Gerhard Seeliger⁶¹ „Deutsche Sozial- und Verfassungsgeschichte von den ältesten Zeiten bis zum Ausgang des 15. Jahrhunderts“. Das Manuskript wurde in den Semesterferien im März 1910 abgeschlossen. Seeliger war mit seinem neuhistorischen Kollegen Brandenburg⁶² zusammen Direktor des Historischen Instituts im „Bornerianum“. Ich nahm von da an teil an so manchen Proseminar- und Seminarveranstaltungen dieses Instituts. Ebenso trat ich ins Germanistische Institut ein, wobei mir immer die Germanische Philologie (Alt- und Mittelhochdeutsch) des Professors Eduard Sievers⁶³ die wichtigste Disziplin blieb. Die Literaturgeschichte blieb dahinter zurück. Professor Albert Köster⁶⁴ war mir weniger sympathisch. Manchmal stimmte ich vorlauten Kritikern zu, die die Literaturgeschichte als „Quasselfach“ bezeichneten. Die Alte Geschichte, die ich in Jena bevorzugt hatte, betrieb ich weiter und nahm am Seminar von Professor Ulrich Wilcken⁶⁵ teil.

⁶¹ Gerhard Seeliger (1860–1921), 1895 Professor für Geschichte in Leipzig.

⁶² Erich Brandenburg (1868–1946), seit 1899 Professor für Neuere Geschichte in Leipzig.

⁶³ Eduard Sievers (1850–1932), 1892–1922 Professor für Deutsche Sprache und Literatur in Leipzig.

⁶⁴ Albert Köster (1862–1924), seit 1899 Professor für Neue Deutsche Sprache und Literatur in Leipzig.

⁶⁵ Ulrich Wilcken (1862–1944), 1906–1912 Professor für Alte Geschichte in Leipzig.

Meine eigentliche geistige Heimat aber wurde das sehr bedeutende, modern eingerichtete Institut für Kultur- und Universalgeschichte von Karl Lamprecht. Zwischen Lamprecht und den Historikern des Bonnerianums bestanden starke Spannungen; die Schulen der „Neurankianer“ und „Lamprechtianer“ befehdeten einander.⁶⁶ Ich fühlte mich ganz als Lamprechtianer. Im „Gottschedhaus“ an der Universitätsstraße verschaffte ich mir einen festen Arbeitsplatz. In ihm hielt ich mich täglich auf, benutzte die Bücher der sehr vielseitigen Institutsbibliothek und wurde bald von der Institutsverwaltung zur angestammten Hausgarde gezählt. Lamprechts und auch andere Vorlesungen wurden dabei zur Nebensache; die Teilnahme an den Übungen im Institut rückte in den Mittelpunkt des Studiums. Ein Bekenntnis zu Lamprechts spezifischen historischen Entwicklungstheorien wurde nicht verlangt. Man las natürlich seine umfassenden „Deutsche Geschichte“⁶⁷ und besonders auch sein dreibändiges Werk „Zur jüngsten Deutschen Vergangenheit“⁶⁸ und lernte, die „Geschichte“ als ein universales Geschehen, dem der organischen „Natur“ etwa nebengeordnet, zu verstehen. Das war mir sehr wesentlich, denn ich hatte ja früher in Haeckelscher Weise absolut alles Geschehen als „Natur“ betrachten wollen. Lamprecht wollte auch im geschichtlichen Geschehen gewisse Gesetzmäßigkeiten oder wenigstens Regelmäßigkeiten entdecken und trieb deswegen „vergleichende Historie“ zwischen Deutschland und Japan, Europa und Ostasien. Darin bin ich ihm auf die Dauer nicht gefolgt. Gesetzmäßigkeiten der „Entwicklung“ gibt es zwar, aber nicht der „Geschichte“. Aus evolutiven Vorgängen entstehen gewisse allgemeine Situationen des Zeitgeistes bestimmter Epochen; aber das eigentlich Geschichtliche „transzendiert“ die Entwicklungen, weil der personale Mensch ein Subjektwesen und nicht bloß ein objektives Ding in der Welt der Gegenstände ist. Lamprecht suchte die geschichtswissenschaftlichen Methoden an die naturwissenschaftlichen anzunähern und ging darin zu weit. Daß es aber in jeder geschichtlichen Situation ein „Sozialpsychisches Diapason“, also einen objektivierten Zeitgeist gibt, der den personalen Menschen nicht unberührt läßt, das glaube ich heute noch. Man braucht nicht auf Lamprechts regelhaft sich entwickelnde Kulturzeitalter zu schwören und kann ihm doch dankbar bleiben für die Anleitung zur Erkenntnis der Universalität der Geschichte. Er

⁶⁶ Mit den Auseinandersetzungen zwischen „Neurankianern“ und „Lamprechtianern“ ist der sogenannte „Methodenstreit“ gegen Ende des 19. Jahrhunderts gemeint: Die noch ganz in der Tradition Leopold von Ranke (1795–1886) arbeitenden Historiker lehnten die sozialgeschichtlich orientierte und in ihrem Ansatz eigentlich materialistische Geschichtsschreibung Lamprechts rigoros ab. Vgl. Gerhard Oestreich, Die Fachhistorie und die Anfänge der sozialgeschichtlichen Forschung in Deutschland, in: HZ 208 (1969), S. 320–363.

⁶⁷ Karl Lamprecht, Deutsche Geschichte, 12 Teile in 16 Bänden, dazu Ergänzungsbände I u. II; Teile 1–5, Berlin 1891–1895, Teile 6–12, Freiburg i.Br. 1903–1909.

⁶⁸ Karl Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, 3 Bde., Bd. 1, Berlin 1902, Bde. 2.1 u. 2.2, Freiburg i.Br. 1903/1904 (= Ergänzungsbände I und II von Lamprecht, Deutsche Geschichte (vgl. vorhergehende Anm.)).

war bevorzugt mein akademischer Lehrer, ähnlich wie einst Edmund Ulbricht in Dresden mein gymnasialer. Das Kulturhistorische Institut in Leipzig wurde für mich wissenschaftliche Heimat, in die ich mich 1934 wieder zurückziehen konnte, als ich mein Lehramt am Freiburger Gymnasium aufgeben mußte, um nicht ein Diener der nationalsozialistischen Geschichtsklitterung zu werden.

Gleich im Winter 1909/10 nahm ich im Lamprechtschen Institut an einer Übung über die *Lex Salica*⁶⁹ teil, in der ich Gelegenheit hatte zu vertreten, was ich von meinen Jenaer Indogermanisten (Delbrück, Schrader) gelernt hatte. Es ging um Mutterrecht und Vaterrecht, und ich konnte dem Professor vorhalten, was die indogermanischen Verwandtschaftsnamen für die Familienverfassung bezeugen. Daß ich dabei gut abschnitt, hat mir die Bekanntschaft mit Herbert Schöffler verschafft, der Teilnehmer war. Zu Anfang des Wintersemesters 1910/11 war ich in meinen Studien so weit, daß ich den Entschluß faßte, mir ein bestimmtes Ziel zu setzen, also auf die Erlangung der philosophischen Doktorwürde hinzuarbeiten. Ich ging in Lamprechts Sprechstunde und trug ihm meinen Wunsch vor. Er bot mir ein sehr allgemeines Thema zur Geschichte des vormärzlichen Liberalismus an: so allgemein, daß man mir später ironisch sagte, daran könnte ich bis in mein siebzigstes Lebensjahr sitzen. Wertvoll aber war, daß mich Lamprecht auf den rheinischen Liberalismus hinwies und mir nahelegte, selbst ins Rheinland zu gehen und mich dort umzusehen. Ich sollte doch mindestens ein Semester in Bonn studieren; er wolle mir behilflich sein, dort passende Lehrer zu finden. Vorerst solle ich die vor wenigen Jahren erschienene wissenschaftliche Biographie des liberalen rheinischen Wirtschaftsführers Mevissen⁷⁰ studieren, deren Verfasser der Kölner Archivdirektor Hansen⁷¹ war.⁷² Für die Universität wolle er mich seinem Schüler, dem Privatdozenten Hashagen⁷³ empfehlen. Diesem Rate bin ich gefolgt, und im Laufe von drei Jahren habe ich das Ziel, den Erwerb des Dokortitels, erreicht. In den Plan, mein Leipziger Studium zu unterbrechen und ein Semester nach Bonn zu gehen, willigte meine Mutter ein.

Mein rheinisches Sommersemester von 1911 hat für meine menschliche und wissenschaftliche Reifung die größte Bedeutung gehabt. Für die menschliche wurde der Briefwechsel wichtig, den ich von Bonn aus mit Hans Böhme führen konnte. Ihn lernte ich im Sommer 1910 als Fux im Jenenser Paulus ken-

⁶⁹ Älteste und bedeutendste Aufzeichnung westgermanischen Rechts. Sie liegt in verschiedenen Textformen aus mehreren Jahrhunderten vor. Die älteste Handschrift datiert zwischen 507 und 511.

⁷⁰ Gustav von Mevissen (1815–1899), Großkaufmann und Politiker, Gründer des Schaafhausenschen Bankvereins (1848).

⁷¹ Joseph Hansen (1862–1943), 1891–1926 Direktor des Historischen Archivs und des Historischen Museums Köln.

⁷² Joseph Hansen, Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild 1815–1899, 2 Bde., Berlin 1906.

⁷³ Justus Hashagen (1877–1961), 1906–1920 Privatdozent in Bonn, 1920 Professor für Geschichte in Köln, 1926 in Hamburg.

nen. Beim CC-Fest in Weimar begegneten wir uns zum ersten Male; er stellte mich dort seinen Eltern vor, die das Fest auch mitmachten: meinen künftigen Schwiegereltern. Von seiner kleinen Schwester war allerdings in Weimar noch nicht die Rede. Hans Böhme war mir durch Erzählungen meiner Consemester Hans Wilde und Paul Wiener interessant geworden, die ihn als Keilfux⁷⁴ zum Eintritt in die Sängerschaft bewogen hatten. Vater Böhme, Großkaufmann in Aue, war einer unsrer Alten Herren. Es war sein Wunsch, seinen Sohn in der weißen Mütze zu sehen; aber ohne die Werbung von ernsthaftem Studium beflissener Leute, wie es Wiener und Wilde waren, hätte er sie vielleicht nicht aufgesetzt. Sie müssen Böhme gegenüber von mir gesprochen haben, denn wir waren beide, er und ich, in Weimar gleich darauf aus, in persönliches Gespräch zu kommen. Auf seine Eltern muß ich damals einen günstigen Eindruck gemacht haben. Die Korrespondenz zwischen Hans und mir begann im Wintersemester, als er in Jena, ich in Leipzig war. Intensiv wurde sie, als er mir Ende Januar 1911 einen Kondolenzbrief schrieb. Mein Schulkamerad Rudolf Leiterd, der Leipziger Pauliner geworden war, starb damals an einer Blinddarmentzündung. Er gehörte zu den persönlichen Freunden, die ich in der Klasse gehabt hatte. Nun war er der erste Tote von unsrer Abiturientenkorona. Sein Schicksal ging mir außerordentlich nahe. Darüber sprach ich mich brieflich zu Hans Böhme aus. Er studierte Theologie, und ich befand mich in der Entwicklung von früheren monistischen und polytheistischen Ideen zum Christentum hin. So suchte ich seine Freundschaft und ließ ihn sogar etwas zuviel von meiner Zuneigung merken, so daß dem zwei Jahre Jüngeren anscheinend ein wenig Angst wurde. Ich mußte etwas nüchterner schreiben; nichtsdestoweniger wurde er der Freund, zu dem ich von dem inneren Schwunge reden konnte, in den mich meine rheinischen Erlebnisse versetzten. Er hat meine Briefe aus den Jahren 1911 und 1912 aufgehoben, so daß sie später, da ich seine Schwester heiratete, wieder an mich zurückgelangen konnten.

Die Reise nach Bonn unterbrach ich in Jena, um hier im Paulus die „Keilzeit“ mitzumachen. Ich warb also eifrig und mit Erfolg für die neue Sommerfuxkorona und wurde stark in Versuchung geführt, in Jena zu bleiben und Fuxmajor zu werden. Offenbar bewährte sich mein pädagogisches Talent. Aber die Vernunft mußte siegen; ich wußte, daß ich in Bonn bereits erwartet wurde: Lamprecht hatte mich bei Hashagen und auch bei Hansen in Köln angemeldet. Was mich sonst an neuen Freundschaften und Erlebnissen dort erwartete, wußte ich noch nicht.⁷⁵

So erschien ich im April 1911 in Bonn. Ich fand eine Studentenbude auf dem Bonner Talweg, und einer meiner ersten Besuche galt dem Privatdozenten Justus Hashagen, der in der Poppelsdorfer Allee wohnte. Er erwartete mich schon; Lamprecht hatte mich bei ihm angekündigt. Er nahm mich in sein Pro-

⁷⁴ „Keilen“ meint in der Verbindungssprache das Werben von Füchsen.

⁷⁵ Folgende Absätze sind ein Inserat aus Teil III, S. 54–58, des Manuskripts der Erinnerungen.

seminar auf, und ich schrieb eine Seminararbeit über David Hansemanns⁷⁶ Buch „Preußen und Frankreich“, 1833.⁷⁷ Hashagen selbst war der Verfasser des Buches „Das Rheinland und die französische Herrschaft“ (Bonn 1908)⁷⁸; für meine eigenen Studien unentbehrlich. Denn in der Franzosenzeit wurden die Fundamente zu dem politischen Gebilde gelegt, das 1815 als „Rheinprovinz“ zu Preußen kam. Nun mußte ich alles lesen, was über Benzenberg⁷⁹ und Hanseemann, Ludolf Camphausen⁸⁰, Hermann von Beckerath⁸¹, Gustav Mevissen – dieser der persönliche Gönner Lamprechts, der ihm die Laufbahn des Universitätsprofessors ermöglicht hat – geschrieben worden ist.

Vor allem saß ich an den meisten Tagen dieses Sommersemesters in der Bonner Universitätsbibliothek über den Folianten der vormärzlichen „Kölnischen Zeitung“⁸², deren Richtung und journalistische Arbeit darzustellen ich mir vornahm. Ich wollte mich aber von vornherein davor hüten, nur eine spezialistische Zeitungsgeschichte zu schreiben. Mich interessierten die politischen Theorien der Aufklärung und Romantik, auch des Sozialismus und der kirchlichen Gesinnung. So begann ich in Bonn die einschlägige Literatur zu studieren, und zwar nicht nur die deutsche, sondern auch die französische, also zum Beispiel Rousseau⁸³ und Benjamin Constant⁸⁴, Kant, Fichte und Hegel⁸⁵, Saint-Simon⁸⁶, Heinrich Heine und Marx. Ich verschaffte mir auch Zutritt zum Kölner Stadtarchiv, um an die Lokalgeschichte heranzukommen, und selbstverständlich vor allem zum Archiv der „Kölnischen Zeitung“ und ihres Verlags. Als Titel des Buches, das ich zu schreiben gedachte, kristallisierte

⁷⁶ David Hanseemann (1790–1864), preußischer Staatsmann und Wirtschaftsführer.

⁷⁷ David Hanseemann, Preußen und Frankreich. Staatswirtschaftlich und politisch, unter vorzüglicher Berücksichtigung der Rheinprovinz, Leipzig 1833.

⁷⁸ Justus Hashagen, Das Rheinland und die französische Herrschaft. Beiträge zur Charakteristik ihres Gegensatzes, Bonn 1908.

⁷⁹ Johann Friedrich Benzenberg (1777–1846), Physiker und Verfasser liberaler Schriften.

⁸⁰ Ludolf Camphausen (1803–1890), preußischer Politiker, einer der führenden rheinischen Liberalen.

⁸¹ Hermann von Beckerath (1801–1870), Bankier, Vertreter des gemäßigten Liberalismus.

⁸² Seit 1802 von der Kölner Firma Schauberg (ab 1805 M. DuMont Schauberg) zunächst als kommerzielles Unternehmen herausgegeben, erst ab 1845 mit einer ausgesprochen liberalen und nationalen politischen Ausrichtung, im Kaiserreich Aufstieg zu einer der führenden und stets gut informierten Zeitungen, nach dem Ersten Weltkrieg Fortsetzung der nationalliberalen Tradition, Anerkennung der Republik und Unterstützung der Verständigungspolitik Stresemanns, 1945 Einstellung des Erscheinens aus wirtschaftlichen Erwägungen.

⁸³ Jean-Jacques Rousseau (1712–1778), Verfasser bedeutender staatstheoretischer und pädagogischer Schriften.

⁸⁴ Benjamin Constant de Rebecque (1767–1830), französischer Schriftsteller und Politiker.

⁸⁵ Georg Wilhelm Friedrich Hegel (1770–1831), Philosoph.

⁸⁶ Claude-Henri de Rouvroy Graf von Saint-Simon (1760–1825), französischer Sozialtheoretiker.

sich heraus: „Die Stellung der Kölnischen Zeitung im vormärzlichen rheinischen Liberalismus“. Bereits im Bonner Sommersemester ging mir als Grundkenntnis auf, „der Überschätzung des rationalistischen Einflusses im vormärzlichen deutschen Liberalismus entgegenzutreten und den Zusammenhängen von Liberalismus und Romantik nachzugehen“. So habe ich es zwei Jahre später in dem Buche, das wirklich zustande kam, auf S. 44 ausgedrückt.⁸⁷

Um meines starken religions- und geistesgeschichtlichen Interesses willen war ich damals auf die Berliner „Tägliche Rundschau“⁸⁸ abonniert, die solchen Bedürfnissen mehr als andere Zeitungen Nahrung bot. Ich billigte auch die ausgeprägte antiultramontane Richtung dieses Blattes. Hashagen bemerkte einmal in einem Gespräch mit mir, daß ich diese Zeitung im katholischen Bonn kaum irgendwo vorfinden würde, wenn ich sie nicht selber hielte. Ich hatte sie schon vorher in Leipzig bezogen. Gerade weil ich die „Tägliche Rundschau“ las, brachte ich dem politischen Katholizismus weit mehr Interesse entgegen, als mir durch meine Herkunft aus Sachsen und meine Studien über den Liberalismus nahegelegt war. Ich lernte die Rheinprovinz kennen, nicht nur als eine Wiege des Liberalismus, sondern auch der Zentrumspartei. Daß ich in Bonn auf diese aufmerksam wurde, war ein großer Gewinn sowohl für mein Verständnis der Geschichte der „Kölnischen Zeitung“ wie auch der zeitgenössischen deutschen Parteipolitik. Als Lamprecht 1913 für meine Doktordissertation einen Druckkostenzuschuß vom Verlag der „Kölnischen Zeitung“ erwirken wollte, rühmte er das „verhältnismäßig so reife politische Urteil des Verfassers“. Diese Reifung ist zweifellos durch mein Studium in Bonn sehr gefördert worden. Der Koreferent der Leipziger Fakultät, die mich promovierte, Professor Brandenburg, war ein Nationalliberaler, den man wohl mit Recht als einen Rationalisten bezeichnen kann. Er war auch kein Freund Lamprechtsscher Geschichtsauffassung; aber meine Darstellung muß ihm bemerkenswert erschienen sein. Ich war auch Mitglied seines Seminars; aber er hätte mich sicherlich kaum persönlich bemerkt, wenn er nicht meine Arbeit mitzubeurteilen gehabt hätte. Er ließ mich zu sich kommen zu einer langen persönlichen

⁸⁷ Die Stellung der Kölnischen Zeitung im vormärzlichen rheinischen Liberalismus, Leipzig 1914.

⁸⁸ Die „Tägliche Rundschau“, 1881 zunächst als unpolitisches Unterhaltungsblatt von den Verlegern Leopold Ullstein und Bernhard Brigl gegründet, wurde schon bald eine Zeitung mit politischer Zielsetzung: Im Kaiserreich Unterstützung der Kolonialpolitik und des deutschen Flottenbaus, feindliche Haltung gegenüber der Sozialdemokratie und dem politischen Katholizismus, betont nationale Ausrichtung und Nähe zum Evangelischen Bund; in der Weimarer Republik zunehmend deutschnationaler, 1922 Übernahme durch den Stinnes-Konzern und Einstellung der Zeitung; 1924 Neugründung als „Neue Tägliche Rundschau“ mit Bindung an die DVP, vor allem an deren Vorsitzenden Gustav Stresemann, der sie gelegentlich zur Verbreitung seiner politischen Anschauungen nutzte. Weiterhin enge Beziehungen zum Evangelischen Bund, dessen Präsident bis 1927 Mitherausgeber war. Von 1927 bis zum Verbot 1933 wechselnde Besitzer, Titel und Jahrgangszählungen und immer wieder finanzielle Probleme.

Unterredung, in der er mir erklärte, er könne meine Ansichten über das Wesen des Liberalismus nicht billigen, wolle mir aber keine Schwierigkeiten machen.

Daß die Rheinprovinz ein besonderer Faktor in der deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts wurde, geht darauf zurück, daß sie seit 1794 auf zwanzig Jahre von Deutschland abgetrennt war. Es war preußischer Reichsverrat im Basler Frieden⁸⁹, der diese Abtrennung sanktionierte. Aber es wurde für die deutsche Geschichte auch in positivem Sinne bedeutsam. Und es wurde für mich als Historiker bedeutsam, daß ich gerade der rheinischen Geschichte viel Arbeit gewidmet habe. Das Rheinland kam nach der französischen Zeit zu Preußen und erzeugte durch seinen von Ostelbien so grundverschiedenen Geist ein innerstaatliches westöstliches Gefälle von sehr schicksalsträchtiger Art, auf das ich frühzeitig aufmerksam geworden bin.

Ich traf in Bonn schon bald nach meiner Ankunft auf der Straße meinen Jenaer Bundesbruder Otto Haß, der auch an die rheinische Universität übersiedelt war. Er stammte aus Bremen und war Jurist. So kam ich durch ihn in einen Kreis von Kommilitonen, die auch Juristen und meist geborene Bremer Hanseaten waren. Auch diese Begegnung mit Leuten ganz anderer Herkunft war mir reizvoll und förderlich. Die Hanseaten gaben sich großbürgerlich. Ich fürchtete manchmal, geldlich mit ihnen nicht durchhalten zu können; aber es machte sich. Haß war mir immerhin durch das gleiche Jenaer Burschenband verbunden. Dem sozialen Verhalten nach war mir am ähnlichsten Hans Wysk, ein Gießener Burschenschafter. Die andern waren Freistudenten. Unser „Füxchen“ Heinrich Müller aus Bremen liebte ich sehr. Erst später bemerkte ich, daß er eigentlich recht kalte Augen hatte. Auf Emil Kuhlmann aus Bremen muß ich starken Eindruck gemacht haben, denn er hat später seiner Frau gegenüber von dem herrlichen Studentensommer, den er mit mir erlebt, oft geschwärmt. Er wurde in Bremen Rechtsanwalt, und ich hab' ihn weder vor noch nach dem Weltkrieg wiedergesehen. Als ich nach dem Zweiten Weltkrieg mal zu Vorträgen nach Bremen kam, war er nicht mehr am Leben. Aber seiner Frau war ich offenbar ein Begriff; denn als sie meinen Namen in der Zeitung las, rief sie mich an und wollte gern, daß ich sie besuchte. Aber sie wohnte zu weit außerhalb der Stadt, und so hatten wir nur ein langes Telefongespräch. Müller und Haß waren damals schon lange tot; Müller im Ersten Weltkrieg gefallen. Am wenigsten Kontakt gewann ich mit Paul Heep, Sohn eines preußischen Gymnasialdirektors, weit in Ostelbien.

Wir machten am Rhein viele Wanderfahrten, die größte in den Pfingstferien: zu Fuß quer durch die Eifel nach Aachen, dann mit der Eisenbahn über Herbesthal quer durch Belgien: Löwen, Brüssel, Antwerpen, Gent, Brügge, Ostende. Kuhlmann, Müller und Heep waren dabei. Die Verbindungen, die die Bre-

⁸⁹ Im Sonderfrieden von Basel vom 5. April 1795 überließ Preußen Frankreich das linke Rheinufer und schied aus dem gemeinsam mit Österreich geführten Koalitionskrieg aus. Zwei Jahre später bestätigte Österreich im Frieden von Campo Formio die Annexion.

mer besaßen, reichten aus, daß wir auf einen im Antwerpener Hafen ankern- den Lloyd dampfer eingeladen und glänzend bewirtet wurden. Von Ostende ging's zurück über Brüssel nach Spa, und von da wieder zu Fuß über Malm edy, St. Vith, Prüm, Daun nach Adenau, wo wir vorher schon mal gewesen waren, um die Hohe Acht zu besteigen. Am Ende des Semesters, im August, machte ich noch eine große Wanderung auf den Rheinhöhenwegen bis zum Niederwalddenkmal, dann hinüber nach Bingen und die Nahe aufwärts bis nach Birkenfeld, der Heimat meines Jenaer Leibfuxen⁹⁰ Erwin Peters. Ich habe mir also einen guten Teil der Rheinlande auch erworben. In späteren Jahren, als ich meiner Arbeiten wegen öfters zu wochenlangen Aufenthalten nach Köln und Bonn kam, konnte ich meine Wandereindrücke noch vervollständigen. Am meisten im Gemüt bewegt war ich aber doch im Sommer 1911, wenn es etwa vom Bonner Venusberg über die Höhen nach Godesberg ging oder ins Siebengebirge und weiter bis Unkel und zur Erpeler Ley. Dort erlebte ich in Gedanken alte deutsche Geschichte aus der großen mittelalterlichen deutschen Kaiserzeit. Ich erlebte also die Rheinlande auch vorzüglich auf romantische Weise.⁹¹

Ich blättere jetzt in den Briefen an Hans Böhme und will einige mitteilenswerte Stellen auswählen. Vom 26. April 1911:

Allmählich werde ich mir der Größe des Glücks bewußt, am Rheine zu leben, den sämtliche Dichter in allen Tönen besungen haben. Grün ist er zwar nicht, aber sonst ein schöner Strom, und seine Landschaften sind in der Tat ganz wunderbar.

Einen Monat später nannte ich mich „verrheinländert“, gedachte aber intensiv der Freunde in Jena und Leipzig. Ich schrieb diesen Brief vom 23. Mai als Gruß zum Geburtstag des Königs von Sachsen⁹², der am 25. bevorstand.

Ich grüße alle anwesenden Freunde aufs herrlichste, wünsche allen recht vielen patriotischen Schwung – außer Kunze-Edgar, wenn er da sein sollte, bei dem könnte es zuviel werden – und eine gute Portion Heimatstolz, wie man ihn hier im „Ausland“ ganz besonders schätzen lernt.

Bald darauf begannen die Pfingstferien, in denen ich mit einigen meiner Bremer Freunde die große Fußwanderung durch die Eifel nach Belgien machte, die ich schon erwähnt habe. Von diesem Erlebnis möchte ich doch hinzufügen, was ich am Fronleichnamstage (15. Juni 1911) an Hans Böhme berichtet habe:

Auf vielen Höhen der Eifel hab' ich gestanden und weit geschaut über dies schöne deutsche Bergland, über seine Vulkangipfel und Kraterseen; durch seine Wälder bin ich gewandert, mit seinen Menschen hab' ich geredet.

⁹⁰ Der Leibfuchs wählt sich einen Leibburschen, der ihn in die Verbindung einführt.

⁹¹ Hier endet das Inserat aus Teil III des Manuskripts.

⁹² Friedrich August III. (1865–1932), König von Sachsen 1904–1918.

Und dann hab' ich im Kaiserdom zu Aachen und in den stolzen großen Rathäusern zu Löwen an der Dyle, zu Brüssel und Antwerpen, zu Gent und Brügge die alte deutsche Geschichte reden hören. Eine stolze Rede von Kaisermacht und Fürstenglanz, Kirchenprunk und Bürgergröße. Vom Wall von Brügge sah ich über alte Mauern und stille grüne Kanäle auf die fast tote Stadt, die einst vom Handel der halben Erde widerhallte, und sah hinaus ins sonnige grüne flandrische Land. Und endlich sah ich vom Strand von Ostende die Sonne glühend versinken in den Ozean, in dem die hohen Wogen der Flut dunkelgrün und weißschäumend über den Sand rollten. Alles war wunderschön und hat mir die Seele erfüllt mit tausend neuen Bildern zu den vielen, die mir der Rhein schon bot, so daß ich mühsam nur mich zurückfinde auf das enge Gebiet meiner Arbeit, die von Rechts wegen allein meine Seele erfüllen sollte.

Die Arbeit war trotzdem vorangegangen. Bereits am 23. Mai teilte ich mit, daß ich einen offiziellen Bericht nach Leipzig an Lamprecht geschrieben hätte, „der ihn über meinen nunmehrigen Plan – über die vormärzliche ‚Kölnische Zeitung‘ zu arbeiten – und über die Ergebnisse, die ich bisher habe, genau orientiert. Er wird mir hoffentlich bald antworten“.

Mit größtem Interesse verfolgte ich den Zwist über die Fechtfrage im CC, der jetzt zur Spaltung des Verbands der Sängerschaften führte.⁹³ In der Mai-nummer 1911 der „Akademischen Sängerschaft“ (ASZ)⁹⁴ nahm ich selbst das Wort dazu in einem Artikel überschrieben „Ein Programm“.⁹⁵ Ich wollte den Verband nicht platzen lassen, ohne allen Sängerschaften klar gesagt zu haben, daß sie innerhalb des Studententums ein einheitliches Prinzip zu vertreten hätten, das nur in der Verwerfung jeglicher Sportmensenur bestehen könnte. Als der CC entstand, wollte er ein Verband nicht von Gesangsvereinen, sondern von studentischen Korporationen sein, aber vom alten Gesangsprinzip nichts preisgeben, sondern beweisen, daß gerade die Vereinigung des Singens mit korporativem Auftreten eine bedeutende Zukunft hat. Wir wollten keine Neuauflage der alten „schlagenden“ Verbände darstellen, sondern einen Typus eigener Art. Wir wollten uns den Fechtmoden gerade nicht unterwerfen, sondern unsrer Art im studentischen Dasein Raum erobern. Gerade dafür aber fehlte den jetzigen Anhängern der Sportmensenuren in unsern Reihen der Begriff. Ich wollte, mindestens zwischen den Zeilen, fühlen lassen, daß Nachahmung anderer, auch Anpassung an Offiziersmoden, uns keine echte Ehre einbringt. Meine Gegner im Leipziger Paulus verstanden, wie ich später hörte, recht gut,

⁹³ Vgl. Quillfeldt, Handbuch, S. 23 ff.

⁹⁴ Die „Akademische Sängerschaft“ war 1895 als Sprachrohr aller studentischen Gesangsvereine gegründet worden. In den ersten zwei Jahrzehnten erschien sie nicht öffentlich, sondern wurde nur an Mitglieder versandt, um die in ihr ausgetragenen Streitfragen zwischen den Korporationen nicht publik zu machen.

⁹⁵ Ein Programm, in: Akademische Sängerschaft. Als Handschrift gedruckt für den Weimarer Chargierten-Convent (C.C.), Verband deutscher Sängerschaften, 17. Jg., Nr. 1 (Mai 1911), S. 8–11.

was und wen ich meinte. Sie gerieten in wirkliche Wut und beantragten im Leipziger Konvent meine Bestrafung, ohne sie durchsetzen zu können. Es ist klar, daß man in späteren Jahren studentische „Prinzipien“ nicht mehr so ernst nimmt, wie ich sie damals nahm. Aber in meinen damaligen Kreisen habe ich mich in der rechten Weise „profilert“.

Im Juni trat der RKV geschlossen aus dem CC-Verband aus. Ich schrieb am Fronleichnamstag an Hans Böhme:

Ich habe dieses Ende seit Jahren für unausweichlich angesehen, weil ich nicht glauben konnte, daß ein Bund mit solchen inneren Gegensätzen Bestand haben könnte. Ich begrüße deshalb die endlich erfolgte Entscheidung mit offener Freude. Haß ist hier ebenfalls erfreut über diesen Ausgang. Wir sind wieder bloß RKVer und haben damit gewiß nicht das schlechteste Teil erwählt. Der Kampf dauert schon weit über ein Jahr. Er ist zuerst in Leipzig ausgefochten worden, wo sich die alte und die neue Richtung scharf gegenüberstanden. Dort habe ich mit in vorderster Reihe gekämpft. Und daß uns der Sieg geblieben ist, beweist jetzt der Mitaustritt des USV (Universitäts-Sänger-Verein = Leipziger Paulus). Dann hat man in Jena gekämpft um die Seele der Johanni-Fridericia (der zweiten Jenaer Sängerschaft). Auch dieser Kampf ist entschieden: Wir haben uns endgültig von den Grauen getrennt. Dann begann der Kampf auf den diversen o. und oa. CC, und in der ASZ. Wenn ich in diesen ganz zuletzt noch eingegriffen habe, so geschah das nicht, weil ich glaubte, mit meinem Artikel irgendeinen Gegner überzeugen zu können, sondern nur um vor der Entscheidung das Problem einmal genau zu umschreiben und beiden Parteien vor Augen zu stellen; um unsern Streit in das Licht der allgemeinen Probleme der deutschen Studentenschaft zu stellen; um jeden zu zwingen, der überhaupt ernst denken wollte, sich Rechenschaft über seine Parteinahme zu geben. Daß mir das gelungen ist, beweist, daß meine Gegner in Leipzig in furchtbare Wut geraten sind und meine Bestrafung vom Konvent verlangt haben, ohne sie durchzusetzen. Inzwischen dürfte sich das alles erledigt haben. Das ganze Problem unsres Zankes im Bund wollte ich einmal in seiner ganzen Tiefe enthüllen. Daher der stolze Titel „Ein Programm“. Ich mußte hier schon mal „hoch hinaus“. Genützt hat's nichts, wie ich's nicht anders erwartet, aber gesagt ist es nun jedem einmal. Jeder war gewarnt. Volenti non fit iniuria!

Der nächste Brief, geschrieben am 30. Juni, gab einen Rückblick auf meine drei Paulinerjahre 1908 bis 1911. Darum will ich auch dies zitieren:

Ich kann nicht behaupten, daß von Idealismus im Paulus die Rede gewesen wäre, als ich eintrat. Aber ich weiß, daß es dann immer besser geworden ist. Ich erinnere mich heute noch mancher ernster Gespräche, die ich als Fux mit Wilde, mit Wiener, Herrmann, Bodesohn usw. gehabt habe, wie gerade ein großer Teil meiner Fuxkorona sich bewußt von der damals üblichen Exkneipensauferei und der geradezu skandalösen Schuldenwirtschaft, unter der der Paulus noch lange gelitten hat, fernhielt, trotz des Zornes der Inaktiven. Wir haben dann als junge Burschen energisch uns gewehrt gegen

die Inaktivtyrannie, und es hat nicht an Gelegenheiten gefehlt, wo gerade wir jungen Semester mehr konservative Paulinergesinnung bewahrt haben als mancher Inaktive, unter denen es damals Herren gab, die von der „Singerei“ überhaupt nichts hielten. Das ist anders geworden, Gott sei Dank! Aus dem Bericht Eckerts und Fritsches über den Austritt aus dem CC spricht ein ganz vorzüglicher Geist, und aus Deinem Briefe auch. Ich halte es von jeher in Jena wie in Leipzig, wo das noch viel nötiger ist, für meine Aufgabe, unaufhörlich für die Erneuerung des Korporationsgeistes zu wirken, fortwährend alle mir erreichbaren Leute scharf zu machen, daß sie nicht mit Scheuklappen durch die Welt, durch ihr studentisches Dasein laufen, daß sie nachdenken über das, was sie wollen. Für mich ist die Korporation in erster Linie eine Stätte praktischer Arbeit an der Erziehung von Menschen, meiner eigenen nicht ausgenommen.

Da dieser Brief einen Tag nach dem Feste Peter und Paul geschrieben wurde, der in Bonn Feiertag war, ging er dann auf eine große Wanderung vom Siebengebirge bis zur Erpeler Ley ein und dann über den Rhein ins Ahrtal, die ich mit einem meiner Freunde machte. Erst aus dem September liegen mir wieder Briefe vor. Am 21. hatte Hans Böhme Geburtstag. Da schrieb ich ihm am 19. noch einen Epilog zu Bonn:

Aus einem dunklen Winter, aus heftigen Kämpfen und Zweifeln hat mich mein rheinisches Semester auf eine Frühlingswiese geführt und hat mir Blumen geflochten, Kranz auf Kranz: Arbeitsfreude, Wanderlust, froheste Geselligkeit, treue Freundschaft. (. . .) Der Harmonie zwischen Vergnügen und Arbeit näher zu rücken, wie Du mir vor einem halben Jahre wünschtest, das ist mir am Rhein gelungen. Was soll ich Dir Besseres wünschen als Du mir damals?

Das rheinische Semester verschaffte mir Distanz zu drei Jahren Couleurbetrieb in Jena und in Leipzig. Ich gewann über meine Aktivenzeit einen Überblick und einen Wertbegriff von außen. Und ich gewann für meine Arbeit in meinem Studium ein festes Ziel, das mir im vorhergehenden Leipziger Wintersemester empfindlich gemangelt hatte. Ich hatte das Material für eine brauchbare Doktorarbeit, die nun in Leipzig zu machen war, beisammen. Das Sommersemester hatte mich auf einen Standpunkt tröstlicher Sicherheit befördert. Für die zweite Hälfte meiner Studienjahre galt der Liedervers aus dem Kommersbuch, den wir gerne sangen:

Wir alten Studenten mit sicherem Ziel,
wir trinken nie wenig, doch niemals zuviel.

Weltanschaulich war ich, wie mir mein Tagebuch sagt, dem Christentum noch immer fern und spielte noch immer mit dem Gedanken an eine „bodenständig-germanische“ Religion. Aber ich lernte, weil ich die katholische Wirklichkeit meiner Bonner Umgebung mit offenen Augen betrachtete, die Kirche als

solche richtiger verstehen und besser schätzen. Es ist in der Tat bei mir so gewesen: Ich mußte erst einen Begriff von der Kirche bekommen, ehe mir Glauben und Frömmigkeit zugänglich wurden. Ich erlebte in Bonn den „Fall Jatho“.⁹⁶ Ein evangelischer Pfarrer in Köln, liberaler Theologe, mußte sich vor dem „Spruchkollegium“ der unierten preußischen Landeskirche verantworten und wurde wegen seiner nicht mehr tolerablen unkirchlichen Glaubenshaltung verurteilt. Der Fall wirbelte viel Staub auf. Ich nahm Mitte Juli in Bonn an einer Protestversammlung teil, die zwar, weil der landeskirchliche Standpunkt überhaupt nicht zu Worte kam, nur eine unvollständige Orientierung ermöglichte, aber doch sehr interessant verlief. Man merkte, daß am Rhein der „Protestantismus“ nur eine Sache der Oberschichten war, denn das Volk ist katholisch. Die Referate erstatteten Max Maurenbrecher⁹⁷ und Ernst Horneffer⁹⁸, damals beide Vertreter der nicht mehr christlichen, ganz linken Freireligiösen. Die Opposition bildeten die linken, aber sich noch christlich fühlenden theologischen Liberalen. Ich fand, daß Horneffer recht habe, als er den Liberalen vorhielt, die wirkliche christliche Kirche sei nur noch die katholische, aller „Protestantismus“ sei nur ein Moment der Auflösung. Die Liberalen wollen nur etwas scheinen, was sie in Wirklichkeit nicht mehr sind. Alle Reden und Gegenreden hielten sich auf hohem Niveau. Ich stimmte manchmal der einen, manchmal der andern Seite zu. Praktisch war mir am „Protest“ zugunsten Jathos kaum viel gelegen.

Als ich im Oktober 1911 wieder nach Leipzig gekommen war, nannte ich mich mit Betonung einen „Protestanten“, aber im Sinne einer unkirchlichen Weltanschauung als Ausdruck meines Individualismus. Daneben war ich aber auch Kollektivist geworden, indem ich die Notwendigkeit der Einordnung in korporative Einheiten und der Unterordnung unter Autoritäten anerkannte. Darin wirkte sich zweifellos die Erziehung zur Disziplin einer studentischen, farbentragenden und damit farbebekennenden Verbindung aus. Von der Korporationserziehung her näherte ich mich dem Verständnis weltanschaulicher und religiöser Disziplin in der christlichen Kirche. Es geschah am Weihnachtstage 1911, daß ich in mir gleichsam entdeckte, daß ich zum Anhänger einer „Staatskirche“ geworden war: „im Sinne des antiken Staatskultus“, wie ich in einer Tagebuchnotiz lesen kann, „auch etwa im Sinne der englischen Hochkirche“, „oder der lutherischen Kirche, wie sie hier in Kursachsen war“.⁹⁹ Ich fin-

⁹⁶ Karl Jatho (1851–1913), evangelischer Theologe. Seit 1891 Pfarrer in Köln, wurde er 1911 wegen seines pantheistischen Ansatzes seines Amtes enthoben. Er trat jedoch nicht aus der Landeskirche aus und wirkte weiter als Prediger.

⁹⁷ Max Maurenbrecher (1874–1930), evangelischer Theologe und Publizist, 1907 Austritt aus der evangelischen Kirche, 1909–1916 Betätigung bei den freireligiösen Gemeinden, 1917 Wiedereintritt in die evangelische Kirche.

⁹⁸ Ernst Horneffer (1871–1954), Philosoph, 1909–1918 Tätigkeit als religiöser Redner und Erzieher in München.

⁹⁹ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1910–13, Eintragung vom 25. Dezember 1911, S. 28.

de es höchst bezeichnend, daß ich die Landeskirche entdeckte, nicht im Sinne des „Protestantismus“, sondern im Sinne einer Bekenntniskirche, die den Anspruch erheben dürfte, mich ihr einzuordnen. „Wenn wir Dogmen annehmen sollen, die uns persönlich nicht entsprechen, müssen wir doch zugeben, daß sie vielleicht für die Einheit unentbehrlich sind.“¹⁰⁰ Ich fügte hinzu:

Bonifatius¹⁰¹ gehört nicht zu den historischen Helden, die mir besonders sympathisch sind. Aber er hat recht behalten. Auch heute noch ist keine Religion in unserm Volke möglich als das Christentum. Der Abfall aber, der Atheismus, hat Stoecker mit Recht gesagt, ist eine dünne Eisdecke, über die ein einzelner ungefährdet geht, während ein ganzes Volk unfehlbar einbricht und rettungslos verloren ist.¹⁰²

Ich faßte angesichts dieser Erkenntnis einen Entschluß:

Ich schreibe heute am Weihnachtstag und will ihn feiern, indem ich zurückkehre zur Jüngerschaft des Erlösers aus Nazareth aus Überzeugung – wenn auch nicht mehr im Kinderglauben, sondern auf dem Wege über umständliche Reflexionen. Ich will an der bestehenden Kirche festhalten und will auch die Dogmen und Institutionen erhalten, die für den Bestand der Kirche und für die Erziehung des Volkes unentbehrlich sind. Im einzelnen habe ich noch wenig Urteil. Ich hoffe, daß ich einmal zu eigenen Studien komme, bei denen mir vielleicht Hans Böhme ein Stück weiter hilft.¹⁰³

Ich traute meinem Freunde Hans damit wohl zuviel zu. Aber daß sein Name in diesem Gedankengange fiel, ist ein Zeichen dafür, daß ich den Sinn für Einordnung der Jenaer Sängerschaft verdanke, in die ich nunmehr seit vier Jahren hineingewachsen war. Gerade nach der Rückkehr aus dem sozusagen „couleurfreien“ Semester in Bonn gewann die korporative Bindung über mich verstärkte Macht.

Wir waren zahlreiche Jenenser Pauliner in Leipzig und schlossen uns jetzt fest zusammen in einer Inaktivenrunde der „berüchtigten“ Jenenser. Unsre weißen Mützen trugen wir nur, wenn wir in einem Sonderzimmer des „Thüringer Hofs“ zusammenkamen. Die Woche über waren wir alle sehr arbeitsam in den für uns zuständigen Universitätsinstituten. Sonntags machten wir gruppenweise Ausflüge. Besonders gern und regelmäßig trafen wir uns südlich von Leipzig in der entlegenen kleinen Gutssiedelung Cospuden bei Wilhelm Schmidt, dem Wirt der romantischen Dorfkneipe „Zum Schild“. Dort wurde

¹⁰⁰ Ebd.

¹⁰¹ Bonifatius (672/73–754), Benediktiner und Missionar. Er trägt wegen der Missionierung der Germanen, mit der er vom Papst beauftragt worden war, den Titel „Apostel der Deutschen“.

¹⁰² IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1910–13, Eintragung vom 25. Dezember 1911, S. 28/29.

¹⁰³ Ebd., S. 29.

am runden Tisch erst ein dünner Kaffee getrunken, dann die Fidulität¹⁰⁴ mit Bier begossen und mit Schnapsrunden besiegelt. Der Entdecker des wunderbar primitiven Lokals war Martin List. Am 22. Oktober suchten, über Knauthain wandernd, Böttcher, Herrmann, Klose und ich das Nest in seinem stillen Winkel – 17 Einwohner in niedrigen Häusern um einen kleinen Teich herum – auf, während Hans Wilde auf einem andern Umwege uns nachkam. Die kleine Wirtschaft wurde von nun an unsre oft besuchte Exkneipe. Mein mit mir nach Leipzig übersiedelter Freund Heinz Müller aus Bremen stiftete uns ein schön gebundenes Album für unsre „Konventsprotokolle“ in Cospuden, unsern „Balladenschatz“, in den aber auch Berichte über gelegentliche größere Ausflüge eingeschrieben wurden. Die ganze, oft sehr ausgelassene Runde bestand vom Oktober 1911 bis zum Sommer 1914. Sie mußte sich natürlich auflösen, als der Krieg ausbrach. Ich mußte sie schon im Frühjahr 1914 verlassen, weil ich mich nach dem Staatsexamen exmatrikulieren lassen mußte. Von meinen fröhlichen Kommilitonen von Cospuden und vom „Thüringer Hof“ lebt heute keiner mehr. Die ganze Veranstaltung bedeutete die intensive Wiederaufnahme unsres Jenaer Verbindungslebens im Leipziger „Tochterladen“, in den freien Formen einer Inaktivitas. Im Winter 1911/12 standen einige von uns, wie ich, im achten Semester; die anderen waren unterschiedlich je um einiges jünger.

Am Neujahrstage 1912 schrieb ich in Dresden eine rückblickende Betrachtung nieder:

Es war im vorigen Winter, daß bei mir innerlich ein Knoten gerissen ist. Es sind jetzt fast vier Jahre, daß ich Student wurde, vielleicht reifer als mancher andere und doch noch schrecklich unreif. Ich wurde für drei Semester Pauliner in Jena: schöne Semester, aber ich war im Zwiespalt. Die Korporation hatte für mich keine Autorität, sondern ich war innerlich über sie hinaus. (...) Ich war aber nicht so genial, daß ich Lust hatte, allein zu stehen. Die Erziehung, die die Korporation leistet, tat mir doch gut. Es ist nicht so, daß die jungen Studenten bereits nichts anderes als die Freiheit verdienen. Sie sind eben doch „Füxe“ und bedürfen einer Fuxerziehung.

Ich bin erst in meinem 6. Semester mit der Fuxerziehung fertig geworden. Erst damals begriff ich die Idee der Korporation und fand die Versöhnung zwischen meinem Dasein als Student und als Mensch, die Harmonie zwischen Arbeit und Genuß. Erst damals verstand ich mich im Kreise von Kommilitonen durchzusetzen, und damals fand ich auch mit dem Thema meiner Doktorarbeit das erste richtige Arbeitsziel. Kurz, ich wußte eigentlich erst von da ab, was ich wollte.¹⁰⁵

Ohne Zweifel war es die Entscheidung des Jenenser Paulus gegen die Sportmensur, die mich erkennen ließ, daß ich am richtigen Platze stand. Der erfolg-

¹⁰⁴ Der zwanglose Teil einer Kneipe, der sich an den „offiziellen“ anschließt.

¹⁰⁵ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1910–13, Eintragung vom 1. Januar 1912, S. 30.

reiche Kampf gegen die törichte, von mir irgendwie als „borussisch“, als sozial und politisch schädlich empfundene Fechtmode verschaffte mir innere Sicherheit. Um Weihnachten 1911 bekam ich noch einmal nach mindestens einem Jahre Pause eine Grußkarte von Walter Jähne aus Chicago. Sie änderte nichts daran, daß sich unsre Wege endgültig getrennt hatten. Aber nachdem ich innerhalb der „herrschenden Klasse“ ernsthaft meinen Ort gefunden hatte, enthielt die Erinnerung an die vergangene Freundschaft und die überwundene „monistische“ Weltanschauung für mich keinen Stachel mehr. Inzwischen hatte ich im Sommer 1911 eine „traumhaft glückliche“ Zeit am Rhein erlebt. Das Traumhafte zerflatterte, als ich wieder unter den alten Jena-Leipziger Freunden stand.

Doch lag das rheinische Traumerlebnis nicht umsonst dazwischen. Meine Stimmung war nicht mehr so enthusiastisch, sondern ihrer Grenzen bewußt.¹⁰⁶

Mit meinen Studien über den vormärzlichen Liberalismus kam ich zügig voran. Im neuen Jahre wollte ich den Doktorhut gewinnen. Es reichte nicht ganz aus, doch wurde die Zeit nur um wenige Monate überschritten.

Mit schnellen Schritten entwickelte ich mich auch zu religiöser Sicherheit. Am Ende des nächsten Sommersemesters, am 24. Juli, schrieb ich ins Tagebuch:

Wer zeigt uns eine Möglichkeit, vom „deutschen Gedanken“ zu einer echten Religion zu gelangen? Daß unsre heidnische Volksreligion möglich wäre, glaube ich nicht mehr. Und wer kann dem zerfahrenen Protestantismus zutrauen, daß er die deutsche Religion werden und den Katholizismus und Sozialismus verdrängen könnte?¹⁰⁷

Vom Sommer 1912 an war ich in der Lage, nicht mehr bloß mit Hans Böhme, sondern mit vielen Freunden in religiösen Gedankenaustausch zu treten, und das mit genügender Sicherheit für mich selbst gewonnene Christentum zu verteidigen. Einem jungen Leipziger Pauliner und Theologiestudenten, Hans Neupert, mit dem ich im Sommersemester 1912 Freundschaft geschlossen hatte, setzte ich brieflich auseinander, daß sich der Christ nie auf den Grundsatz „Credo quia absurdum“ zurückziehen dürfe, sondern daß es heißen müsse „Credo ut intelligam“. Man braucht nicht um des Glaubens willen auf Denken und Erkenntnis zu verzichten. Daß die Gottheit der Menschwerdung fähig sei, und daß dieser Vorgang in der Mitte der Geschichte sich tatsächlich einmal ereignet habe, ist ja kein logisch unmögliches Geschehen. Dabei hielt ich erst recht von allem „Protestantismus“ nicht mehr viel. In einer Tagebuchnotiz

¹⁰⁶ Ebd., S. 31.

¹⁰⁷ Ebd., Eintragung vom 24. Juli 1912, S. 35.

vom 12. Oktober 1912 habe ich dem Evangelischen Bund¹⁰⁸ in seiner antirömischen Hetze „Maulheldentum“ attestiert. Ich schrieb:

Ich fange an, seit längerer Zeit bei vielen Bekannten für einen halben Klerikalen zu gelten. Und ich bin nicht gewillt, die antiklerikale Hetze unsrer Nationalisten, Radikalen und Philister mitzumachen. Die Einigkeit dieser Drei sollte ihnen selbst zu denken geben. Ich sehe die Ohnmacht des Protestantismus und die verständliche Macht Roms über die Seelen der deutschen Katholiken, die wir doch vernünftiger- und loyalerweise gelten lassen müßten.¹⁰⁹

Sicherlich trugen meine rheinischen Erfahrungen und Studien dazu bei, daß mir während der Semesterferien 1912 solche Gedanken durch den Kopf gingen. Im übrigen hatte ich am Ende des Semesters das Manuskript meiner Dissertation bei der Fakultät eingereicht und mußte nun warten, bis es die Runde durch [die] Hände der Professoren durchlaufen haben würde. Bei dem Beginn des Wintersemesters war es noch nicht so weit. Ich sah, daß ich keinesfalls noch vor Weihnachten zur mündlichen Doktorprüfung zugelassen werden würde. So konnte ich mir also in meinem 10. Semester Zeit lassen. Mich vom Leben abzuschließen, um ausschließlich für das Examen zu pauken, war ich gar nicht gewillt. Meine Stimmung war nicht von Prüfungsangst bedrückt. So erschien ich denn zum Erstaunen mancher Leute, die mich des „Leichtsinnns“ bezichtigten, ziemlich regelmäßig auf den Samstagskneipen der Leipziger Pauliner und „erholte“ mich dabei ganz schön. Sonntags gingen dann wir Jenenser sowieso nach Cospuden. Zuweilen brachten wenigstens einige von uns die Initiative zu größeren Unternehmungen auf. Ich finde in unserm „Balladenschatz“ Berichte von mir über eine Fußwanderung nach Merseburg und eine andere nach Freyburg an der Unstrut. Letztere „stieg“ im Oktober 1912, und ich kann nicht umhin, eine Probe aus dem Bericht zu geben.

Erst wollten noch viel mehr mit, aber nachher war den meisten das Wetter zu unsicher oder die Arbeit zu dringlich oder das Geld zu kostbar oder die Bequemlichkeit zu lieb. So hatten wir nur unser vier: Wilde, Herrmann,

¹⁰⁸ Der Evangelische Bund wurde 1886 aus dem zeitgenössischen Empfinden heraus gegründet, daß der Protestantismus gegenüber dem aus dem Kulturkampf gestärkt hervorgegangenen Katholizismus in Deutschland spürbar an Einfluß verloren hatte. Theologische Gegensätze und landeskirchliche Aufspaltung sollten nicht zuletzt zur Abwehr katholischer Übergriffe überwunden und darüber hinaus das evangelische Christentum durch die Verbindung mit dem deutschen Volkstum verinnerlicht und gestärkt werden. Vgl. Walter Fleischmann-Bisten und Heiner Grote, Protestanten auf dem Wege. Geschichte der Evangelischen Bewegung. Göttingen 1986. Gottfried Maron (Hrsg.), Evangelisch und Ökumenisch. Beiträge zum 100jährigen Bestehen des Evangelischen Bundes. Göttingen 1986.

¹⁰⁹ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuchfragmente 1910–13, Eintragung vom 12. Oktober 1912, S. 36.

Böttcher, Buchheim von der Burg Goseck ins weite Saaletal geschaut bis zu den Türmen von Naumburg, waren dann auf schönen Waldwegen, die von gefallenen Blättern farbig glänzten, gezogen, bis wir beim dicken Bergfried der Neuenburg überm Unstruttale standen und die Stadt Freyburg grüßten zwischen ihren Rebenhängen mit der alten gotischen Kirche, dem Renaissancegiebel des Rathauses und der großen Sektflasche über der Kellerei des AH Kloß.

Wir stiegen vom Berg hinunter und zogen durch die Straßen. Auf dem Markte steht ein ungelenkes Denkmal für einen Herzog von Sachsen-Weißenfels, der früher einmal auf der Neuenburg residierte. Am Sockel stehen folgende Inschriften:

*Sta viator ac piis votis pro Christiano Deum fatiga!*¹¹⁰

Hoffentlich war demgemäß der liebe Gott recht hübsch müde wie wir von der Wanderung. Böttcher und Herrmann warfen in Anbetracht dieser Müdigkeit bereits sehnsuchtsvolle Blicke nach dem Ratskeller. Aber erst mußten wir noch die zweite Inschrift lesen:

*Pie optime ve princeps vive Dei gratia nobis constanter!*¹¹¹

Das Städtchen gefiel uns. War nicht dies Christiansdenkmal ein Original, nicht minder als der Hanfried im geliebten Jena? Die lateinischen Sprüche strömten einen humanistischen Hauch aus, der sich mit dem Geist der alten Giebel und Türme und dem Berglüftchen von den weinbedeckten Hängen zu einer wahren Aura academica vereinte. Nicht einer freilich, wie sie aus den weisheit- und schweißausdünstenden Hörsälen der Großstadtuniversität quillt, nicht einer, die von Wissensqualm und Brotneidgestank überladen ist, wo sich der alte civis academicus unter der Fülle moderner Streber, Oberrealschüler, Weiber und Russen verliert, sondern einer, wo Magister und Studiosen noch nicht vergessen haben, daß sie Kommilitonen sind, wo neben der Doctrina noch sämtliche Artes liberales Platz haben können.

Als wir im Ratskeller saßen, freundlichst belehrt von dem klassischen Wandspruch:

Wo ihr itzt übt des Trinkens Kunst,
da saßen die Marktweiber sunst,

da stieg uns aus den Bierkrügen die Aura academica erst recht auf, und wir kamen uns vor wie die Magister alter Zeiten, die leicht einmal ihre Lehrsessel rückten und irgendwo eine neue Universität auftraten. Waren wir auch nur unser vier, warum sollte für uns nicht Freyburg akademischer Boden sein? Hier war ja die Romantik so greifbar echt: Das Wesen der Romantik aber ist die schöpferische Phantasie. Nun also: ein Umtrunk, ein Beschluß und die Universität Freyburg war für uns gegründet, und wir waren ihr Senat in konstituierender Sitzung, ein Senat von Potatoren! Eine Karte an die alten Säcke in Jena, die wir eigentlich hier in Freyburg hatten treffen wollen, die aber – wohl deficiente pecunia – uns im Stich gelassen hatten:

Canibus duris minusque praeditis inactivitatis Jenensis salutem!

Pro vestro numeroso visitatu gratiam habemus quam maximam atque

¹¹⁰ „Bleib stehen, Wanderer, und setze Gott mit frommen Gebeten für Christian zu!“

¹¹¹ „Frommer und bester Fürst, lebe durch die Gnade Gottes uns weiter beharrlich!“

enormem. Universitatem Freyburgiensem fundavimus et fudimus cerevisiis,
qua in universitate docentes sese habilitaverunt¹¹²:

Ionnaes Ferox, suprapotator

Fridericus Arminius, medicinalis potator

Carolus Liberdomus, historicus novus potator

Curtius Doliator, historicus antiquus potator.¹¹³

Wobei zu bemerken ist, daß „dolium“ das Faß oder der Bottich heißt.

Allen Leipziger Kommilitonen der besseren Art sei es zum Troste gesagt: Wenn einmal die Pleiße gar zu trübe dahinschleicht, die Unstrut fließt immer hell, und Rebstöcke und Burgen spiegeln sich in ihr. Der Dom von Naumburg und die Schule von Pforta sind nicht weit, aber alle vierstöckigen Häuser meilenfern. Vielleicht vermag auch der Gruß der Alma mater Jenensis, den die Saale in diese Gegend mitbringt, manchmal das kleine Stück die Unstrut hinaufzuschwimmen.

Kennengelernt hatte ich die Gegend, die uns so lieb wurde, durch die RKV-Spritzen, bei denen wir immer von Naumburg über Pforta und Kösen nach der Rudelsburg wanderten, und durch einen schönen und lehrreichen Institutsausflug mit Professor Lamprecht, bei dem er uns die Burg Goseck und die Neuenburg von innen zeigte. Die Neuenburg ist berühmt durch ihre Doppelkapelle und durch den nebenan liegenden „Edelacker“, auf dem der Landgraf von Thüringen widerspenstige adelige Herren vor die Pflüge spannte.

In dem gleichen Oktober 1912, in dem wir diese romantische Fahrt nach Freyburg genossen, brach der Krieg des Balkan-Vierbunds, Bulgariens, Serbiens, Montenegros und Griechenlands, gegen die Türken aus.¹¹⁴ Unsre Runde in Leipzig war an diesem Ereignis außerordentlich interessiert. Mich schmerzte etwas, daß die Türken, mit denen ich sympathisierte, den Kürzeren zogen. Dann tröstete mich, daß sie an der „Tschadaltscha-Linie“ erfolgreich Wider-

¹¹² „Den plumpen Hunden und den weniger Begabten der Jenenser Inaktivitas Heil! Für Euren zahlreichen Besuch wissen wir Euch größten und außergewöhnlichen Dank. Wir haben die Universität Freyburg gegründet und mit Strömen von Bier übergossen. Die an dieser Universität Lehrenden haben sich habilitiert.“

¹¹³ Latinisierung der Namen der beteiligten Personen:

Ionnaes Ferox – Hans Wilde, Oberzecher

Fridericus Arminius – Friedrich Herrmann, medizinischer Zecher

Carolus Liberdomus – Karl Buchheim, neuhistorischer Zecher

Curtius Doliator – Kurt Böttcher, althistorischer Zecher

¹¹⁴ Gefördert durch russische Diplomaten hatten sich Serbien, Bulgarien, Montenegro und Griechenland im März 1912 zu einem Balkanbund zusammengeschlossen, um eine Ausdehnung Österreich-Ungarns beim erwarteten Zusammenbruch des Osmanischen Reiches zu verhindern. Angesichts der offenkundigen Schwäche der Türkei erklärte der Bund ihr im Oktober den Krieg. Die türkische Niederlage brachte im Frieden von London (Mai 1913) jedem der Bündnispartner beträchtliche territoriale Gewinne. Vgl. Gotthold Rhode, Die Staaten Südosteuropas (Bulgarien, Serbien, Rumänien, Montenegro, Albanien) vom Berliner Kongreß bis zum Ausgang des I. Weltkriegs (1878–1918), in: Handbuch der Europäischen Geschichte, Bd. 6, hrsg. von Theodor Schieder, Stuttgart 1973, S. 547–609, hier S. 576–581.

stand leisteten und den Vormarsch ihrer Feinde nach Konstantinopel verhinderten. Mehr als ein Jahrtausend war die Kaiserstadt am Bosphorus die Hochburg der oströmischen Griechen gewesen; dann ein halbes Jahrtausend die der Osmanen. Jetzt blieb sie uneinnehmbar für die Balkanstaaten. Von diesem historischen Schaustück war ich stark berührt. Denn die Geschichten der Türken als Nachfolger der Oströmer und der Deutschen als Nachfolger der Weströmer erschienen mir als zwei grandiose Parallelen der Weltgeschichte. Ich ahnte auch, daß dieser Balkanaufstand das Vorspiel zu neuen weltgeschichtlichen Ereignissen werden könnte. Aber nicht nur berührt, sondern aufgewühlt in ganzer Seele war in unserm Kreise ein anderer: mein Freund Hans Böhme.

Er muß damals so etwas wie eine Vision gehabt haben von dem Weltkrieg, der aus dem Balkankrieg hervorgehen würde, und von dem frühen Tode, dem er dann verfallen werde. Er sprach sich darüber leider nicht aus, auch zu mir nicht, obwohl ich mich sehr darum bemühte. Er verweigerte auf einmal jede Beteiligung an unsern Kneipabenden, wollte kein Bier mehr trinken und dafür regelmäßig in die Kirche gehen. Ich fand das bei einem Theologen verständlich und ging öfters mit ihm. Er wollte auch andere bekehren und ging dabei so weit, einem zuzureden, „als käme er von der Heilsarmee“, wie der Betroffene sich ausdrückte. Er war keiner Fröhlichkeit mehr fähig. Ich bekam dabei nur heraus, daß er sich Vorwürfe machte, er habe bis zu seinem jetzigen sechsten Semester noch nichts geleistet und sei keiner Konzentration auf seine Arbeit fähig. Glaubensschwierigkeiten deutete er mir nicht an, und so machte er's uns allen schwer, ihn überhaupt zu verstehen. Als er in den Weihnachtsferien zu Hause bei seinen Eltern war, erschreckte er auch sie. Man schickte ihn zu einem Pfarrer, damit er sich diesem eröffne: großen Erfolg scheint das aber nicht gehabt zu haben. Auch im restlichen Wintersemester änderte er sein Verhalten nicht. Im Sommer 1913 schien sich der Bann etwas gelöst zu haben. Wir erlebten in Leipzig großen Betrieb, weil eine große Ausstellung und das Allgemeine Deutsche Turnfest hier abgehalten wurden. Da nahm Hans wieder halbwegs an unsern Stimmungen teil. Ich sprach ihn einmal darauf an, was eigentlich im Winter mit ihm losgewesen wäre. Da antwortete er nur leichthin, der Krieg am Balkan habe ihn erschüttert. Dieser Krieg war inzwischen vorbei. Es herrschte äußerlich in Europa wieder Friede. Die politischen Spannungen, auch die zwischen den Großmächten, dauerten aber an; unter der Oberfläche verschärften sie sich.

Inzwischen war noch im Wintersemester meine Dissertation von der Fakultät angenommen worden. Ende Februar kam ich ins mündliche Examen, und am 1. März hatte ich auch im letzten Prüfungsfach bestanden. Mein Doktorvater Lamprecht war mit mir zufrieden. Er nahm meine Arbeit in seine Reihe „Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte“ in erweitertem Umfange auf, so daß sie als stattliches Buch unter dem Titel „Die Stellung der Kölnischen Zeitung im vormärzlichen rheinischen Liberalismus“ in R. Voigtländers Verlag publiziert werden konnte. Im Sommer 1913 war ich gemachter Doktor mit dem Prädikat Summa cum laude. Das Diplom erhielt ich erst Ende des Jahres

nach Ablieferung der Pflichtexemplare der Dissertation. Lamprecht setzte sich mit dem Verlag der „Kölnischen Zeitung“ in Verbindung. Er sprach in seinem Brief von dem „verhältnismäßig schon so reifen politischen Urteil“ des Verfassers und erwirkte mir 800 Mark Druckzuschuß, der zureichte, die Kosten bei Voigtländer zu decken. Lamprecht ist es daher gewesen, der mir meine späteren langjährigen Beziehungen zur „Kölnischen Zeitung“ vermittelte. Persönlich kannte man mich dort schon, denn ich hatte 1911 von Bonn aus öfters in der Bibliothek des Kölner Verlags gearbeitet. Da Lamprecht es auch war, der mir geraten hatte, ein Semester in Bonn zu studieren, war er es zweifellos, der mir den Weg zum Erfolg im Studium geöffnet hat. So konnte ich im Sommer 1913 schon das Gefühl haben, zu wissenschaftlicher Existenz geweiht zu sein. Drum gestaltete sich mein elftes Semester zu einem freudigen Sommer. Die „Internationale Bauausstellung“ und das große Turnfest in Leipzig kamen mir sehr gelegen.

Natürlich gab es auch ein Sommerfest des Leipziger Paulus, und zu diesem kamen Hans Böhmes Eltern. Ich hatte sie schon 1910 in Weimar kennengelernt. Jetzt überreichte ich dem „Alten Herrn“ mein gerade herausgebrachtes Buch und kam ihm überhaupt näher, so daß er mich fragte, was denn wohl Befremdliches seinem Sohn im vergangenen Winter widerfahren sei. Darüber konnte ich wenig berichten. Die Begegnung wurde aber für mich bedeutsam, weil die Eltern Böhme ihre fünfzehnjährige Tochter mitgebracht hatten. Es fügte sich, daß ich sie im Trubel des Turnerfestzugs auf dem Roßplatz einmal allein traf. Ich nahm sie mit zu dem Restaurant, wo wir in Corona zu Mittag aßen. Da hatte ich meine spätere Frau gefunden. Darüber wurde zwar erst viel später gesprochen; aber ich darf als sicher annehmen, daß Hans Böhmes kleine Schwester einen Eindruck von mir mitnahm. Ich sah sie übrigens nach wenigen Wochen schon wieder, weil ich ins Elternhaus nach Aue eingeladen wurde. Es war eine große Fußwanderung in den Alpen geplant, an der ich neben ihren beiden Brüdern Hans und Ernst und neben Gerhard Kunze aus Hartenstein teilnehmen sollte. Die gemeinsame Reise sollte gegen Mitte August in Aue beginnen.

Ich war als Zehnjähriger 1899 mit meinem Vater und meiner älteren Schwester das erste Mal in Oberbayern und Tirol gewesen; dann 1908 mit meiner Schwester zum zweiten Mal. Von daher kannte ich bereits die Wanderung von Garmisch über den Eibsee und den Fernpaß ins Inntal. Dies zu wiederholen, schlug ich meinen Wandergefährten vor. Am 15. August, dem Feiertag Mariä Himmelfahrt, waren wir in München. Am 16. ging unser Marsch von Garmisch aus los. Vom Inn aus bogen wir ins Ötztal ein. Hier fuhren wir von Längenfeld bis Zwieselstein mit einem Landauer und stiegen zu Fuß weiter nach Vent. Wir wagten uns auf den Hochjochgletscher und überquerten ihn bis zum Abstieg ins Schnalser Tal. Es begeisterte mich richtig zu sehen, wie hier nun das Wasser nach Süden floß. Die Alpensüdseite hatte ich bisher nur als Zehnjähriger in Sterzing erreicht, als wir damals aus dem Zillertal über das Pfitscher Joch herüberkamen. Durchs Schnalser Tal ging's nun erst richtig

in die südliche Welt. Wir kamen in den Vintschgau, nach Meran, nach Bozen, nach Eppan; von da hinauf auf die Mendel und in drei weiteren Tagen über Madonna di Campiglio nach Riva. Ich war sehr befriedigt, daß ich mich leidlich auf Italienisch verständigen konnte. In Riva hatten wir am 25. August den Gardasee erreicht. Bis hierher gehörte das Land 1913 noch zu Österreich. Nun fuhren wir über den See ins Königreich Italien. In Sirmione ließ mich die Villa di Catullo sehr lebhaft an den römischen Dichter¹¹⁵ denken, dessen Liebesgedichte ich ein halbes Jahr später in der Lateinprüfung des Staatsexamens als meine Spezialität angab. Von Desenzano aus benutzten wir den Zug nach Verona, das großen Eindruck auf mich machte, so daß ich's später gern einige Male wieder aufsuchte. Bei der Rückfahrt lag die österreichische Grenze damals noch nahe bei Ala. So habe ich die Brennerstrecke gerade noch ein Jahr vor dem Kriege in ihrer österreichischen Zeit kennengelernt. Vor Mori fuhren wir durch das Trümmerfeld eines Bergsturzes. In Bozen schlossen wir unsre Reise ab.

Mein Verhältnis zu Hans Böhme war nicht mehr so vertrauensvoll wie früher und wurde auch auf der gemeinsamen Reise nicht wieder ganz befriedigend. Ich hatte mir seine Freundschaft auch deswegen gewünscht, weil ich hoffte, sie würde mir den Zugang zum christlichen Glauben erleichtern. Denn ich fühlte natürlich, daß meine Bejahung der Kirche vom politisch-historischen Intellekt her nicht zureichend war. Aber gerade meine Verquickung menschlicher Nähe mit dem Religiösen erklärte er für eine „Entweihung des Göttlichen“ durch „Götzendienst“. Diese Behauptung konnte ich ihm nicht abnehmen. Ob er wohl seiner Schwester irgendetwas angemerkt hat? Als wir im Herbst 1913 wieder zusammen in Leipzig waren, fiel einmal ein Wort von ihm, das nach Eifersucht klang. Da habe ich ihm erwidert: „Ich habe nichts mit deiner Schwester; und wenn ich etwas hätte, wärest du der Letzte, den ich fragen würde.“ Im Dezember 1913 sah ich die Hanna Böhme wieder, weil die Eltern sie zur „Pauliner-Operette“ mitbrachten. Da habe ich mit ihr getanzt und ihr ein Sträußchen geschenkt, das sie, auch als es gänzlich verdorrt war, lange aufbewahrt hat.

¹¹⁵ Gaius Valerius Catullus (84–54 v. Chr.), lateinischer Dichter.

III. Unruhige Jahre in Krieg und Nachkriegszeit: Lehrer, Soldat und Publizist (1914–1923)

Im Januar 1914 machte ich mein Staatsexamen für das höhere Lehramt in Geschichte, Deutsch und Lateinisch. Natürlich freute ich mich über den Erfolg, der mir den Zugang zum Gymnasialdienst öffnete. Es war auch ein bißchen Wehmut dabei, weil ich die Universität verlassen mußte. Bis zur wirklichen Berufung in ein staatliches Amt war noch ein weiter Weg, denn es war sehr ungewiß, wann einmal eine Stelle für mich frei werden würde. Ich mußte mit einer langen gehaltlosen Wartezeit rechnen. Deswegen erwog ich, ob ich nicht lieber noch ein Studium im Ausland beginnen sollte, etwa an der Universität Grenoble, um gut Französisch zu lernen und mich in fremdem Lande umzusehen. Aber ich erhielt gegen Ostern 1914 vom Dresdner Kultusministerium eine Zuweisung zum „Pädagogischen Seminar“ am Gymnasium in Zwickau. Erst nach der Absolvierung eines Probehalbjahrs im Schuldienst wurde man ein anstellungsberechtigter „Studienreferendar“, wie das neuerdings genannt wurde. Es war natürlich geboten, dieses Halbjahr noch abzuschließen, um alle Bedingungen zu erfüllen. Wenn es vorüber war, dann würde ich vielleicht noch ein militärisches Dienstjahr hinter mich bringen müssen. Ich hatte mich vom Eintritt als Einjährig-Freiwilliger¹ bisher immer zurückstellen lassen. Bis zur Erfüllung des sechsundzwanzigsten Lebensjahres war dies erlaubt. Diese Grenze lag bis zum 27. März 1915 noch vor mir. Also paßte das Probehalbjahr in Zwickau recht gut in mein Programm. Sollte ich nach dem Ablauf des Militärjahres noch immer auf Anstellung warten müssen, dann würde es ja noch immer Zeit sein, andere Pläne zu schmieden. Alle diese Erwägungen wurden hinfällig, weil am 1. August 1914 der große Krieg des Deutschen Reiches gegen die ihm feindlichen Mächte des Ostens und Westens ausbrach.

Zunächst ging ich also jedenfalls nach Zwickau ans Gymnasium zum praktisch-pädagogischen Probendienst. Sechs Jahre nach meinem Abitur bekam ich von neuem ein Schul-Lüftchen zu atmen; aber auf der andern Seite der Barrikade. Daran mußte man sich erst gewöhnen. Die Zwickauer Gymnasiasten waren natürlich an unselbständige „Kandidaten“ reichlich gewöhnt. Es war zu erwarten, daß sie kleine oder größere Frechheiten probieren würden. Ich ver-

¹ Eine erstmalig 1815 in der preußischen Armee eingeführte und 1867 in den Deutschen Bund und 1871–1919 in das Kaiserreich übernommene Einrichtung der Wehrpflicht, nach der junge Männer mit höherer Schulbildung nach einer einjährigen Dienstzeit als Reservisten entlassen wurden. Der Nachweis der Befähigung erfolgte durch Schulzeugnisse oder Prüfungen. Den Einjährig-Freiwilligen stand die Wahl der Waffengattung und des Truppenteils frei. Sie mußten sich selbst unterbringen, bekleden und verpflegen. Als Abzeichen trugen sie eine Wollschnur in Landesfarben um die Schulterklappen.

mochte es aber gleich ganz gut, Disziplin zu halten, und meine vier „Seminar“-Kollegen Fröbisch, Kühn, Ott und Willige auch. Zunächst mußten wir bloß „hospitieren“, einzeln oder mit der ganzen Gruppe, in den Unterrichtsstunden der Gymnasiallehrer in den Unterklassen. Später mußte jeder von uns einzelne Stunden selber halten. Das war der Punkt, auf den es am meisten ankam, und das absolvierten wir alle zufriedenstellend. An jedem Samstag lief ein theoretischer Seminarkurs unter der Leitung des Rektors Dr. Dittmar, der sich dabei von einem der „Oberlehrer“ – es hieß noch nicht „Studienräte“ – unterstützen ließ. In diesen Kursen mußte jeder Kandidat ein Referat übernehmen. Mein Thema lautete: „Über das mechanische, judiziöse und ingenieure Gedächtnis im Lateinunterricht der Sexta“. Ich schrieb darüber 60 Seiten im Schulheftformat und habe das Manuskript auch aufbewahrt. Gelesen hab' ich's wohl nicht wieder. Im ganzen war es nicht uninteressant, pädagogisch-psychologisch zu diskutieren. Für die Praxis des Schulehaltens kam nicht viel dabei heraus. Aber man machte den Kurs eben durch. Er mußte abgebrochen werden, als am 13. Juli die Sommerferien begannen, und konnte hinterher nicht wieder aufgenommen werden, weil inzwischen der Krieg begonnen hatte. Ich kehrte zwar nach den Ferien ans Gymnasium zurück, wurde aber nun gleich für einige Stunden regulären Unterrichts eingesetzt, weil mehrere Lehrer ausfielen, die sogleich zum Militär hatten einrücken müssen. Von da ab bekam ich für die Stunden, die ich gab, mein erstes staatliches Entgelt.

Am Ferienbeginn ließ sich alles noch ganz friedlich an. Noch ahnte man nicht, daß das Attentat in Bosnien, dem der Erzherzog Franz Ferdinand² zum Opfer fiel, das Signal zum Weltkrieg sein werde.³ Ich war mit meinem alten Schulkameraden Theo Steinbach zu einer Ferienreise durch Süddeutschland verabredet. Am 14. Juli vormittags reisten wir vom Zwickauer Bahnhof ab nach Stuttgart. Der 15. war der Besichtigung der schwäbischen Hauptstadt gewidmet. Am 16. begann die Wanderung in der Schwäbischen Alb: Urach, Hohenurach, Burg Lichtenstein, natürlich in Gedenken an Hauff.⁴ Wir bestiegen den Roßberg und genossen weite Fernsichten. Durchs Steinbachtal kamen wir zur Bischofsstadt Rottenburg und dann nach Tübingen. Es folgte Hechingen mit der Burg Hohenzollern, dann Sigmaringen und eine Wanderung durch das Donautal über Hausen zum Kloster Beuron, Tuttlingen, Immendingen, wo die Donau versickert. Durch die Ebene Baar fuhren wir mit [der] Bahn nach Donaueschingen, wo die Donau entspringt, in den Schwarzwald hinein zum Titisee. Am 22. und 23. Juli waren wir in Freiburg im Breisgau, fuhren dann nach Kehl und kamen am 25. nach Straßburg. Natürlich kam ich un-

² Franz Ferdinand, Erzherzog von Österreich-Este (1863–1914), Erzherzog-Thronfolger, Neffe Kaiser Franz Josephs I. Am 28. Juni 1914 wurde er zusammen mit seiner Gemahlin Sophie Chotek, Herzogin von Hohenberg, in der bosnischen Hauptstadt Sarajewo ermordet.

³ Zu den Ursachen des Ersten Weltkrieges vgl. Gregor Schöllgen (Hrsg.), *Flucht in den Krieg? Die Außenpolitik des kaiserlichen Deutschland*, Darmstadt 1991.

⁴ Wilhelm Hauff (1802–1827), Verfasser vieler bekannter Märchen.

terwegs nicht viel zum Zeitunglesen. Von der politischen Entwicklung der großen „Julikrise“ nahmen wir kaum Notiz. Erst als wir in Straßburg Frankengewährung eintauschten, warnte uns der Geldwechsler, angesichts der Kriegsgefahr nach Frankreich zu gehen. Wir wollten aber gar nicht nach Frankreich, sondern nur in die Schweiz, die ja damals mit Frankreich und den andern Ländern der lateinischen Münzunion das gleiche Geld besaß. In Basel wohnten wir im Hotel „Blume“. Wir schlenderten durch die Freie Straße über den Markt mit rotem Rathaus zum Münster mit seinem Glasurziegeldach und zwei verschieden hohen Türmen. In meinen Reisenotizen steht „Träumerei auf dem Münstervorplatz mit Blick auf den Rhein“. Es war mein erster Besuch in der später so geliebten Schweiz. Unterm 26. Juli notierte ich „Debatte über die politischen Ereignisse“. Jetzt erst also nahmen wir die kritische Lage zur Kenntnis. Dennoch reisten wir mit Gleichmut nach Rheinfelden, Säckingen und so weiter. Vom 27. zum 28. übernachteten wir in der „Grünen Tanne“ in Schaffhausen, tranken weißen Waadtländer und roten Veltliner und gingen natürlich zum Rheinfall. Vom Schweizer Boden aus besuchten wir über Singen den Hohentwiel und dachten an Scheffel.⁵ Wir wollten über Radolfzell zur Insel Reichenau, konnten sie aber nicht betreten, weil der Damm, der sie mit dem Festland verbindet, überschwemmt war. So erreichten wir am Abend des 28. noch Konstanz und am nächsten Vormittag Meersburg. Über den ganzen Bodensee trug uns der Dampfer nach Bregenz. Hier war schon militärischer Betrieb, denn Österreich hatte den Krieg gegen Serbien am 28. Juli schon begonnen. Da entflohen wir bald wieder und kamen noch am 29. abends nach Lindau.

Für den 30. Juli trennten uns wir beiden Reisegefährten. Theo wünschte sich einen Besuch in Überlingen; mich aber zog die Erinnerung an Scheffel nach St. Gallen. Also trennten wir uns für diesen 30. Juli; abends wollten wir uns in Lindau wieder treffen. Ich fuhr über den See nach Rorschach, dann mit der Bahn bis an mein Ziel. St. Gallen liegt in einer Senke zwischen zwei Höhenzügen, und ich versäumte nicht, wenigstens auf den einen hinaufzusteigen. In einem Restaurant „Falkenburg“ nahm ich mein Mittagessen und genoß den Blick auf die Stadt, die Berge und den Bodensee. Ich sah, wie sich in den Straßen der Stadt Menschenmassen schoben; die Schweizer waren schon höchst aufgeregt wegen der Kriegsgefahr. Noch steckte mich die Aufregung kaum an. Ich ging wieder hinunter und besichtigte am Nachmittag noch eingehend den Dom. St. Gallen ist keine Abtei mehr; deren imponierend großes Gotteshaus ist Bischofskirche. Dann mußte ich nach Rorschach zurückfahren, um dort das passende Schiff nach Lindau zu erreichen. Ich fand wahrhaftig kaum noch einen Platz: so vollgestopft war der Dampfer von Menschen. Auf dem Deck erhoben sich Berge von Reisekoffern. Aus allen Teilen der Schweiz waren Touristen zusammengeströmt, um

⁵ Joseph Victor von Scheffel (1826–1886), Dichter und Schriftsteller des akademischen Burschenlebens. Er verlebte einen großen Teil seines Lebens am Bodensee.

schon beinahe fluchtartig vor dem drohenden Krieg die deutschen Grenzen zu erreichen.

Als ich in unserm Gasthaus Steinbach wiedergefunden hatte, waren wir noch immer entschlossen, uns nicht beirren zu lassen. Wir fuhren frühmorgens am 31. Juli mit der Bahn nach Friedrichshafen, sahen uns noch um in der Stadt, kamen aber jetzt doch zu dem Ergebnis, es sei geraten, die Heimfahrt anzutreten. Noch immer aber bestiegen wir den fahrplanmäßigen Zug nach Ulm ohne große Eile und besichtigten dort die Stadt und das Münster. Da lasen wir in der Nähe des Bahnhofs an einer Anschlagsäule: „Erklärung des Zustands drohender Kriegsgefahr“. Das war die Vorstufe zur allgemeinen Mobilmachung. Möglicherweise war der Nachtzug über Nürnberg nach Sachsen der letzte, den wir noch benutzen konnten. Theo geriet in Sorge wegen seiner Braut daheim, und ich wollte nach Dresden zu meiner Mutter. Nach Zwickau brauchte ich meiner Ansicht nach noch nicht zurückzukehren, weil die Ferien noch nicht zu Ende waren. Der Rektor Dittmar machte mir dann allerdings bei Wiedereröffnung der Schule klar, daß ich inkorrekt gehandelt hätte. Ich hätte mich sofort am Dienstort einstellen müssen. Am 2. August war der „erste Mobilmachungstag“, an dem es keinerlei normalen Zugverkehr mehr gab. Ich hatte gerade noch rechtzeitig unsern Familienwohntort Dresden erreicht.

Es muß auffallen, und es fällt mir selber auf, wie unbesorgt und unbeschwert wir beiden Freunde, Steinbach und ich, auf unsrer süddeutschen Reise in den Wochen der verhängnisvollen Julikrise von 1914 geblieben sind. Wir hatten eben von der bedrohten Lage des Deutschen Reiches, die in England schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts festgestellt wurde [...]⁶, keine Ahnung. Sie wurde ja von der Reichsführung unter Wilhelm II. selbst offenbar nicht erkannt oder anerkannt.⁷ Wir Studenten in Jena und Leipzig führten viele politische Gespräche, und ich erinnere mich, gerade mit Steinbach, der nicht mein Couleurbruder war, wenigstens in den Semesterferien in Dresden zum Beispiel die Marokkopolitik der Reichsregierung von 1911⁸ diskutiert zu haben. Interessen in Marokko hatten anfangs nur einige deutsche Industrie- und Exportfirmen. Gegen Frankreich aufgegriffen wurden sie im Auswärtigen Amt 1905 unter dem Einfluß des Geheimrats Holstein⁹, der – als Schüler Bis-

⁶ Hinweis auf S.47, Teil IV des Manuskripts, auf der Buchheim auf das gespannte deutsch-englische Verhältnis zu Beginn des 20. Jahrhunderts eingeht. Zum deutsch-englischen Gegensatz und zur Isolierung des Deutschen Reiches vgl. Paul M. Kennedy, *The Rise of the Anglo-German Antagonism 1860–1914*, London 1980.

⁷ Die Reichsleitung ging sehr wohl von einer bedrohten Lage aus. Vgl. Fritz Fischer, *Griff nach der Weltmacht. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914–1918*, 3. Aufl. Düsseldorf 1964; ders., *Krieg der Illusionen. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914*, Düsseldorf 1969.

⁸ Zur Marokkokrise 1911 vgl. Emily Oncken, *Panthersprung nach Agadir. Die deutsche Politik während der Zweiten Marokkokrise 1911*, Düsseldorf 1981.

⁹ Friedrich von Holstein (1837–1909), Jurastudium, 1861–1868 Attaché bei preußischen Vertretungen im Ausland, 1871–1876 Zweiter Botschaftssekretär in Paris, 1876–

marcks – die durch [den] verlorenen Krieg gegen Japan und revolutionäre Unruhen im Innern eingetretene Aktionsunfähigkeit des Zarenreichs ausnutzen wollte, um den Franzosen eine diplomatische oder militärische Niederlage beizubringen. Diesen Gedanken eines Präventivkriegs verwarf Wilhelm II. mit Recht. Dabei ist anzumerken, daß aus dieser Zeit der Schlieffenplan¹⁰ des preußischen Generalstabs stammt, die Anwendung schneller Vernichtungsstrategie gegen den westlichen „Erbfeind“ unter Stillhaltung im Osten. Damals war von Rußland nichts zu besorgen, während sich 1914, als der Schlieffenplan wirklich durchgeführt wurde, die Lage bedrohlich verändert hatte. Die nationale Meinung in Deutschland empfand den Rückzug in der Marokkopolitik als Niederlage. Um so schlimmer war es, daß dieser Rückzug in einer zweiten Marokkokrise von 1911 wiederholt wurde. Diesmal schrieb ein angesehenen Journalist in München:

Bleiben wir in Agadir, errichten wir eine Kohlenstation und tun wir möglichst viel Gutes an diesem Lande, wie es der Kaiser früher versprochen hat, und pfeifen wir auf England und Frankreich. Wollen sie wegen Agadir einen Krieg mit uns: Habeant!¹¹

Das war damals – im September 1911 – auch Steinbachs und meine Meinung. Die Inkonsequenz der Reichsregierung, die erst den „Panthersprung“ nach Agadir gewagt und dann „den Schwanz eingezogen“ hatte, erschien uns nicht ohne Grund als demütigend. Der Kaiser bewahrte den Frieden mit Recht; aber seit der Daily-Telegraphkrise von 1908¹² war offenkundig, wieviel er

1890 enger Mitarbeiter Bismarcks im Auswärtigen Amt, 1878 Sekretär des Berliner Kongresses. Trotz seiner untergeordneten Stellung als Vortragender Rat übte er aufgrund der von ihm geknüpften persönlichen Beziehungen auch unter den Nachfolgern Bismarcks bis zu seiner Entlassung 1906 großen Einfluß auf die deutsche Außenpolitik aus.

¹⁰ Militärischer Operationsplan des deutschen Generalstabschefs (1891–1905) Graf Alfred von Schlieffen (1833–1913), fertig ausgearbeitet 1905. Er sollte das Problem des Zwei-Fronten-Krieges, mit dem sich das Deutsche Reich seit dem russisch-französischen Bündnis von 1894 konfrontiert sah, dadurch lösen, daß im Kriegsfall im Westen mit starkem rechtem Flügel eine rasche Entscheidung herbeigeführt werden sollte bei zunächst defensiver Kriegführung im Osten. Durch den schnellen Sieg über Frankreich wären die für den Krieg gegen Rußland notwendigen Kräfte freigeworden. Vgl. Gerhard Ritter, *Der Schlieffenplan. Kritik eines Mythos*, München 1956.

¹¹ Dr. Georg Hirth, *Liebe Jugend!*, in: *Jugend. Münchner Illustrierte Wochenschrift für Kunst und Leben*, Nr. 11 vom 22. 8. 1911, S. 949. Abgedruckt in den „Münchner Neuesten Nachrichten“ vom 25. 8. 1911, Nr. 396, S. 2.

¹² Im Oktober 1908 hatte der Daily-Telegraph in einem vom deutschen Auswärtigen Amt abgesegneten Artikel Äußerungen Kaiser Wilhelms II. über England und das deutsch-englische Verhältnis gedruckt, die unangenehmes Aufsehen in der britischen und in der deutschen Öffentlichkeit erregten. Unter anderem behauptete der Kaiser, er und der deutsche Generalstab hätten durch die Ausarbeitung eines Feldzugsplanes entscheidend zum englischen Sieg im Burenkrieg beigetragen. Vgl. Wilhelm Schüßler, *Die Daily-Telegraph-Affaire. Fürst Bülow, Kaiser Wilhelm und die Krise des Zweiten Reiches 1908*, Göttingen 1952.

durch allzu „persönliches Regiment“¹³ und prahlerische Redensarten selbst mitschuldig war an unkluger Prestigepolitik.

Wir jungen Leute glaubten es, wenn nationale Zeitungen der Reichspolitik vorhielten, sie sei zu schwach, um berechnete deutsche Interessen wahrzunehmen. Darum glaubten wir auch 1914 in der Julikrise die längste Zeit, sie werde es schwerlich zum Kriege kommen lassen. Erst als Österreich, das die Ermordung seines Thronfolgers zu sühnen hatte, am 28. Juli militärisch gegen Serbien einschritt, gewannen wir vom Ernst der Lage den richtigen Eindruck. Daß aber in Europa „die Lichter ausgehen“¹⁴ würden, wenn es Krieg gäbe, das konnte ich mir noch nicht wirklich vorstellen, als wir am 31. Juli von Ulm nach Sachsen zurückfuhren. Von meinem Lehrer Lamprecht erfuhr ich bald darauf, daß er schwer bedrückt sei. Hans Böhme scheint es 1912 innerlich vorahnend empfunden zu haben. Als ich in Dresden nach einigen Mobilmachungstagen zuschaute, wie das kriegsstarke Leibgrenadierregiment zum Neustädter Bahnhof marschierte, um an die Westfront verladen zu werden, sah ich den König von Sachsen zu Pferde, wie er seinen Soldaten das Geleit gab, und erschrak. Ich blickte in ein Gesicht, das tiefe Bekümmernis ausdrückte. Ich erinnere mich, daß ich davon sehr bewegt war.

So nahm der Sommer 1914 eine sehr andere Wendung als der von 1913, in dem ich mich froh als neugebackener Doktor fühlte. 1913 war vielleicht das reichste Jahr, das ich erlebt habe. Des Deutschen Turnfestes in Leipzig habe ich schon gedacht. Ihm ging voran im Juni das fünfundzwanzigjährige Regierungsjubiläum Kaiser Wilhelms II.; und ihm folgte im Oktober die Einweihung des Völkerschlachtdenkmals zum Hundertjahrgedächtnis der Befreiung von der Fremdherrschaft Napoleons.¹⁵ Das riesige Monument auf kursächsischem Boden war hauptsächlich errichtet zu Preußens Gloria. Beim Regierungsjubiläum feierte man am meisten den immensen materiellen Aufschwung des neuen Reiches. Heinrich Rippler¹⁶, der Herausgeber der „Täglichen Rundschau“, schrieb

¹³ Unter dem Begriff des „persönlichen Regiments“ ist die Absicht Wilhelms II. zusammengefaßt, nach der Entlassung Bismarcks 1890 keine starke Persönlichkeit als Reichskanzler zu dulden, sondern der Politik des Reiches den kaiserlichen Stempel aufzudrücken. Durch diese auch öffentlich kundgetane Absicht und durch Eingriffe in den Geschäftsgang innerhalb der Ministerien schien er Kanzler, Staatssekretäre und Minister auf den Rang von Handlangern herabwürdigen zu wollen, was er jedoch letztlich wegen seines unsteten Wesens und der Unfähigkeit zu konzentrierter Arbeit nicht in die Tat umzusetzen vermochte. Vgl. Fritz Hartung, *Das persönliche Regiment Kaiser Wilhelms II.* Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 3 (1952).

¹⁴ Ausspruch des englischen Außenministers Lord Grey of Fallodon anläßlich des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges, überliefert in seinen Memoiren: „Die Lampen gehen in ganz Europa aus, wir werden sie in unserem Leben nie wieder leuchten sehen.“ (Lord Edward Grey, *Fünfundzwanzig Jahre Politik 1892–1916*, 2 Bde., München 1926, Bd. 2, S. 18).

¹⁵ Napoleon I. (1769–1821), Kaiser der Franzosen 1804–1814/15.

¹⁶ Heinrich Rippler (1866–1934), Politiker und Journalist, 1896–1922 Leiter der „(Berliner) Täglichen Rundschau“, 1920–1924 Mitglied des Reichstages (DVP).

am festlichen Tage, dem 15. Juni: „Kaiser Wilhelms Regierungsjahre werden in der Geschichte immer (...) als eine Blütezeit auf allen Gebieten wirtschaftlicher Tätigkeit verzeichnet stehen.“ Rippler war von Haus aus katholischer Bayer, war aber Protestant und ein Nationalist preußischen Zuschnitts geworden.

[...]¹⁷

Vom August bis zum Dezember 1914 blieb ich Lehrer am Gymnasium in Zwickau. Die Weihnachtsferien waren für mich und meine Schwestern sehr trübe, weil unsre Mutter sehr krank wurde und bald offensichtlich zum Sterben kam. Gerade als sie am 6. Januar 1915 verschied, erreichte mich der Gebotungsbefehl des Bezirkskommandos Zwickau zum 9. Januar. Mir blieb nichts übrig, als um Verschiebung zu bitten, wenigstens bis meine Mutter begraben war. Das wurde bewilligt. Nach der Trauerfeier reiste ich von Dresden nach Zwickau zurück, um meinen Schuldienst wieder aufzunehmen. Aber schon zum 21. Januar wurde ich wieder einberufen; nur wurden die Rekruten dieses Termins nicht wieder dem Zwickauer, sondern dem Chemnitzer Ersatztruppenteil zugeführt. Ohne mein Zutun kam ich auf diese Weise in das Rekrutendepot des Chemnitzer Infanterieregiments Nr. 104, das unter dem Befehl des Hauptmanns der Reserve Hugo Böhme stand, und fand unter den Kameraden meinen Freund Hans Böhme, der auch zum 21. Januar eingezogen worden war. Nach dem ersten Appell stellte ich mich dem Hauptmann vor und wurde von ihm mit großer Freude willkommen geheißen. Er sorgte dafür, daß sein Sohn und ich derselben Korporalschaft (unter dem Unteroffizier Krautstrunk) zugeteilt wurden. Die Abzeichen des Einjährig-Freiwilligen legten wir nicht an und wurden, wie alle übrigen, für die ersten Ausbildungswochen in den Mannschaftsstuben untergebracht. Später durfte ich mir außerhalb der Kaserne ein Zimmer mieten. Schon Anfang März wurde das ganze Rekrutendepot nach Frankenberg verlegt. Auch dort aber wurde mir erlaubt, ein ziviles Zimmer im Hause eines Kaufmanns zu beziehen. Inzwischen hatte ich mich an das Soldatendasein gewöhnt und erlebte in Frankenberg ganz angenehme Frühlingswochen. Über Ostern gab es einige Tage Urlaub, in dem ich zu meiner Schwester Grete nach Dresden fuhr.

Am gleichen Tage wie ich, am 27. März, feierte Frau Böhme ihren Geburtstag, und wenige Tage darnach, am 2. April 1915, wurde die Tochter Hanna siebzehn Jahre alt. Zur Feier oder Nachfeier dieser Tage kamen Mutter und Tochter zu einem Besuch ihres Vaters nach Frankenberg. Daher geschah es, daß auch ich mehrmals wieder zu Begegnungen mit der Hanna Böhme gelangte. Ich machte wieder die Erfahrung, daß mein Freund und nunmehriger Kamerad Hans darüber nicht glücklich war. Er sah es nicht gern, daß seine Schwester anscheinend mir zugeneigt war. Ich selbst forderte seine Eifersucht, oder was es sonst war, nicht heraus. Denn ich war nicht gewillt, wenn

¹⁷ Auslassung: 5 Seiten. Weitere Ausführungen über Ripplers Jubiläumsartikel. Bemerkungen über die Bedeutung der Konfession für die geistige Grundlage des alten Reiches, über den Dreibund und die deutsche Außenpolitik im Kaiserreich.

man mich demnächst zur Front schicken werde, daheim eine Braut zurückzulassen. Noch paßte eine solche Verbindung, wie ich meinte, nicht gut in die Ungewißheit meiner Lebenspläne. Allerdings war mir bewußt, daß die Hanna an mich denken werde, wenn ich an der Front wäre.

Es dauerte auch nicht mehr lange, da wurde unter Führung eines Unteroffiziers eine Gruppe unsres Depots felddienstmäßig ausgerüstet. Sowohl Hans Böhme wie ich gehörten dazu. Meiner Erinnerung nach war es am 24. April, als uns die Eisenbahn nach Westen trug. Ich sah den Rhein im Mittellauf wieder, den ich im vorigen Jahre am Oberlauf kennengelernt hatte. Die Fahrt ging weiter über Luxemburg und Metz bis zur Grenzstation Deutsch-Avrincourt. Damit waren wir schon an der lothringischen Front. Es folgte ein Fußmarsch nach Blâmont und dann durch einige zur Front gehörige Dörfer bis Montreux. Dort kamen wir an als Ersatzmannschaften der 1. Kompanie des Ersatzinfanterieregiments Nr. 40. Nach der ersten Nacht im Massenquartier erfolgte eine ärztliche Untersuchung; und da stellte sich heraus, daß Hans Böhme wegen seines unzulänglichen Gehörs wieder nach Frankenberg zurückgeschickt wurde. Er wurde also nicht im Felde mein Kriegskamerad. Ich wurde einer Gruppe unter einem Gefreiten zugeteilt. Er kommandierte „Ohne Tritt marsch“ in den Schützengraben zum zuständigen Unterstand. Die Stellung lag im Walde und war, wie sich bald herausstellte, wenig lebensgefährlich. Ich war an einen ruhigen Frontabschnitt gekommen. Der Dienst bestand im wesentlichen darin, daß wir in zwei Nächten auf eine offene Wiese hinausmußten, um dort gegenüber der französischen Stellung einen „Schützenschleier“ zu bilden. Am dritten Tage wurden wir abgelöst und in Montreux einquartiert. So ging es im Turnus dann weiter. Manchmal wurden wir mit französischem Artilleriefeuer bedacht, vor dem wir in den Unterständen ausreichend geschützt waren. Verluste gab es längere Zeit hindurch überhaupt nicht. Dieser „Krieg“ in der festen Grabenstellung führte bei mir zu körperlichem Wohlbefinden wie in einer Sommerfrische im Walde. Einmal fand ich betrübt, daß ein Mann von einer andern Kompanie, die durch unsre Stellung hindurch ablöste, am Gewehrstand seine Knarre gegen die meinige abgetauscht hatte. Er hatte es offenbar satt gehabt, bei den Gewehrdurchsichten immerfort „aufzufallen“, weil sein Flintenlauf stark verrostet war. Ich mußte feststellen, daß die für mich zurückgelassene Waffe etwas „um die Ecke“ schoß. Mir blieb nichts übrig, als das bei den Vorgesetzten zu melden. Ein gutes Gewehr bekam ich nicht wieder. Hatte der Gewehrräuber vielleicht eine Ahnung, daß man bei mir das schlechte Schießzeug durchgehen ließ?

Ich wurde beim Bataillonsstab von vornherein als Offiziersanwärter angesehen. Man beförderte mich schon bald zum Gefreiten und sozusagen in Rekordzeit zum Unteroffizier. Ich wurde per Bataillonsbefehl zur Schreibstube in Montreux beordert, wo man mir die angenehme Kunde mitteilte und mich zur Schneiderstube schickte, wo mir die Unteroffizierstressen angenäht wurden. Ich wurde auch sofort zum Führer einer Gruppe gemacht. Am Verhältnis zu meinen Kameraden, Leuten aus dem Volke vom Erzgebirge und Vogtland, änderte sich nichts. Ich stand mit den Mannschaften wie mit den Vorgesetzten

gut. Mein bester Kamerad war der Gefreite Helmut Rose aus Chemnitz, ein Einjähriger, der nicht weiter befördert wurde, weil er – Jude war. Ich stieß mich daran natürlich nicht und habe die ungerechte Behandlung sehr bedauert. Rose fühlte das und belohnte es durch starke Sympathie zu mir. Es war noch ein Vizefeldwebel aus Leipzig da, der wie ich Offiziersanwärter war. Er gehörte zur Leipziger Reformierten Gemeinde. Mit ihm und dem Juden konnte ich ausgiebig über religiöses Gemeindeleben und kirchliche Fragen diskutieren. Als der Vizefeldwebel Leutnant wurde, hatte er freilich für den Austausch mit mir oder gar mit Rose nichts mehr übrig. Mir war an meinem Anwärterstand die bequemere Existenz natürlich willkommen. Über die negative Seite der Offiziersgesinnung war ich mir aber auch klar. Einmal tauschte die 1. Kompanie ihren Grabenabschnitt mit dem einer andern Kompanie. Da war nachts ein vor dem Walde gelegenes verlassenes Mühlengrundstück zu besetzen, das auf der Generalstabskarte „Battant des Meules“ genannt wurde. Bei Tage schaute man von hier aus über offenes Feld in geringer Entfernung auf das lothringische Städtchen Badonviller, nach dem der durch Hitler berühmt gewordene „Badenweiler Marsch“¹⁸ heißt. Es lag aber innerhalb der französischen Stellung; da konnte man nicht hinüber. Im Walde aber konnte man, wenn die Franzosen nicht schossen, ganz gut spazierengehen. Nach einiger Zeit wurde ich wieder durch Bataillonsbefehl nach Montreux berufen. Man überreichte mir wegen meiner „Tapferkeit“ auf Patrouillengängen das Eiserne Kreuz zweiter Klasse.¹⁹ Es geschah wohl deshalb, weil geplant war, mich zu einem Kurs für Offiziersanwärter abzukommandieren, bei dem ich mit dem schwarzweißen Bande im Knopfloch bessere Figur machen sollte.

Der Kurs fand ein gutes Stück hinter der Front in dem schönen Städtchen Andlau im Elsaß statt. Als ich mich in der Schreibstube meldete, merkte ich gleich, daß hier die militärische Disziplin auf ein Mindestmaß reduziert war. Der Kommandeur des Kurses informierte uns Anwärter – lauter Unteroffiziere und Vizefeldwebel – in einer Eröffnungsansprache dahin, daß der Kurs, der fünf Wochen dauerte, auch unserer „Erholung“ dienen sollte. Man legte Wert darauf, daß wir schon Offiziersgamaschen trugen, und richtete uns zur Verköstigung ein Kasino ein, in dem uns die katholischen Schwestern eines Klosters in der Stadt die Mahlzeiten kochten. Sie machten uns statt des Feldküchenessens wunderbare Braten. Dazu gab es aus dem Klostergarten Gemüse und ein Glas Wein. Die Kursoffiziere wollten sich überzeugen, ob sich die zukünftigen Kameraden bei Tisch benehmen könnten. In Instruktionsstunden wurden wir

¹⁸ Der Badenweiler Marsch, komponiert vom Musikmeister Georg Fürst, war der Lieblingsmarsch Hitlers. Die französische Stadt Badonviller wurde im Ersten Weltkrieg vom bayerischen Leibregiment gestürmt (12.8.1914).

¹⁹ Das Eiserne Kreuz war eine 1813 von Friedrich Wilhelm III. von Preußen für die Dauer der Befreiungskriege gestiftete Kriegsauszeichnung für alle Dienstgrade. Die künstlerische Ausführung stammt von Schinkel. 1870/71 und 1914–1918 wurde es jeweils für die Dauer des Krieges erneuert. Die Verleihung erfolgte für außerordentliche Tapferkeit, vor allem vor dem Feind oder für hervorragende Truppenführung.

von einem Leutnant aus Plauen im Vogtland fast ausschließlich darüber belehrt, wie ein Offizier sich zu kleiden und wie er mit seinen Handschuhen umzugehen habe. Mir sagte er damit nichts Neues, denn wofür hatte ich denn meine studentische Couleurerziehung durchgemacht! Beim Exerzieren mußten wir reihum zeigen, ob wir kommandieren könnten. Das konnte ich mühelos, denn ich hatte in Jena ausgiebig gelernt, eine Kneiptafel in Ordnung zu halten und einen Salamander²⁰ zu kommandieren. Bei den Felddienstübungen ging es gemütlich zu. Einmal rückten die verschiedenen Abteilungen, als sie fanden, es sei genug, ohne Befehle abzuwarten, willkürlich in das Städtchen Barr ein und verteilten sich dort auf die Wirtshäuser. Das ging dem Kurskommandeur aber doch zu weit. Er ließ die Kursteilnehmer aus den verschiedenen Schenken herausholen und hielt beim Appell eine Strafrede. Aber die Felddienstübung wurde nicht fortgesetzt; es folgte nur ein gemütlicher Rückmarsch nach Andlau. Sonntags war dienstfrei. Ich benutzte diese Tage zu stundenweiten Ausflügen ins Andlauer Vogesental hinein bis in die Gegend des Donon, wo man von der Front her das Geschützfeuer hörte. Auch nach Schlettstadt machte ich einen Ausflug und besichtigte die Stadtkirche. Andlau, Barr und Schlettstadt – ich wäre gern einmal nach Straßburg gefahren, aber das ging nicht. Ich genoß die Landschaft mit ihren Rebenhängen und fand auch ein paarmal Gelegenheit, vom elsässischen Volk etwas kennenzulernen. Die Landleute und unsre Klosterschwestern hatten keine französischen Sympathien. Eine Rückkehr in die laisierte Pariser Republik war den elsässischen Katholiken keineswegs besonders erwünscht. Als der Kurs nicht mehr verlängert werden durfte, waren wir betrübt. Es waren schöne Sommerferien gewesen.

Zu meiner Überraschung ging das angenehme Leben noch eine Weile weiter. Die 19. Ersatzdivision war gerade von einer andern abgelöst worden. Ich traf mein Regiment 40 in Ruhestellung in Vallérysthal. Ich kam in ein Bürgerquartier bei französisch sprechenden Damen in ein Zimmer zusammen mit dem Gefreiten Rose. Da konnten wir unsern Gedankenaustausch wieder aufnehmen. Bald aber mußten wir wieder vor in die Schützengräben. Die Division bezog die alten Stellungen; aber meine Kompanie kam nicht wieder nach Montreux, sondern in den „Bois des Haies“ mit Standquartier im Dorfe Montigny. Vorher wurden wir noch einen Tag nach Cirey geschickt zur „Entlausung“. Hätten wir nur einen einzigen Tag länger in Vallérysthal gelegen, so wären [wir] abgezogen und in die Sommeschlacht²¹ geworfen worden. Einem der

²⁰ Der Ursprung der Bezeichnung ist ungeklärt und umstritten. Der Salamander wird zu Ehren einer Persönlichkeit gerieben, d.h. die gefüllten Gläser werden auf Kommando auf dem Tisch gerieben, ausgetrunken und, nachdem man mit ihnen auf dem Tisch getrommelt hat, gleichzeitig niedergesetzt.

²¹ Die Sommeschlacht von Juli bis November 1916 war die größte Materialschlacht des Ersten Weltkriegs. Mit einer gewaltigen artilleristischen Überlegenheit versuchten England und Frankreich 5 Monate lang erfolglos die deutsche Front zu zerschlagen. Von 2,5 Millionen Mann verloren Engländer und Franzosen 700 000. Die deutschen Verluste beliefen sich auf 500 000 von 1,5 Millionen Soldaten.

Regimenter unsrer Division passierte das; aber wir Vierziger waren gerade schon wieder an der alten ruhigen Front. Wir erfuhren den Zusammenhang der Dinge erst später. So blieb es mir erspart, in die Materialschlacht an der Somme hineinzugeraten. Wir hatten im Bois des Haies nur Patrouillengänge bis vor die gegenüberliegende französische Stellung zu machen.

Es war Herbst geworden. In den Morgenstunden des 22. November hatte ich mit meiner Gruppe Wache im Schützengraben zu halten. Dabei wälzte ich in meinem Kopfe den Gedanken: Wie lange wirst du noch ein Rädchen bleiben in der großen Kriegsmaschine? Es war wie ein Omen, daß mich gerade an diesem Morgen dieser Gedanke nicht losließ. Denn es sollte noch am gleichen Tage mit dem Rädchen zu Ende gehen. Am Nachmittag hatte ich eine Patrouille zur Beobachtung der französischen Stellung zu führen. Ich sah ein Schützenloch hinter dem ersten Draht, in dem ein französischer Posten stand. Als ich aus dem Gesträuch, das mich deckte, herauskroch, schoß der Franzose. Er durchschloß mir den linken Oberschenkel. Der große Knochen war völlig zerschmettert, aber die Schlagader nicht getroffen: Das war mein Glück. Ich konnte unter das Gesträuch zurückkriechen, und meine Leute holten mich und schleppten mich bis zu unserm Schützengraben zurück. Ich blieb bei vollem Bewußtsein. Bei dem mühsamen Transport vom Graben bis ins Dorf Montigny erlitt ich starke Schmerzen. Der Bataillonsarzt untersuchte und versorgte mich. Ich konnte sogar ein paar Löffel des Feldküchenessens zu mir nehmen. Dann fuhr man mich in einem Wagen ins Feldlazarett nach Blâmont. Der dortige Arzt sagte, es sei das Beste, mich gleich weiterzuschaffen, stundenweit, bis ins Reservelazarett Saarbürg, wo man mich gleich operieren könnte, wenn ich mir zutraute, so lange auszuhalten. Ich traute mir's zu. Der Arzt selbst fuhr mit, um mich persönlich abzuliefern, aber ich hatte wieder starke Schmerzen auszuhalten. Es mag 10.00 Uhr abends gewesen sein, als wir ankamen. Aber dafür kam ich sofort auf den Operationstisch: Es stand schon alles bereit. Ich kam in Narkose, und nun hätte ich sterben oder amputiert werden können; ich hätte nichts davon bemerkt.

In der Tat hatte man Sorge, mir das Bein abnehmen zu müssen. Aber zunächst ließ man es dran. Und wirklich, die gefährliche Blutung kam zum Stehen. Der Lazarettgehilfe, der mich bewachen mußte, sagte mir später, man hätte mein Blut als so gut befunden, daß man hoffen konnte, mir die Amputation zu ersparen. Als ich am nächsten Morgen aus der langen Narkose erwachte, war die größte Gefahr vorbei. Der operierende Arzt hatte vorzüglich gearbeitet, und meine gute Konstitution hatte mich gerettet. Ich mußte wochenlang einen Streckverband erdulden, aber ich behielt mein Bein. Dafür muß ich dem Stabsarzt – ich weiß seinen Namen nicht mehr – von ganzem Herzen dankbar sein und dem Pflegepersonal des Saarburger Lazarets ebenfalls. Die für mich zuständige Krankenschwester soll, wie mir später gesagt wurde, eine polnische Gräfin gewesen sein. In der Tat merkte ich an einer Ansichtskarte, die sie mir später mal schrieb, daß sie den schriftlichen Ausdruck der deutschen Sprache nicht beherrschte; mündlich hatte ich nichts davon gemerkt.

Wir waren acht Kriegsverletzte im Zimmer. Einer davon wurde nach einiger Zeit hinausgetragen, weil er im Sterben lag und nicht bei uns im Zimmer sterben sollte. Ein anderer weinte, als ihm ein Bein abgenommen worden war. Ich sah bei ihm mit an, welches Schicksal ich hätte haben können, und wie gnädig ich bewahrt worden war. Noch ein anderer war ein sehr sangesfreudiger Stuttgarter, der uns, als es ihm besser ging, häufig erfreute, weil er wirklich eine angenehme Stimme hatte. Und endlich war da noch ein deutschsprachiger junger Lothringer, der keineswegs französisch gesinnt und sehr lustig war. Meine Lage im Streckverband war wochenlang sehr ungemütlich, aber es war tröstlich zu merken, daß mein linkes Bein doch wieder gebrauchsfähig werden würde. Gleich nach Weihnachten war es so weit, daß ich vom Streckverband erlöst wurde und mit zwei Krücken die ersten paar Schritte im Zimmer versuchen konnte. Am Weihnachtstag gab's Liebesgaben aus der Heimat. Ein sehr liebevoll gebasteltes Christbäumchen von der Hanna Böhme war darunter. Anfang Januar 1916 galt ich als transportfähig und wurde zur Verlegung in ein innerdeutsches Lazarett bestimmt.

Mein „Heimatschuß“ war gründlich genug gewesen, daß ich sicherlich nicht wieder felddienstfähig werden würde. Meine militärische Laufbahn war mit dem Unteroffizier zu Ende. Mein Feldregiment schickte mir als Abschiedsgruß noch die Friedrich-August-Medaille²² zu, damit ich zwei Bänder im Knopfloch hätte. Meine militärische Episode dauerte in der Lazarettzeit noch an. Aber ich wußte, daß ich wieder zu einer zivilen Existenz bestimmt sein würde. So bedeutete für mich der 22. November 1915 das Ende des Frontsoldatentums und die sichere Bewahrung vor dem „Heldentod“. Dem Schicksal, an die Somme-front zu kommen, war ich vorher schon entgangen. Der „Heimatschuß“ hatte mich an der ruhigen Lothringer Front getroffen. Ich empfand das alles als eindeutige gnädige Führung und Fügung. Ich war kein „Rädchen“ in der Kriegsmaschine geblieben. Der wahre Mensch soll sich bewußt werden, daß er berufen ist, Individualität zu sein. Daß mir dieses gerade am Morgen vor meiner Verwundung fast überstark auf die Seele gefallen war, das schien mir providentiell zu sein, weit mehr als ein bloßer Zufall. An der Front hatte ich begriffen, daß man zum Opfer prädestiniert sein oder aber zur Bewahrung und individuellem Dasein aus der Masse herausgenommen werden kann.

Mein Freund Hans Böhme war zum Opfer bestimmt. Ihn hatte man Ende April 1915 in Montreux zum Garnisondienst zurückgeschickt; mich hatte man behalten, und ich hatte Kriegsleutnant werden sollen. Ein Jahr später stellte man keine so großen Ansprüche an die Felddienstfähigkeit mehr. Man schickte ihn wieder nach Frankreich, und gegen Ende des Sommers

²² Eine für Unteroffiziere und Soldaten, die sich vor dem Feind ausgezeichnet hatten, 1796 gestiftete Verdienstmedaille in Gold und in Silber. Seit 1829 stellte sie die V. Klasse des Militär-St. Heinrichsordens dar. Die goldene Medaille war eine seltene Auszeichnung und wurde im Ersten Weltkrieg nur in 150 Fällen verliehen.

1916 erfuhr ich, daß er gefallen sei. Ich begriff jetzt, welche Ahnungen ihm 1912, als der Balkankrieg das große europäische Unglück einleitete, beigegeben sein mögen.

Der weitere Verlauf meines Lebens hat mir immer wieder bestätigt, daß ich von höherer Macht behütet war. Wie hätte ich so stumpf sein können, das nicht zu merken? Wie hätte ich zum „Atheisten“ werden können? Ich war es nie, nicht einmal in den Jahren der Freundschaft mit Walter Jähne, als ich „Monist“ zu sein glaubte. Ich hatte mich aus gedanklicher Notwendigkeit schon seit 1912 dem Christentum immer mehr genähert. Nicht aus Sentiment, sondern aus einer Art von logischer Einsicht. Man kann erleben, was Wahrheit ist, wenn es einem gegeben wird. Das ist es, was das Neue Testament meint, wenn es von der „Wahrheit“ redet, die Jesus Christus „ist“.

Als ich Lehrer geworden war, habe ich das, was ich meinen Schülern vorzuleben und zu lehren hatte, „Individualismus“ genannt. Diesen Begriff entnahm ich dem Fronterlebnis und meiner Befreiung von diesem. Unbeschadet jenes Begriffs wußte ich aber auch, was echter „Kollektivismus“, nämlich Korpsgeist ist. Das verdankte ich aber nicht dem Militär, sondern der studentischen Korporationserziehung. Ich war im Jenenser Paulus nicht bloß „Amboß“ geblieben, sondern auch „Hammer“ geworden. Im Kampf gegen die Fechtmode gehörte ich zu denen, die der Verbindung ihre Form und ihr Gepräge verliehen. Dieses Bewußtsein ging mir in meinem „Individualismus“ nicht verloren. Ich war schon lange vor dem Krieg nicht mehr in Versuchung gewesen, ein „Freistudent“ zu werden. Ich kannte und schätzte sehr wohl die „Meißnerformel“²³ von 1913:

Die Freideutsche Jugend will ihr Leben vor eigener Verantwortung, nach eigener Bestimmung in innerer Wahrhaftigkeit selber gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein.

Ich aber fand, daß man um dieser „inneren Freiheit“ willen nicht „jugendbewegt“ zu werden brauchte. Ich hatte sie mir innerhalb der Jenaer Sängerschaft erworben, indem ich ihr ein solches Gepräge geben half, daß ich ihr mit „innerer Wahrhaftigkeit“ angehören konnte. Der Zusatz, den man der Formel vom Hohen Meißner gab: „Alle Veranstaltungen der Freideutschen Jugend sind alkohol- und nikotinfrei“, gehörte zur „inneren“ Freiheit nicht. Er bedeutete die Unterwerfung unter ein äußerliches Joch. Dies den Jugendbewegten

²³ Anlässlich der Jahrhundertfeier der Völkerschlacht von Leipzig trafen sich Gruppen und Bünde der Jugendbewegung am 11. Oktober 1913 auf dem Hohen Meißner, einem Basaltberg bei Kassel, zu einem „Freideutschen Jugendtag“. Auf einer Festwiese wurde Sport getrieben und Kampfspiele, Volkstänze und ein Sängertwettstreit veranstaltet. Ein Programmausschuß hatte zuvor kulturpolitische Ziele formuliert, die auf eine innere Erneuerung des deutschen Volkes hinauslaufen sollten. Die Meißnerformel ist vor allem Ausdruck für das Leitbild der „Selbsterziehungsgemeinschaft“.

unter meinen Schülern klarzumachen, habe ich später nie versäumt. Hier liegt eine notwendige Grenze des „Individualismus“ nicht.

War es „Zufall“, daß ich achtzehn Jahre später wieder am 22. November noch einmal an einem entscheidenden Wendepunkte meines Lebens stand? Am 22. November 1933 teilte mir der Rektor des Freiburger Gymnasiums am Telefon mit, daß das Kultusministerium in Dresden mich an das Zwickauer Realgymnasium zu versetzen gedenke. Es war eine Maßregelung wegen meiner Gegnerschaft zum Nationalsozialismus, und mir war klar, daß ich mit „innerer Freiheit“ nicht an diese andere Schule gehen würde. So faßte ich an diesem Tage den Entschluß, lieber mein Lehramt niederzulegen.

Hier muß ich zur Bedeutung des 22. Novembers in meinem Leben noch eine zusätzliche Bemerkung machen. Als ich 1924 im Frühling mit meiner Frau zum ersten Male in Rom war, hatten wir in der Caecilienkapelle der Callistus-Katakombe einen sehr starken Eindruck von dem Marmorbild der Märtyrerin Caecilia²⁴, vermittelt durch die Erzählung eines jungen deutschen Trappistenpaters, der unser Führer durch die unterirdischen Gänge war: wie man den Leib der römischen Jungfrau nach mehr als tausend Jahren unverwest gefunden habe. Ob das geschichtliche Wahrheit oder eine Legende ist: Mich und auch die Hanna bewegte jedenfalls mächtig der Gedanke, daß der Festtag der römischen Heiligen der 22. November ist. Kann es möglich sein, daß Caecilia vom Himmel her mir eine geheime Helferin zu meinem Heile ist? Nach dem Jahre 1933 erschien mir das erst recht so. Die höhere Führung und Fügung in unserem Leben ist jedenfalls für mich und die Hanna erlebte Tatsache. Ich hätte ja 1915 ebensogut auch sterben können. Statt dessen wurden wir mit wachsender Gewißheit einander zugeführt. Kann uns nicht eine klassische Heilige der alten Kirche zum Sakrament unsrer Ehe verholfen haben?

Vorerst war der 22. November der Tag, an dem sich der Zutritt zu meinem fernerem bürgerlichen Leben wieder aufgetan hatte. Am 4. Januar 1916 wurde ich auf einer Bahre zum Lazarettzug von Saarburg nach Innerdeutschland gebracht. Bei einem längeren Halt in Karlsruhe wurden die Verwundeten im Zuge von der Großherzogin-Mutter Luise von Baden²⁵, der Tochter Kaiser Wilhelms I.²⁶, besucht. Sie war von einem Lakaien begleitet, der ein Tablett mit vielen kleinen Blumensträußchen trug. Eins davon legte sie mir aufs Bett und sagte dabei, der König Friedrich August habe sie beauftragt, alle Sachsen unter den Verwundeten von ihm zu grüßen. Dieses Wort der alten Dame konnte man getrost als eine echte Aufmerksamkeit empfinden. Die Fahrt

²⁴ Der Legende nach wurde Caecilia mit ihrem Verlobten und dessen Bruder 230 n. Chr. enthauptet, nachdem man vorher vergeblich versucht hatte, sie im Bade zu ersticken. Ihre Verehrung setzte mit dem 5. Jahrhundert ein. In S. Callisto soll die erste Grabstätte der Heiligen gewesen sein. Die Gestalt der Jungfrau und Märtyrerin ist historisch jedoch nicht belegt.

²⁵ Luise, Großherzogin von Baden geb. Prinzessin von Preußen (1838–1923).

²⁶ Wilhelm I. (1797–1888), 1861–1888 König von Preußen, 1871–1888 Deutscher Kaiser.

ging dann weiter über Stuttgart durch halb Württemberg. An vielen Stationen wurden Gruppen von Verwundeten ausgeladen. Mich nahm der Zug ziemlich weit mit, bis nach Ellwangen. Hier wurde ich mit abgesetzt und durch das Städtchen gefahren bis ins Reservelazarett des Roten Kreuzes. Es war ein Haus der Franziskanerschwestern, die im benachbarten Stadt Krankenhaus Dienst taten. Im Lazarett stellten die Franziskanerinnen nur die Oberschwester Siena und die Leiterin der Küche. Den Dienst an den Verwundeten taten freiwillige Rotkreuzschwestern, das heißt Mädchen aus den Bürgerkreisen der Stadt, mit denen ich leicht sehr bald in gute freundschaftliche Beziehungen kam. Die Mehrzahl war katholisch: meist mit „Schwester Maria“ – „Maria von eins bis tausend“ – anzureden; nur zwei oder drei waren evangelisch. Da ich bald nicht mehr bettlägerig war, nach einiger Zeit sogar mit zwei Stöcken auf die Straße gehen konnte, entwickelte sich der angenehmste gesellschaftliche Verkehr bis hinein in die Familien der netten Mädchen. Der das Krankenhaus und das Lazarett leitende „Oberamtsarzt“ Dr. Gnant behandelte mich ganz als Offiziersanwärter. Ich kam in ein vom Krankensaal abgetrenntes kleines Sonderzimmer, mein „Käfele“, und wurde von den „Schwestern“ bald gewaltig verwöhnt. Es war ein Dasein, in dem ich mich schnell erholte. Ursprünglich hatte ich die Absicht, mich nach Sachsen verlegen zu lassen. Bald aber blieb ich mit Vergnügen ein volles halbes Jahr: in den letzten Monaten kaum noch als wirklicher Patient, sondern als eine Art Feriengast, den man mit in die Konditorei nahm und mit dem man Ausflüge unternehmen konnte. Erst am 4. Juli wurde ich von Dr. Gnant zum Ersatzbataillon nach Sachsen entlassen.

Ich kann das Ellwanger Halbjahr von 1916 vergleichen mit dem Sommersemester 1911 in Bonn. Beide waren Ferienpausen meines Lebens auf den Inseln der Seligen. In Bonn beruhte die Hochstimmung darauf, daß ich das feste Ziel meines Studiums und gute neue Freundschaften gewann; in Ellwangen darauf, daß ich ein sicheres Fundament des Glaubens erkannte und erlebte, was man durch die Mädchen gewinnen kann. Die Ellwanger Mädchen, die für mich Bedeutung hatten, waren alle katholisch: Maria Walter, Maria Heid und Hanna Bond. Besonders an den beiden Marien erlebte ich das Katholischsein im Alltag wie am Festtag, zum Beispiel in der „Auferstehungsfeier“ in der schönen romanischen Stiftskirche der ehemaligen Fürstpropstei, zu der mich die „Rotkreuzschwestern“ mitnahmen. Es war noch die Zeit, wo Ostern in der „Karsamstagsliturgie“ mit anschließender „Bescherung“ im Lazarett erlebt wurde. Ich ging sonntags, weil wir ja sonst nichts zu tun hatten, regelmäßig in die Kirche, sowohl in die Stiftskirche wie zum evangelischen Gottesdienst in der ehemaligen Jesuitenkirche. Die württembergische Landeskirche nannte sich zwar lutherisch, aber ihr Gottesdienst glich stark dem reformierten, war weit mehr bloß Predigtveranstaltung als der heimische in der sächsischen Landeskirche. So fiel der Vergleich bei mir unwillkürlich zugunsten des Katholizismus aus. Glücklicherweise brauche ich das, was ich am Ende dachte, nicht bloß aus meiner Erinnerung zu

schöpfen, sondern kann es dokumentarisch belegen mit einer Aufzeichnung „Katholische Kirche und protestantisches Religionsprinzip“, die vom 7. Juni 1916 datiert ist²⁷:

Nach protestantischer Auffassung machen Gedanklichkeit, Sittlichkeit, jedenfalls „Innerlichkeit“, Gewissensbeziehungen zu Gott, das Wesen der Religion aus. Der Protestantismus wirkt durch Bücher, durch religiöse Literatur, durch die Bibel und durch die Predigt. Eine Kirche als Heilsanstalt ist auf dieser Grundlage eigentlich unmöglich. Nur eine Kirche als Gemeinschaftsversammlung kann bestehen.

In der katholischen Kirche hingegen erlebt man die Religion in sinnenfälligen Erscheinungen. Nicht Gott unmittelbar vergibt dem Menschen, der in seinem Gewissen bereut, die Sünden, sondern er läßt sich vertreten von dem geweihten Priester. Im Altarsakrament wird Christus körperlich gegenwärtig. Menschen, Dinge, Handlungen, nicht Gedanken, vermitteln das Heil. Die Sinnlichkeit der Sakramente ist die Grundlage des Kirchentums, nicht die bürokratische Hierarchie. Predigt, Literatur und Bibel sind gut, aber nicht wesentlich. Für das katholische Prinzip spricht erstens das Vorbild Jesu, der wesentlich nicht durch seine Predigt, sondern durch seine Christustaten und seinen Tod wirkte, und zweitens die Irrationalität der Welt. Dieses Zweite betonte ich damals in mehr zugespitzter Weise als später, wo ich schärfer die Logik erkannte, die in den Tatsachen ist. Man kann zwar behaupten, daß Frömmigkeit und Tugend zuletzt im Leben den Sieg behielten; aber in Wahrheit unterliegen sie allzu oft. In tausend Fällen hilft Gott dem Rechte und der Wahrheit nicht zum Sieg, sondern Unrecht und Lüge triumphieren. Gott geht Wege, die wir nicht begreifen, und es ist eine Torheit, von ihm zu fordern, daß Sittlichkeit für ihn verbindlich sei. Mit dieser Einsicht wandte ich mich bewußt gegen Kant und seine Religion „innerhalb der Grenzen der reinen Vernunft“. Gott ist keine Idee und kein Ideal, sondern eine für jedes Menschenmaß unbegreifliche Person. Er hat die Welt so eingerichtet, daß Mammon und Sünde zwar von Gott wegführen, aber doch zum Bestande der Welt notwendig sind. Der Fromme muß wissen, daß Gott ihm möglicherweise nicht hilft. Der Glaube darf sich durch Leiden, Unterliegen und Gottverlassenheit nicht erschüttern lassen; er muß zu jedem Opfer bereit sein; er muß Gott treu bleiben, auch wenn die Welt schlecht ist, vielleicht sogar schlecht sein muß. Er weiß um die Unbegreiflichkeit Gottes und glaubt doch. Darum ist das Kreuz sein Symbol. Ich berief mich dabei auf Hiob²⁸ in der Bibel, auf Immermanns²⁹ Merlin³⁰ und Nietz-

²⁷ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Unveröffentlichtes Manuskript.

²⁸ Gestalt und gleichnamiges Buch des Alten Testaments. In Form eines Gesprächs Hiobs mit Freunden und später mit Gott werden der Sinn des Leidens und die Frage nach der Gerechtigkeit Gottes erörtert.

²⁹ Karl Immermann (1796–1840), Dichter.

³⁰ Karl Immermann, Merlin. Eine Mythe, Düsseldorf 1832.

sches³¹ Dionysos.³² Opfer ist Sinn und Gesetz alles Lebendigen; darum auch des Menschendaseins. Die „imitatio Christi“ kann nicht darin bestehen, sein Leben „nachzuahmen“, sondern seiner Opferbereitschaft konform zu werden.

Und das ist nun die Bedeutung und Wahrheit der katholischen Liturgie, daß sie in der heiligen Messe das Opfer Jesu aus seiner geschichtlichen Einmaligkeit in die Permanenz und Zeitlosigkeit des Kultus erhebt. Also verkündet die Messe den wahren Sinn des Lebens.

Es ist protestantisch, mit Gott durch Wissen und Gewissen fertig werden zu wollen. Und es ist hingegen katholisch, darauf zu verzichten, und dafür Gott körperlich in der Gestalt der Sakramente unter uns zu stellen. Er ist uns gegenwärtig im Taufwasser, im Salböl, als Hostie, im Priester und sogar zum Beispiel auch im Ehegatten, denn auch die Ehe ist ein Sakrament. Ist Gott nur ungreiflich, so ist er uns doch durch die sichtbaren Sakramente verbürgt. An der Hand dieser Zeichen braucht man an Gott nicht irre zu werden.

Ich halte diesen Weg für richtiger als den protestantischen. So leicht der Sakramentskultus veräußerlichen kann, so hat er – richtig verstanden – doch einen viel tieferen Wahrheitsgehalt als der protestantische Glaube an Idee und Ideal, der den Fehler hat, daß er nicht wahr ist.

Jesus selbst war Gott treu ohne Sakramente. Aber dafür wußte er sich als Gottes Sohn. Wir andern sind nicht im gleichen Sinne Gottes Kinder. Von Jesus selbst kann man sagen, daß er auf protestantische Weise Gott liebte. Aber eben das kann man schwerlich „nachmachen“. Ich sage das, obwohl ich selbst immer eine gewisse Sicherheit hatte, daß Gott mich lieb hat. Ich habe diese Sicherheit draußen im Krieg gehabt, und ich hoffe, daß ich sie behalten kann in jeder Art Glück oder Leiden, auch im Tod. Daher habe ich ein unbedingtes Bedürfnis nach sakramentaler Bürgschaft und gleichsam körperlicher Nähe Gottes bis jetzt im allgemeinen nicht gehabt. Nur den tiefen Wunsch, daß sich Gottes Nähe einmal in einem Menschen und seiner bedingungslosen Liebe verkörpern möge. Das weist mich allerdings in die Richtung des katholischen Sakraments der Ehe. Nicht die zivile oder die geschlechtliche Ehe ist das Sakrament, sondern geistige Gemeinschaft, die eine Sache für sich ist, wie anderseits die zivile und die geschlechtliche Gemeinschaft auch wieder etwas für sich sind. Man wird also, auch wenn man Sakramente gebraucht, das persönliche Liebesverhältnis zu Gott ohne Stütze suchen. Das Beste wäre vielleicht, im Schoße der katholischen Kirche auch in protestantischer Vereinzelung das Vertrauen zu Gott zu suchen. Aber eine „Kirche“ zu gründen, die als solche protestantisch sein soll, das ist widersinnig. „Kirchen“ müssen katholisch sein.

³¹ Friedrich Nietzsche (1844–1900), Philosoph.

³² In dem Begriff des Dionysos oder Dionysischen verkörpert sich die Daseins- und Geschichtsauffassung Nietzsches.

Nach meiner Überzeugung sollte also die lutherische Kirche, in die ich hineingeboren bin, Sakramentsanstalt sein wie die römische, jedenfalls aber nicht das, was die modernen Theologen aus ihr machen möchten. Das mir besonders wertvolle Sakrament der Ehe hat sie allerdings leider nicht. Ebenso ist die alte Liturgie nur in Bruchstücken erhalten geblieben, mindestens zum Teil durch die Predigt verdrängt. Das Luthertum ist ein Kompromiß zwischen Kirchentum und protestantischem Religionsprinzip. Immerhin will es aber doch noch Kirche sein. Es fehlt mir vieles, aber die Grundlage wenigstens ist noch da. Um der Treue willen muß man dabei aushalten. Andererseits hat der Katholizismus, obwohl ich seinen Wahrheitsgehalt für größer halte, viele äußere Schattenseiten: unmögliche Dogmen (z.B. die Unfehlbarkeit des Papstes³³), heidnische und geschmacklose Kulte (z.B. Lourdes³⁴- und Herz-Jesu³⁵-Bilder), hierarchische Auswüchse, so daß ich manchmal auch froh bin, nicht Katholik zu sein. Sollte freilich in der lutherischen Kirche die Sakramentsgrundlage verlorengehen und die kirchenauflösende liberale Theologie zur Herrschaft kommen, dann müßte ich katholisch werden.

Daß ich ein so lebendiges Bewußtsein vom sakramentalen Wesen der Ehe bekam, das verdanke ich dem Umgang mit den katholischen Mädchen in Ellwangen. Ich habe nicht daran gedacht, mich mit einer von den „Schwestern“ zu verloben, weil mir ebenso klar wurde wie ihnen, daß sich das Sakrament der Ehe nicht gut auswirken kann, wenn „das Gesangbuch nicht stimmt“. Das Luthertum mag auf legitime Weise „kursächsische“ Kirche geworden sein: Die Kirche der Schwabenmädel war es jedenfalls nicht, nicht einmal die der evangelischen Württembergerinnen, von denen mir ohnehin keine so nahestand wie die befreundeten katholischen Marien in der Schwesterntracht. Das alles wirkte sich auch dahin aus, daß ich die Hanna Böhme, an die mich offiziell noch gar nichts band, doch auch nie ganz vergessen konnte.³⁶

Im Lazarett in Ellwangen war ich bald so weit genesen, daß ich nicht mehr bettlägerig war und mich sinnvoll beschäftigen mußte. Ich schrieb schon im Ja-

³³ Das Dogma von der Unfehlbarkeit oder Infallibilität des Papstes wurde am 18.7. 1870 auf dem I. Vatikanischen Konzil definiert. Danach kann der Papst die Unfehlbarkeit, d.h. Irrtumsfreiheit für sich geltend machen, wenn er als oberster Hirte und Lehrer aller katholischen Christen einen bestimmten Lehrsatz aus dem Bereich der Glaubens- und Sittenlehre (de fide vel moribus) der ganzen Kirche als allgemein verbindliche Lehre festsetzt.

³⁴ In dem südfranzösischen heutigen Wallfahrtsort Lourdes erschien 1858 der Bernadette Soubirous (1844–1879) nach deren Bericht in einer Grotte die Jungfrau Maria und forderte an dieser Stelle die Errichtung eines Heiligtums, Prozessionen, Gebete und Bußübungen zur Bekehrung der Sünder. In der Grotte entsprang bald darauf eine Quelle, deren Wasser man heilende Wirkung nachsagt.

³⁵ Die Herz-Jesu-Verehrung geht zurück bis in die Patristik und hat ihren biblischen Ursprung in der Durchbohrung des Gekreuzigten. Die Voraussetzung für die mittelalterliche Andacht zum Herzen Jesu war die Vorstellung, daß aus dem Herzen Ströme des Heiles fließen. Das Herz-Jesu-Fest der Kirche wurde 1856 eingeführt und erlebte im 19. und 20. Jahrhundert eine starke Ausbreitung.

³⁶ Folgender Abschnitt Einfügung aus Teil II, S. 4–8, des Manuskripts.

nuar 1916 einen Aufsatz „Der internationale Gedanke“.³⁷ Ich sandte ihn an meinen Lehrer Hashagen in Bonn und erhielt die Bestätigung, daß er zur Veröffentlichung geeignet sei. Da schickte ich ihn an Friedrich Naumann, damit er in „Die Hilfe“³⁸ käme. Aber er wurde mir in Abwesenheit Naumanns von Wilhelm Heile³⁹ zurückgeschickt. Mit dem Gedanken, daß „Demokratie und Internationalismus bis jetzt in der Geschichte miteinander verbunden gewesen seien“, hätte ich dem Verfasser des Buches „Demokratie und Kaisertum“⁴⁰ nicht kommen dürfen. „In die ‚Hilfe‘ passen derartige Darlegungen jedenfalls nicht.“⁴¹ So wurde mir also klargemacht, daß die kaiserlich-wilhelminische „Demokratie“ des Naumannschen Nationalsozialismus [sic!] jedenfalls meine Sache nicht sei.

Es ist unzweifelhaft, daß Heile meinen Aufsatz gar nicht verstanden, sich wohl, ihn zu verstehen, keine Mühe gegeben hatte. Denn ich lehnte darin den rationalistischen Menschheitsbeglückungsgedanken der Aufklärung und ihrer Mitläufer als „uferlos“ ab und behauptete, daß übernationale Befriedungs- und Kulturfortschrittsgedanken nur fruchtbar gemacht werden könnten, wenn ihnen eine realpolitische Basis geschaffen worden ist: so, wie sie etwa von den Römern im „Erdkreis“ rund um das Mittelmeer hergestellt wurde. Ich sprach die Hoffnung aus, daß Deutschland zusammen mit Österreich-Ungarn und dem Osmanischen Reiche durch den damaligen Weltkrieg einen mitteleuropäisch-orientalischen Staatenbund von geschichtlicher Dauer werde bilden können.

Einen Raum, einen bestimmten Raum für unsern internationalen Gedanken soll uns der Krieg vor allem geben, damit wir eine wirkliche und faßbare ‚Menschheit‘ vor uns haben, nicht mehr jenes Gedankending, das vor dem Kriege beinahe unsrer nationalen Zukunft gefährlich zu werden drohte.

Es gelte, eine begrenzte internationale Solidarität zu begründen, „die nicht in den nebelhaften Fernen des bloßen Gedankens und Wunsches verschwindet“.

Täuschen die Zeichen der Zeit nicht, so steht für unser Volk die Epoche der Bewährung vor der Tür. (...) Wir sollen wirklich Gelegenheit finden, die Kultur der Erde über den Kreis der Nation hinaus zu vermehren und die Menschheit, soviel an uns ist, vollkommener zu machen. Ein Reich nicht

³⁷ Erschienen am 8.3.1916 in Nr.10 (1916), S. 290–298, der Zeitschrift „Die Grenzboten“. Nähere Angaben auf den folgenden Seiten.

³⁸ „Die Hilfe. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst“. 1895 von Friedrich Naumann gegründet, 1943 eingestellt.

³⁹ Wilhelm Heile (1881–1969), politischer Schriftsteller und Politiker. Seit 1912 Schriftleiter der „Hilfe“ und nach Naumanns Tod deren Herausgeber, Mitglied der Nationalversammlung, 1920–1924 MdR, nach 1945 Mitbegründer der FDP in Hannover.

⁴⁰ Friedrich Naumann, Demokratie und Kaisertum. Ein Handbuch für innere Politik, Berlin 1900.

⁴¹ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Heile an Buchheim, 7.2.1916.

unsrer Herrschaft, aber unsrer Arbeit wird uns geschenkt, so daß wir nicht mehr mit unserm weltbürgerlichen guten Willen Völkern nachzulaufen brauchen, die gar nichts von uns wissen wollen, sondern denen um so mehr dienen können, die unsre Freundschaft zu schätzen wissen. Man leistet ja im Grunde viel mehr, wenn man seine Arbeit nicht verzettelt. So werden auch wir dem internationalen Gedanken auf engerem bestimmtem Raume bessere Dienste leisten als in der uferlosen Weite.

Ich ging natürlich von der politischen Erfahrung aus, in der ich herangewachsen war. Bis 1914 standen sich in Deutschland schroff gegenüber eine „Rechte“ der „nationalen“ Parteien und eine „Linke“ der „internationalen“ Sozialdemokratie. Bei Kriegsausbruch hatten sie zur Verteidigung des Vaterlands einen „Burgfrieden“ geschlossen. Daß uns dieser innere Frieden geschichtlich dauerhaft erhalten bleiben müßte, war meine politische Grundeinsicht. Dazu aber werde es sich als notwendig erweisen, daß Deutschland aufhöre, nur nationalegoistisch zu denken, daß es sich auch zu einer internationalen Aufgabe bekennen müsse. Von zentraler Bedeutung in meinem Aufsatz war die These: „Ein Reich nicht unsrer Herrschaft, aber unsrer Arbeit wird uns geschenkt.“

Offenbar hat der Herausgeber der „Grenzboten“⁴², an die ich meinen Artikel nach der Ablehnung durch Heile schickte, über die in diesem Satze gipfelnde Tendenz des Ganzen nicht hinweggelesen. Mir war in Ellwangen ein Lese-raum zugänglich gemacht worden, in dem unter vielen Periodica die „Grenzboten“ auflagen. Hier war ich auf diese alte Wochenschrift aufmerksam geworden, und es zeigte sich, daß mich Geheimrat Georg Cleinow⁴³ auf Anhieb als Mitarbeiter annahm. Der zusagende Bescheid der Redaktion trägt das Datum vom 19. Februar 1916, und in Nr. 10 vom 8. März erschien mein Aufsatz schon im Druck.

Am 26. April in Nr. 17 folgte ihm bereits die nächste mit der Redaktion vereinbarte Arbeit, die sich mit Brandenburgs neuem Buch „Die Reichsgründung“⁴⁴ auseinandersetzte. Hier sprach ich aus, daß man Bismarcks Politik nur noch als historische Leistung zu würdigen, aber nicht mehr zum Maßstab für die gegenwärtigen Aufgaben der deutschen Politik zu nehmen habe. Deutschland sei über den von Bismarck geschaffenen Rahmen hinausgewachsen, und nichts anderes als dieses Wachstum habe uns die Heimsuchung des Weltkrieges eingebracht.

Nach der Bewährung in der schweren Krise dieses Weltkriegs dürfen die Leiter unsrer Geschicke nunmehr ruhig sagen, daß sie sich das Recht auf Gewissensfreiheit gegenüber Bismarck erkämpft haben. Das ist ein großer innerer Sieg, der bisher der Allgemeinheit noch weniger zu Bewußtsein gekommen ist, als er verdient.

⁴² „Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst.“ Erschienen 1841–1922.

⁴³ Georg Cleinow (1873–1936), 1909–1920 Herausgeber der „Grenzboten“.

⁴⁴ Erich Brandenburg, *Die Reichsgründung*, 2 Bde., Leipzig 1916.

Was ich vertreten wollte, war die Auffassung, daß es nicht mehr ausreiche, die deutsche Politik in der bisher kultivierten Art des „Bismarckgeistes“ fortzusetzen, nicht mehr in der gewohnten „nationalen Gesinnung“ des Bürgertums allein, sondern daß man sich zu einer übernationalen, „internationalen“ Aufgabe bekennen müsse. Ich dachte an die Französische Revolution, die „allen Tyrannen“ der Welt den Krieg erklärte und damit eine Parole fand, die auch in anderen Völkern zündete.⁴⁵ Ich hatte auch bemerkt, wie im gegenwärtigen Kriege die englische Propaganda in der ganzen Welt Boden gegen uns gewann.⁴⁶ Wenn wir „Weltgeltung“ anstrebten, durften wir nicht „national“ nur an uns allein denken, sondern mußten „international“ etwas zu bieten haben, was wenigstens einer Gruppe von Völkern einen echten Gewinn versprach. Wir hatten Verbündete in unserm Kampfe. Damit war die Gruppe gegeben, deren Interessen wir ehrlich, so gut wie die unseren, vertreten mußten, die wir nicht enttäuschen durften.

Ich wußte wohl, daß Bismarcks Dreibundpolitik⁴⁷ zu rücksichtslos über Interessen der Bundesgenossen hinweggegangen war. Sie war ihnen gegenüber, wie zum Beispiel der „Rückversicherungsvertrag“⁴⁸ mit der Zarenregierung beweist, nicht aufrichtig gewesen. Das war keine gute „Realpolitik“ mehr gewesen. Ich faßte daher in dem Aufsatz über die „Reichsgründung“ mein Urteil dahin zusammen, daß ich sagte, Bismarcks Politik sei „mehr rückwärts gewandt als vorwärts“ gewesen. Er habe das Deutsche Reich so gestaltet, wie es nach den geschichtlichen Erfahrungen und Gegebenheiten allein möglich war (oder ihm möglich erschien).

Bismarck ist der große rückwärts schauende und in der Gegenwart handelnde Summator der deutschen politischen Vergangenheit. Es ist kein Zufall, daß er seine politische Tätigkeit als Reaktionär begann!

⁴⁵ Anspielung auf die Marseillaise, wo es heißt: „Contre nous de la tyrannie l'étendard sanglant est levé.“

⁴⁶ Zur Organisation der englischen Propaganda vgl. M.L.Sanders, Wellington House and British Propaganda During the First World War, in: The Historical Journal 18 (1975), S. 119–146.

⁴⁷ Der Dreibundvertrag zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien wurde am 20. 5. 1882 abgeschlossen und immer wieder erneuert, bis ihn Italien 1915 kurz vor seinem Eintritt in den Krieg gegen die Mittelmächte an der Seite der Entente kündigte. Er bot Italien Schutz vor Frankreich und sicherte Deutschland militärische Unterstützung durch Italien bei einem unprovzierten französischen Angriff zu. Der Habsburgermonarchie garantierte er die italienische Neutralität im Fall eines Krieges mit Rußland. Da der Bündniswert Italiens nicht sehr hoch eingeschätzt wurde, lag vor allem in letzterem der eigentliche Zweck des Dreibundes.

⁴⁸ Am 18.6.1887 schloß Bismarck den deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag ab. Darin sagten sich die Partner Neutralität im Fall eines unprovzierten Angriffs von dritter Seite zu. Noch mehr als diese Bestimmung war der Inhalt des „ganz geheimen“ Zusatzprotokolls mit dem Geist des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses von 1879 unvereinbar. Darin sicherte das Deutsche Reich dem Zarenreich moralische und diplomatische Unterstützung zu für den Fall, daß Rußland die Inbesitznahme der Meerengen beabsichtige, ein Vorgehen, das die Interessen der Donaumonarchie verletzt hätte.

Aber Wege in die weitere Zukunft wies er nicht, weder innen- noch außenpolitisch. Es blieb dabei, daß im Inneren Katholiken und Sozialdemokraten, ja geradezu die Mehrheit des Volkes als „Reichsfeinde“ behandelt wurden.⁴⁹ Und die „Weltpolitik“ haben erst andere nach ihm in die Wege geleitet.

Die Reichsgründung ist die algebraische Summe unsrer vorherigen Geschichte, aber nicht zugleich ein Produkt, aus dem wir die Faktoren unsrer zukünftigen Entwicklung herausdividieren könnten. Bismarcks Gedanken sind nicht mehr die Norm für unser politisches, auch nicht für unser innerpolitisches Urteil.

Der Geschichtsbetrachtung (...) ist in Zukunft vor allem eins zu wünschen: mehr Herzensverständnis, mehr Liebe für die Mächte und Richtungen, die im großen Kampfe um die deutsche Einheit unterlegen sind. Unser Urteil ist bisher zu einseitig von den Normen der kleindeutschen Publizistik ausgegangen. (...) Aber nun nach der großen Bewährung, die wir alle erlebt haben, nachdem sich alle maßgebenden Parteien und Weltanschauungen zu positiver Arbeit endgültig auf den Boden des Reiches gestellt haben, nachdem eine nie dagewesene Riesenkoalition aller äußeren Feinde an diesem Reiche sich die Köpfe blutig gestoßen hat, nun ist es eine schöne Pflicht unsrer Wissenschaft, die volle Unbefangenheit des Urteils für die Männer zurückzugewinnen, die einst die deutsche Einheit auf anderem Wege und mit anderen Mitteln erstrebt haben als Bismarck und der Nationalverein⁵⁰ oder die überhaupt andere politische Ideale im Herzen trugen. Wir haben nicht mehr nötig, über Friedrich Wilhelm IV.⁵¹, über Großdeutschtum, Partikularismus, Klerikalismus im Tone der kleindeutschen Geschichtsschreibung und Publizistik zu reden. Wir sind in der Atmosphäre des Weltkriegs, in dem Partikularisten, Katholiken, Sozialdemokraten und nicht zum wenigsten auch die 1866 hinausgeworfenen Bundesbrüder aus dem Donaureiche ebensogut ihre Pflicht getan haben wie die Männer der Reichsgründungsparteien, doch wohl nun hoffentlich frei geworden für ein neues historisches Verständnis für die ehemaligen „Reichsfeinde“, die doch auch

⁴⁹ Anspielung auf den „Kulturkampf“ und das Sozialistengesetz. Im sogenannten Kulturkampf (1872–1878 bzw. 1887) versuchte Bismarck vergeblich den Einfluß der katholischen Kirche aus den öffentlichen Angelegenheiten zurückzudrängen und die katholische Zentrumsparterie zu schwächen, der er einen ultramontanen und damit reichsfeindlichen Charakter unterstellte. Wesentliche Bestimmungen wie der Kanzelparagraph, das Jesuitenverbot und die Zivilehe blieben allerdings bestehen. Das Sozialistengesetz vom 18. 10. 1878, gültig für 2 Jahre und bis 1890 stets verlängert, sah das Verbot für alle sozialistischen oder sozialdemokratischen Vereine, Versammlungen und Druckschriften vor. Diejenigen, die dagegen zuwiderhandelten, waren von Ausweisung bedroht. Trotz harter Strafmaßnahmen stärkten die Verfolgungen den Zusammenhalt der sozialdemokratischen Bewegung und bescherten der SPD bei Wahlen einen stetig wachsenden Stimmanteil.

⁵⁰ Der Nationalverein existierte 1859–1867 als lockere Vereinigung aus national- und linksliberalen Kreisen. Er strebte die Einigung Deutschlands unter preußischer Führung an. Vgl. Shlomo Na'aman, Der Deutsche Nationalverein. Die politische Konstituierung des deutschen Bürgertums 1859–1867, Düsseldorf 1987.

⁵¹ Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), 1840–1861 König von Preußen.

unser eigenes gutes deutsches Blut in den Adern hatten und mit echtem deutschem Geiste getauft waren!

Ich verlangte also eindeutig eine Revision des herrschenden kleindeutschen Geschichtsbildes, längst ehe später zu Hitlers Zeiten etwa Heinrich von Srbik⁵² mit dieser Forderung auftrat. Ich stellte fest: „Diese Forderung einer gleichmäßigen Liebe erfüllt das vor dem Kriege geschriebene Buch von Brandenburg noch nicht.“⁵³

Von Ellwangen wurde ich am 4. Juli 1916 zum Ersatztruppenteil in Leisnig entlassen. Die Verwandten, die ich ehemals hier besessen hatte, fand ich nicht mehr vor. Es war hier ja auch keinesfalls meines Bleibens. Ich hatte nur auf meine Entlassung vom Militär zu warten, weil ich nach meiner Verwundung nicht mehr dienstfähig war, nicht einmal mehr in der Garnison. Ich hatte mich daher um Anstellung im höheren Schuldienst zu bemühen. Das Kultusministerium in Dresden gab mir den Rat, mich an eine Reihe von Gymnasialrektoren zu wenden und ihnen meine Dienste anzubieten. Positive Antwort kam aus dem Freiburger Gymnasium von O.E.Schmidt⁵⁴, dem Autor der „Kursächsischen Streifzüge“.⁵⁵ Da paßte meine kursächsische Gesinnung hin. Bei Wiedereröffnung des Unterrichts nach den Sommerferien, am 16. August, stellte mich Schmidt seinem Kollegium und der Schülerschaft vor. Auf seinen Wunsch kam ich in Uniform: als Unteroffizier mit dem Eisernen Kreuz und der Friedrich-August-Medaille. Von meinem Kompanieführer in Leisnig hatte ich das Recht, Zivil zu tragen; aber Schmidt hielt es – wohl mit Recht – für eine gute Einführung, als hinkender Soldat zum ersten Male vor die Schüler zu treten. Er entlastete sich zunächst selbst, indem er mir seine Cicero-Lektüre in der Unterprima übertrug, so daß ich nicht nur in den Unterklassen zu unterrichten hatte. Da einige Lehrer zum Militär eingezogen wurden, kam bald aller mögliche andere Unterricht dazu, sogar elementare Mathematik in der Untertertia. Im Oktober mußte ich die Leitung eines Internats, des „Pfarrsöhneheims“ auf der Petersstraße übernehmen. So war ich schon nach zwei Monaten unentbehrlich an der Schule. Anfang 1917 wurde ich als „nichtständiger“ Beamter – später hieß das „Studienassessor“ – eingestellt und damit rite in das Lehrerkollegium des Gymnasiums aufgenommen. Am 30. September 1916 war ich vom Militär entlassen worden. So kehrte ich mitten im Ersten Weltkrieg endgültig in eine zivile Existenz zurück.

⁵² Heinrich Ritter von Srbik (1878–1951), österreichischer Historiker, 1912–1922 Professor in Graz, 1922–1945 in Wien. Als Vertreter einer gesamtdeutschen Geschichtsbeurteilung wollte Srbik den Gegensatz zwischen klein- und großdeutscher Geschichtsschreibung überwinden. Hauptwerk: Deutsche Einheit. Idee und Wirklichkeit vom heiligen Reich bis Königgrätz, 4 Bde. (1935–1942).

⁵³ Ende der in Anm. 36 genannten Einfügung. Folgender Abschnitt Einfügung aus Teil II, S. 2–4.

⁵⁴ Otto Eduard Schmidt (geb. 1855), Oberstudienrat, 1910–1919 Rektor des Gymnasiums Albertinum in Freiberg.

⁵⁵ Otto Eduard Schmidt, Kursächsische Streifzüge, 5 Bde., Leipzig 1904–1922.

[...] ⁵⁶ Ich hatte [zu diesem Zeitpunkt] eine politische Grundeinsicht gewonnen, die ich als wesentlich für meine eigene Zukunft betrachten mußte. Denn ich glaubte nicht, daß ich lebenslang meine Arbeit dem Dienst der höheren Schule widmen würde, sondern ich stand auf dem Sprunge, ins öffentliche Leben einzutreten und politisch-wissenschaftlicher Publizist zu werden. Ich empfand mein Ausscheiden aus dem Militärdienst, und zwar ehe ich Offizier wurde, ganz und gar als eine Fügung meines Lebensschicksals. Eine lange Lazarettzeit verschaffte mir viel Gelegenheit, über mich und meine Zukunft nachzudenken. Als ich der Berufung nach Freiberg folgte, geschah es nicht in der Absicht, für immer Gymnasiallehrer zu werden, sondern um mir eine materielle Grundlage für meine bürgerliche Freiheit zu verschaffen. Wenn ich heute in hohem Alter zurückschaue, kann ich sagen, daß mir genau dieses auch gelungen ist. Ich habe mich in einem langen Leben immer als freien [sic!] Mann behaupten können, und ich habe mir die etwaige publizistische Laufbahn immer so gewünscht, daß ich mich auch von Erfolgsknechtschaft frei erhielt. Es ist meiner Erfahrung nach so, daß innere Freiheit und äußere Berühmtheit meist nicht gleichzeitig zu haben sind. Wenn man wählen muß, soll man die Freiheit wählen. ⁵⁷

Rektor Schmidt, der kursächsische Geschichtsschreiber, hielt auf nahe Beziehungen zum benachbarten Dom, in dem sich ja auch das Moritzmonument und die Gräber sächsischer Kurfürsten befanden. Es galt als gute Sitte, daß die Lehrer der Schule in hohem Zylinder und schwarzem Rock die Sonntagspredigten des Freiburger Superintendenten besuchten. Im Pfarrsöhneheim hatte ich regelmäßig die Tischgebete zu sprechen. Mein Elternhaus in Dresden war nicht kirchlich, aber auch nicht kirchenfeindlich gesinnt gewesen. Ich selber war nie uninteressiert an kirchlichem Unterricht, wenn auch jahrelang stark ablehnend gewesen, hatte mich aber in höheren Studiensemestern dem Christentum wieder angenähert. Zur Würde eines beamteten Lehrers aufgestiegen, fand ich, es sei guter Stil, auch der Landeskirche gesinnungsmäßig wieder anzugehören. Die Landeskirche war reformatorisch, aber nicht „protestantisch“. Sie war von Haus aus kursächsisch, aber nicht schwedisch oder preußisch gewesen. Das wurde mir in Freiberg klar, auch gerade wenn ich am Schwedendenkmal vorüberging.

Die Betonung meines „Sachsentums“ entsprach dem Zweifel am militärischen Sieg, der im Herbst 1916 in mir erwachte. In Ellwangen war ich siegesgewiß gewesen. In Freiberg aber behandelte ich in den „Grenzboten“ die Notwendigkeit einer „neuen“ politischen Gesinnung, weil der „Bismarcknationalismus“ für die Bewältigung der Aufgaben der Weltkriegspolitik unbrauchbar geworden sei. Innerpolitisch richtete sich meine Aufmerksamkeit stark auf die katholische Kirche. Deswegen schrieb ich in Nr. 37 der „Grenzboten“ den Arti-

⁵⁶ Auslassung: 4 Sätze. Über den Kriegseintritt Rumäniens an der Seite der Alliierten (1916).

⁵⁷ Ende der in Anm. 53 genannten Einfügung. Folgender Abschnitt Einfügung aus Teil II, S. 50–71 (mit Auslassungen).

kel „Aus der politischen Vergangenheit der deutschen Katholiken“.⁵⁸ Die protestantische und liberale Öffentlichkeit dürfe nicht fortfahren, bloß „die Schattenseiten, die der katholische Glaube in ihren Augen hat“, hervorzuheben.

Beide Konfessionen müssen unwiderruflich in Sturm und Sonnenschein unter einem Dache wohnen; sie müssen sich verstehen. Zu solchem Verständnis muß auf protestantischer Seite wachsende Erkenntnis katholischen Lebens und vor allem auch der Geschichte und der Politik des modernen deutschen Katholizismus beitragen. Das geistige Leben hüben und drüben muß in erhöhte Wechselwirkung gesetzt werden. Wenn es im Kriege derzeit einerseits um Elsaß-Lothringen, anderseits um Belgien geht, muß man sich darüber klar werden, daß man in beiden Ländern Sympathien für die deutsche Sache nur mit Hilfe der katholischen Kirche erhalten oder erwecken kann.

Deswegen wandte sich mein Aufsatz der Besprechung neuerer wissenschaftlicher Untersuchungen über die katholische Bewegung im Reichsland und in Belgien zu. Besonders das Thema Belgien wurde mir wichtig. Als ich nach längerer Pause am Ende des Jahres wieder in den „Grenzboten“ auftrat, schrieb ich über „Belgiens Zukunft“⁵⁹ und „Zum Burgfrieden unter den Weltanschauungen“.⁶⁰ Ich verschaffte mir die seit Juli 1916 im Insel-Verlag zu Leipzig erscheinende Monatsschrift „Der Belfried“, die über „Gegenwart und Geschichte der belgischen Lande“ unterrichten wollte.⁶¹ So konnte ich 1917 und 1918 in meinen Aufsätzen immer wieder vorzugsweise über Belgien und den Katholizismus sprechen, zum Beispiel über das „neue Flandern“⁶² und „Das belgische Kriegsziel und die Friedenserklärung des Reichstags“.⁶³ Daneben wies ich auf Österreich hin⁶⁴ und wiederum auf „Kräfte von innen“.⁶⁵

[. . .]⁶⁶

Zum Heile des Königreichs Sachsen als Publizist sowohl wie als Lehrer zu wirken, war mir nicht lange vergönnt, denn die acht Jahrhunderte mit dem Lande verbundene Landesherrschaft wurde ja in die Katastrophe des preußisch-deutschen Kaisertums mit hineingerissen. Am Willen dazu hat mir's in den zwei Jahren vom Herbst 1916 bis 1918 nicht gefehlt. Im Mai 1917 bestimm-

⁵⁸ Aus der politischen Vergangenheit der deutschen Katholiken, in: Die Grenzboten, Nr. 37 vom 13. 9. 1916, S. 329–337.

⁵⁹ Noch ein Wort über Belgiens Zukunft, in: Die Grenzboten, Nr. 51 vom 20. 12. 1916, S. 363–367.

⁶⁰ Zum Burgfrieden unter den Weltanschauungen, in: Die Grenzboten, Nr. 52 vom 27. 12. 1916, S. 413–415.

⁶¹ „Der Belfried. Eine Monatsschrift für Gegenwart und Geschichte der belgischen Lande.“ Erschienen 1916–1918.

⁶² Das neue Flandern, in: Die Grenzboten, Nr. 15 vom 11. 4. 1917, S. 33–39.

⁶³ Das belgische Kriegsziel und die Friedenserklärung des Reichstags, in: Die Grenzboten, Nr. 31 vom 1. 8. 1917, S. 129–139.

⁶⁴ Das Vermächtnis Brucks, in: Die Grenzboten, Nr. 12 vom 21. 3. 1917, S. 364–379.

⁶⁵ Kräfte von innen, in: Die Grenzboten, Nr. 27 vom 4. 7. 1917, S. 1–9.

⁶⁶ Auslassung: 2 Seiten. Ausführungen über die Situation der Katholiken in Sachsen am Beispiel eines Schulkameraden.

te mich der Rektor des Gymnasiums, zum Geburtstag König Friedrich Augusts die Festrede zu halten. Ich machte sie bewußt zum Bekenntnis zum König und zum Heimatstaat. Die Pflege des heimatlichen Staatsgedankens und die Treue zum tatsächlich „angestammten“ König schienen mir wichtig zu sein für die als notwendig erkannte Überwindung des Bismarcknationalismus. Das wilhelminische Kaisertum hatte außerhalb Altpreußens keine tiefen Wurzeln im deutschen Volksempfinden. Die preußische Art von „Realpolitik“ erschien mir als wenig günstig für die Verwirklichung des „mitteleuropäischen Kriegsziels“, die mir am Herzen lag, weil sie zu „materialistisch“ war. Für den Erfolg Deutschlands in den schweren Prüfungen des Weltkrieges brauchte man eine andere Realpolitik, nämlich die der Realisierung eines wirklichkeitsbezogenen „internationalen Gedankens“.

Der gebildete Deutsche, der Treitschke⁶⁷ gelesen hat, vermeint zu wissen, daß die großdeutschen Ideen ‚realpolitisch‘ völlig unbrauchbar gewesen seien, daß die deutsche Einheit nur durch den Bruch mit Österreich habe geschmiedet werden können und daß Bismarck verdienstlicher Weise endlich mit allen österreichischen Sentimentalitäten aufgeräumt habe.

Wir sind alle mehr oder weniger seit dem Scheitern der Paulskirche durch unsre Geschichte zu einem politischen Denken erzogen worden, das die Faktoren der wirtschaftlichen und militärischen Macht am höchsten wertet. In dieser Beziehung hat in bestimmten Volksschichten Marx ganz ähnlich gewirkt wie Bismarck in anderen. Beiderseits leitete man Lehren eines gewissen ethischen Materialismus in der Politik ab.

Aber „dieser Materialismus des politischen Denkens ist dem mitteleuropäischen Gedanken nicht günstig“. Er ist unbrauchbar für die Pflege von Bundesgenossenschaften.

Daß auch einem Staat Rücksichten oder gar Opfer zugemutet werden könnten, will in unsrer Zeit vielen, denen so oft die Rücksichtslosigkeit der staatlichen Interessenpolitik als oberster Grundsatz staatsmännischer Weisheit gepredigt worden ist, natürlich nicht leicht in den Kopf.⁶⁸

Darum schien mir die Pflege warmer Gefühle für die angestammte Landesherrschaft eine wichtige Schule der Erziehung zu einer bündischen Realpolitik zu sein, ohne die das mitteleuropäische Kriegsziel nicht erreicht werden könne.

Ich war in den Sommerferien 1917 einige Wochen in Ungarn und habe über meine Eindrücke in den „Grenzboten“ berichtet.⁶⁹ Ich benutzte für die Reise

⁶⁷ Heinrich von Treitschke (1834–1896), Historiker und politischer Publizist, 1866 Professor für Geschichte in Kiel, 1867 in Heidelberg, 1874 in Berlin. Als Historiograph des preußischen Staates hat er das Geschichtsbild des deutschen Bürgertums wesentlich beeinflußt. Als sein Hauptwerk gilt „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ (1879–1894).

⁶⁸ Das mitteleuropäische Kriegsziel, in: Die Grenzboten, Nr. 43 vom 24. 10. 1917, S. 104–111, hier S. 107.

⁶⁹ Der mitteleuropäische Gedanke und die deutsche Sprache in Ungarn, in: Die Grenzboten, Nr. 38 vom 19. 9. 1917, S. 373–379.

den Deutschland mit der Türkei direkt verbindenden „Balkanzug“ bis nach Wien. Der Zug war ein Symbol für den „internationalen Gedanken“, wie ich ihn verstand. Von Wien fuhr ich mit dem Donaudampfer nach Budapest. Der imponierendste Eindruck von dieser Fahrt war Gran (Esztergom), die kirchliche Hauptstadt der ungarischen Katholiken. Der Erzbischof-Primas war im 18. Jahrhundert ein deutscher Reichsstand. Im alten Reiche deutscher Nation war also der mitteleuropäische Gedanke verwirklicht gewesen. Diese Wirklichkeit in modernen Formen wiederherzustellen, betrachtete ich als das vornehmste Ziel des großen Krieges. Meine Eindrücke von Land und Leuten sammelte ich dann später meist in meinem Ferienorte Paks, das zwischen Budapest und Neusatz an der Donau gelegen ist. Die wichtigste Forderung an den magyarischen Nationalismus, die ich darauf begründete, lautete, daß der ungarische Staat die deutsche Sprache nicht als die einer nationalen Minderheit abtun dürfe, sondern als unentbehrliche Kultursprache Mitteleuropas neben dem Magyarischen als gleichberechtigt anerkennen müsse. Einen einseitigen Sprachnationalismus dürften sich die Magyaren ebensowenig leisten wie die Tschechen, Slowenen oder Kroaten. So gut, wie die Deutschen aufhören mußten, nur „Bismarckdeutsche“ zu sein, könnten sich auch die Herren Ungarns nicht damit begnügen, nur Magyaren zu sein. Vor der Wirklichkeit, daß es am guten Willen zu solchen Einschränkungen noch allenthalben fehlte, wollte ich nicht die Augen verschließen.

Ich wußte also, daß es nicht gut stand um den Fortschritt über den allzu einfachen Nationalismus hinaus, für den ich seit 1916 zur Feder gegriffen hatte. Der siegreiche Militärstaat hatte für eine moderne Föderation von Mitteleuropa bis nach Vorderasien zwar den Raum erstellt, aber politisch die große Forderung der Zeit zu wenig verstanden. Im Sommer 1917 begann die deutsche Volksvertretung zu begreifen, was versäumt worden war. Der politische „Siegfrieden“, der vielleicht möglich gewesen wäre, war nicht vorbereitet worden, weil man nur an einen militärischen gedacht hatte. Erst soeben, im Juli 1917 hatte der Deutsche Reichstag eine „Friedensresolution“⁷⁰ angenommen. Dieser Akt führte zum Sturz des Reichskanzlers Bethmann Hollweg.⁷¹ Er hätte aber sinnvollerweise zum Sturz der Obersten Heeresleitung führen sollen, jedenfalls Ludendorffs⁷², wenn aus optischen Gründen Hindenburg⁷³

⁷⁰ In der Friedensresolution des deutschen Reichstages vom 19. 7. 1917 trat die Reichstagsmehrheit aus SPD, Zentrum und Fortschrittlicher Volkspartei unter der Führung Erzbergers für einen Frieden ohne Annexionen und Kriegsschädigungen ein.

⁷¹ Theobald von Bethmann Hollweg (1856–1921), 1905 preußischer Innenminister, 1907 Staatssekretär im Reichsamt des Innern, 1909–1917 Reichskanzler.

⁷² Erich Ludendorff (1865–1937), 1908–1912 im Großen Generalstab, 1914 Oberquartiermeister im Armeeoberkommando 2, 1916–1918 Erster Generalquartiermeister. 1917 trug er maßgeblich zum Sturz Bethmann Hollwegs bei. 1923 Mitwirkung am Hitlerputsch, 1924–1928 MdR, 1925 Kandidat der NSDAP für die Reichspräsidentenwahl.

⁷³ Paul von Beneckendorff und Hindenburg (1847–1934), populärer Heerführer des Ersten Weltkrieges durch den Sieg bei Tannenberg 1914. 1916–1918 Chef des Generalstabes des Feldheeres, 1925–1934 Reichspräsident.

an der Spitze bleiben sollte. Damit wäre der politische Fehler vom Sommer 1916 korrigiert worden, das Schicksal Deutschlands einer Militärdiktatur anzuvertrauen⁷⁴, während die Parlamentarisierung der Reichsregierung das allein Richtige gewesen wäre. Es dauerte auch jetzt noch ein ganzes Jahr, ehe es zu dieser Parlamentarisierung kam. Aber die Friedensresolution des Reichstags hatte immerhin die Wirkung, daß sich die parlamentarische Mehrheit sichtbar formierte. Sie hätte 1916 sichtbar werden müssen, um das Parlament schon im Entstehen der Diktatur aktionsfähig zu machen. Entmachtet wurde durch Ludendorff tatsächlich auch der Kaiser, so daß er 1917 nicht mehr imstande war, seinen Kanzler Bethmann im Amte zu halten. Es war ein paradoxes Schauspiel, daß die potentiellen Führer des Reichstags im Juli 1917 den Kanzler stürzen halfen statt den militärischen Diktator. Das gilt, bei allen Gegensätzen zwischen ihnen, sowohl für Erzberger⁷⁵ wie für Stresemann.⁷⁶ Freilich muß ich bekennen, daß ich die Paradoxie damals auch nicht durchschaute. Ich konnte nicht klüger sein als Erzberger und Stresemann, denn ich hatte ja viel weniger als ein führender Abgeordneter die Möglichkeit, mich ausreichend zu informieren. Auf einen in meinem Sinne erfolgreichen Abschluß des Krieges hoffte ich ja noch immer, mußte ich hoffen.

In meinem Artikel „Das belgische Kriegsziel und die Friedenserklärung des Reichstags“, der am 1. August 1917 veröffentlicht wurde⁷⁷, hielt ich daran fest, daß Belgien ein Schutzstaat des Deutschen Reiches werden mußte. Aber ich bejahte den Gedanken, daß wir nur durch Verständigung, nicht durch Gewalt zum Frieden kommen könnten.

Wir dürfen uns nicht von unsrer Michelstimmung hinreißen lassen und nicht denken, wir müßten die Steine zu unserm politischen Haus möglichst gleich mit dem Schwerte behauen. Der kunstfertige politische Steinmetz arbeitet vielmehr mit zierlichen Meißeln, und er weiß die Fugen und Löcher des Gesteins mit dem sorgsam gemischten Mörtel des Staats- und Völkerrechts zu verschmieren. Alle unsre nationalpolitische Arbeit vollzieht sich im Rahmen der allgemein menschlichen Ordnung und muß auf deren Bedürfnisse Rücksicht nehmen. Das verstehen viele Leute bei uns nicht, die sich für vorzügliche Politiker und Patrioten halten; sie bemühen sich auch gar nicht, es zu lernen. Den Engländern sagt man nach, daß ihre Politik lediglich von

⁷⁴ In der 3. OHL gewann Ludendorff seit August 1916 zunehmend Einfluß über den militärischen Bereich hinaus auf innen- und außenpolitische Fragen.

⁷⁵ Matthias Erzberger (1875–1921), Volksschullehrer, Redakteur, 1903–1918 MdR (Zentrum), 1918/1919 Staatssekretär, 1919–1920 Mitglied der Nationalversammlung, 1919 und 1920 Reichsminister, 1920–1921 MdR. Vgl. Klaus Epstein, Matthias Erzberger und das Dilemma der deutschen Demokratie, Berlin 1962.

⁷⁶ Gustav Stresemann (1878–1929), 1902–1918 Syndikus des Verbandes sächsischer Industrieller, 1907–1912, 1914–1918 MdR (Nationalliberale Partei), 1919–1920 Mitglied der Nationalversammlung, 1918–1929 Vorsitzender der DVP, 1920–1929 MdR, 1923 Reichskanzler, 1923–1929 Reichsaußenminister. Vgl. Henry A. Turner, Stresemann. Republikaner aus Vernunft, Berlin, Frankfurt/M. 1968.

⁷⁷ Siehe oben Anm. 63.

dem Grundsatz: Right or wrong, my country! geleitet sei. Englischen Staatsmännern aber fällt nicht ein, diesen Grundsatz zu verkünden. Da hören wir vielmehr von der Sache der Kultur, für die sie eintreten, von der wohlverstandenen Unabhängigkeit der kleinen Nationen. Man kann das schnellfertig für Heuchelei erklären und wird dem Kern der Sache doch nicht gerecht damit. Nur bei uns in Deutschland gelten Leute für was Gescheites, die es für ‚realpolitisch‘ halten, das Völkerrecht eitel blauen Dunst zu nennen und immer wieder laut zu sagen, daß für unser politisches Handeln nichts, aber auch gar nichts anderes als das deutsche Interesse maßgebend sein dürfe. Demgegenüber erwirbt sich der Reichstag staatsmännisches Verdienst, wenn er einen Frieden der Verständigung erstrebt, der auch den Rechten und Ansprüchen anderer Völker Raum gewährt, selbstverständlich soweit die Bedürfnisse unsres Volkes dies gestatten. Mit unserm Dasein und unserm weltpolitischen und -wirtschaftlichen Selbstbestimmungsanspruch muß sich die Welt abfinden. Darum führen wir ja eben diesen Krieg.

So weit reichte also mein politisches Ahnungsvermögen, daß ich eindeutig der Friedenserklärung vom 19. Juli 1917 zustimmte.

Sechs Wochen später lehnte ich die Gründung der „Deutschen Vaterlandspartei“⁷⁸, die gegen die Friedensresolution gerichtet war, konsequent ab. [...] ⁷⁹ In der Vaterlandspartei, nicht erst in der russischen bolschewistischen Regierung Lenins⁸⁰, wurde zum ersten Male das Phänomen einer totalitären Partei sichtbar, die alle andern politischen Meinungen gleichschalten und die nationale Öffentlichkeit allein beherrschen will. Hier zeigt sich, daß Totalitarismus das echte Kind des Bismarckismus ist, die Ausgeburt des „Bismarckgeistes“, den ich in all meinen Artikeln überwinden wollte. Nach der Reichstagsentschließung für einen Verständigungsfrieden war es notwendig, in der Kriegszielfrage „Prioritäten“ zu setzen, das heißt sich darüber klar zu werden, an welchen Zielen man auch in Friedensverhandlungen festhalten müßte, und bei welchen anderen man nachgeben könnte.

Ich habe auf meinen Aufsatz über „Das mitteleuropäische Kriegsziel“ vom 24. Oktober 1917 bereits hingewiesen.⁸¹ Wenn es nun jetzt um Prioritäten ging, so meinte ich, daß eine bündische Neuordnung Mitteleuropas wichtiger sei als jede Eroberung in Europa oder auch in den Kolonialgebieten. „Das Wichtigste von allem ist doch die dauernde Einrichtung der Lebensgemeinschaft zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn.“ Gerade über dieses

⁷⁸ Die Deutsche Vaterlandspartei wurde am 2. 9. 1917 als Reaktion auf die Friedensresolution des deutschen Reichstages gegründet. Sie trat für den Siegfrieden ein. Am 10. 12. 1918 löste sie sich wieder auf.

⁷⁹ Auslassung: 1 Seite. Über den Aufruf von Tirpitz und Kapp zur Gründung der Vaterlandspartei.

⁸⁰ Wladimir Iljitsch Uljanow gen. Lenin (1870–1924), russischer Revolutionär und Politiker.

⁸¹ Siehe Anm. 68.

Kriegsziel aber schweige die Vaterlandspartei. Selbst wenn die deutsche Wirtschaft etwa in einem Zollbund Opfer bringen müßte, die zwölf Millionen Volksgenossen in Österreich-Ungarn wären die Opfer wert. „Leider stecken wir zu tief in einem politischen Denken, das sich zu sehr um Absatzmärkte und Flottenstützpunkte, aber zu wenig um das Wohl und Wehe der uns auf Erden geschenkten deutschen Menschen sorgt.“ Die drei folgenden Aufsätze über „die belgische Neutralität“⁸², den „belgischen Staatsnationalismus“⁸³ und „Belgien als Faustpfand“⁸⁴ beschäftigten sich mit der belgischen Geschichte, dem problematischen Verhältnis zwischen Wallonen und Flamen und vor allem der problematischen belgischen Neutralität. Bemerkenswert ist wohl, daß ich's in diesen Zusammenhängen für notwendig hielt, deutlicher zu werden in der Bismarck-Kritik und in der Kritik der historischen Darstellung der Bismarckzeit.

Es ist eine ganz verkehrte Methode vieler Darstellungen unsrer auswärtigen Politik (. . .) auf Bismarck alles Licht, auf seine Nachfolger aber allen Schatten fallen zu lassen. Schon die militärischen Maßnahmen Belgiens in den achtziger Jahren, die Anlage der Maas-Befestigungen⁸⁵ richteten deutlich ihre Spitze gegen Deutschland. Hiergegen hat die damals von Bismarck geleitete deutsche Politik offenbar nichts Wirksames unternommen. Belgien war als ‚Barrière‘ gegen Frankreich geschaffen worden, und in den Festungsverträgen von 1818 und 1831⁸⁶ hatte neben England gerade Preußen selber die Bürgschaft dafür mit übernommen, daß Belgien nach Süden zu auf der Wacht blieb. Diese Verträge bestanden nach wie vor zu Recht, und Preußen-Deutschland brauchte nicht zuzulassen, daß Belgien auf einmal seine Front nach Osten nahm.⁸⁷

Zu Bismarcks Zeiten hatte auch England noch keinerlei Interesse an solchem Frontwechsel. Die heutige Reichsregierung muß sich also bei der Behandlung

⁸² Die belgische Neutralität, in: Die Grenzboten, Nr. 46 vom 14. 11. 1917, S. 188–197.

⁸³ Der belgische Staatsnationalismus, in: Die Grenzboten, Nr. 49 vom 5. 12. 1917, S. 272–279.

⁸⁴ Belgien als Faustpfand, in: Die Grenzboten, Nr. 3 vom 16. 1. 1918, S. 63–68.

⁸⁵ 1887/1888 wurden die Maas-Festungen ausgebaut.

⁸⁶ Ein geheimes Militärprotokoll vom 15. 11. 1818, unterzeichnet von England, Österreich, Preußen und Rußland, sah vor, daß im Bündnisfall, d. h. bei einem neuen militärischen Ausgreifen Frankreichs, eine Reihe von südniederländischen (ab 1831 belgischen) Festungen von den Alliierten besetzt werden sollte. In Protokollen der Londoner Konferenz von 1831 wurden die Unabhängigkeit und die Neutralität des neuen belgischen Staates festgelegt. Wegen der von Frankreich ebenfalls garantierten Neutralität kam es zu einer Modifikation in der Festungsfrage. In einem weiteren Geheimprotokoll wurde die Schleifung einiger Festungen festgelegt. Das Besatzungsrecht der Alliierten wurde zugunsten der belgischen Souveränität dahingehend geändert, daß sich der belgische König im Bedrohungsfall mit den Alliierten über die zu ergreifenden Maßnahmen beraten sollte. Vgl. Hermann von der Dunk, Der deutsche Vormärz und Belgien 1830/48, Wiesbaden 1966, S. 90–103.

⁸⁷ Der belgische Staatsnationalismus, Anm. 83, S. 275.

Belgiens vor Augen halten, daß, als es noch Zeit war, Belgien zu beeinflussen, unter den Reichskanzlern Bismarck und Caprivi⁸⁸, nichts getan worden ist, um Belgiens Mißtrauen gegen den deutschen Nachbarn zu beschwichtigen. Ich weiß aus meinen Studien über die Geschichte der „Kölnischen Zeitung“, welche Angst und Sorge vor Preußen sich seit dem Jahre 1866 in Belgien wie in Holland ausbreiteten. Da Bismarck zeitlebens eine antifranzösische Haltung erkennen ließ, hätte er schon etwas Übriges tun müssen, um Belgien zur Aufrechterhaltung seiner Neutralität zu ermutigen. Er hat aber nie etwas dergleichen für nötig gehalten. Soll also mit Belgien ein Verständigungsfrieden geschlossen werden, so sollte man immerhin berücksichtigen, daß nie etwas getan worden ist, um seine Existenzangst vor Preußen zu besänftigen. Am Ende hat ja die deutsche Heeresleitung durch den Einmarsch von 1914 das Odium des Neutralitätsbruchs tatsächlich auf sich genommen. Da Deutschland im Marnefeldzug militärisch nicht siegte, muß es, wenn jetzt Verständigungsfrieden angestrebt wird, zum Entgegenkommen gegenüber Belgien bereit sein.

Mit dem Auftreten der Vaterlandspartei wurde mir klar, daß an siegreichen Abschluß des Krieges nicht mehr zu denken war. Die Hoffnung, die noch 1916 meine Publizistik beseelt hatte, mußte aufgegeben werden. Ein Jahr war es her, daß mir im Herbst 1916 die ersten Zweifel gekommen waren. Die Vaterlandspartei bedeutete nichts anderes als die Ausrufung der Politik der Verzweiflung, die ich auf keinen Fall unterstützen wollte. In meiner Freiburger Umgebung, im Lehrerkollegium des Gymnasiums, im „Freiberger Anzeiger“⁸⁹, an den Stammtischen und in der „gebildeten“ Öffentlichkeit wurde die Vaterlandspartei tonangebend. Man wurde naiverweise zu Beiträgen aufgefordert, als ob das eine patriotische Selbstverständlichkeit wäre. Unter meinen Kollegen war gerade die Gruppe derer, die sich für liberal und tolerant hielten, sehr stark vom Alldutschen Verband beeinflusst, dem die Herren meist angehörten. Sie waren überzeugt, aus der Gerüchteküche des Hauses Claß⁹⁰ über die Kriegslage bestens informiert zu sein und belehrten mich so recht von oben herab, wenn ich einen Sieg Ludendorffs an der Westfront für fraglich hielt. Mir war deutlich, daß der Kaiser seit dem Sturz Bethmann Hollwegs nichts mehr zu sagen hatte. Der wahre Regent des Reiches war der Militärdiktator geworden, und die Vaterlandspartei war seine politische Stütze. Mir aber war klar, daß von einer preußischen Diktatur keine gute Erfüllung des „mitteleuropäischen Kriegsziels“ zu erwarten war. Briefe, die ich von der Redakti-

⁸⁸ Leo Graf von Caprivi (1831–1899), General und Politiker, 1890–1894 Reichskanzler.

⁸⁹ Die Tageszeitung „Freiberger Anzeiger und Tageblatt“ erschien von 1848 bis 1945 und war „national“ ausgerichtet.

⁹⁰ Heinrich Claß (1868–1953), 1897 Eintritt in den Alldutschen Verband, 1908–1939 Vorsitzender des Verbandes, 1917 Mitbegründer der Vaterlandspartei. Als Inhaber der „Deutschen Zeitung“ seit 1917 verbreitete er antidemokratisches und republikfeindliches Gedankengut.

on der „Grenzboten“ erhielt, zeigten, daß man dort meiner Überzeugung sehr nahestand.

[. . .]⁹¹

Ein Artikel „Vom Großblock zur Mehrheit“, der die Umwälzung zum Parlamentarismus würdigte, erschien in den „Grenzboten“ in Nr. 45 vom 8. November, gerade noch einen Tag vor dem Zusammenbruch. Er stellte fest, daß sie sich in völlig legalen Formen vollzog, aber dennoch die Bedeutung einer Revolution hätte. Die Bismarcksche Reichsverfassung ist in wesentlichen Teilen gefallen. „Ich vermag es nicht, darüber in Kassandrarufer auszubrechen. Bismarcks ungeheure, über seinen Tod fortwirkende Autorität war für die lebendigen neuen Kräfte oft auch eine Last, die sie auch dann noch niederhielt, wenn es längst angebracht gewesen wäre, dem Druck des Neuen beizeiten Ventile zu öffnen.“ Das Sozialistengesetz ächtete die Sozialdemokraten als Feinde der Monarchie, des Staates und der Gesellschaft. Auch als es aufgehoben wurde, blieben seine Nachwirkungen in Kraft. „Der deutsche Begriff von nationaler Politik und nationaler Gesinnung schloß sozialdemokratische Parteizugehörigkeit im allgemeinen völlig aus.“ Erst nach der Jahrhundertwende wurde die Aussperung, wenigstens in Süddeutschland, allmählich gemildert. In Baden und in Bayern entschlossen sich die Nationalliberalen, um das Zentrum und den Klerikalismus zu bekämpfen, zur „Großblock“-Politik mit den Sozialdemokraten. Es war ein schwerer taktischer Fehler von ihnen, daß sie sich seit der Bülowblockzeit⁹² ausmanövrieren ließen. An ihrer Stelle rückte das Zentrum ein „und aus den Großblockparteien wurden die Mehrheitsparteien“, die Träger der Friedensresolution vom Juli 1917. Zum ersten Male in der Geschichte des Reiches trat eine „Mehrheit“ des Parlaments mit einem organisierten Machtwillen hervor.

Es ist auch kein Zufall, daß unter den führenden Männern der Neuordnung, schon seit Hertlings⁹³ und Kühlmanns⁹⁴ Tagen, die Süddeutschen, besonders

⁹¹ Auslassung: 7 1/2 Seiten. Ausführungen über Buchheims Mitteleuropavorstellungen, über den preußischen Militarismus und dessen Wirkung in der neueren deutschen Geschichte, über den politischen Einfluß Ludendorffs 1917/1918 vor allem auf die Friedensfrage und über die Friedensinitiative des Königs von Sachsen.

⁹² Der „Bülowblock“ markierte einen politischen Kurswechsel unter dem Schlagwort Sammlung der „nationalen“ Kräfte in der Kanzlerschaft Bülows. Von 1907 bis 1909 bildeten die Nationalliberalen, die linksliberalen und die konservativen Parteien die absolute Mehrheit im Reichstag und stellten das Regierungslager. Bülow hatte sich vom Zentrum als der bisherigen Regierungspartei getrennt, weil sie nicht bereit gewesen war, die damalige Kolonialpolitik der Regierung mitzutragen. Neben dem Zentrum sollte die „Blockpolitik“ auch die Sozialdemokratie schwächen.

⁹³ Georg Freiherr von Hertling (1843–1919), katholischer Philosoph und Politiker, 1876 Mitbegründer der Görresgesellschaft, 1880 Professor in Bonn, 1882 in München, 1875–1890 und 1896–1912 MdR (Zentrum), 1912 bayerischer Ministerpräsident, 1917/1918 Reichskanzler.

⁹⁴ Richard von Kühlmann (1873–1948), Diplomat und Politiker, 1909–1914 Botschaftsrat in London, 1916/1917 Botschafter in Konstantinopel, 1917/1918 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes.

die Südwestdeutschen, die führende Rolle spielen, während unterm „ancien régime“ der preußische Nordosten die maßgebenden Reichsämter besetzte. Der Südwesten ist schon von alters her die Hochburg der deutschen Demokratie. Zwei Badener, Prinz Max⁹⁵ und Fehrenbach⁹⁶ stehen an der Spitze der Reichsregierung und des Reichstags; im engeren Kriegskabinetts sitzen nicht weniger als vier Württemberger: Erzberger, Gröber⁹⁷, Payer⁹⁸ und Haußmann⁹⁹, und ein Altelsässer, General Scheüch¹⁰⁰, ist sogar preußischer Kriegsminister. Mögen die Persönlichkeiten auch später wieder wechseln, der Bann ist jedenfalls gebrochen, es wird nicht wieder Gewohnheitsrecht werden, daß die deutsche Reichsregierung aus Preußen stammen muß. Man darf vielleicht hoffen, daß der Reichsgedanke noch Fortschritte macht: nicht dadurch gerade, daß die Demokratie ziemlich unitarisch gestimmt ist – kräftiges Eigenleben der größeren Bundesstaaten ist ein politisches Gut, das dem Reiche erhalten bleiben möge! –, sondern mehr dadurch, daß durch den Parlamentarismus alle deutschen Stämme gleichmäßiger Gelegenheit haben werden, führende Köpfe in die Reichsregierung zu bringen, während früher diese Stellen meist nur durch den preußischen Staatsdienst zugänglich waren.

Unmittelbar nach dieser Bekundung meiner Stellung zur neuen Oktober-Verfassung erfolgte der Zusammenbruch der Disziplin der Ersatztruppenteile in Kiel und den Nordseehäfen, in München und Berlin.¹⁰¹ In Bayern und in Preußen wurden die Monarchien von den aufständischen Arbeitern und Soldaten gestürzt. In München führte die Volkserregung wegen einer gerade fälligen Ersatzwahl zum Reichstag zur Machtergreifung durch Kurt Eisner¹⁰², den Führer der Unabhängigen Sozialdemokraten, der von den durch die Kriegswirtschaft

⁹⁵ Prinz Max von Baden (1867–1929), Oktober–November 1918 Reichskanzler.

⁹⁶ Konstantin Fehrenbach (1852–1926), Rechtsanwalt und Politiker, 1903–1918 und 1920–1926 MdR (Zentrum), 1920/21 Reichskanzler.

⁹⁷ Adolf Gröber (1854–1919), Jurist und Politiker, 1887–1918 MdR (Zentrum), 1917–1918 Vorsitzender der Zentrumsfraktion im Reichstag, 1918 unter der Regierung Prinz Max von Baden Staatssekretär ohne Ressort, 1919 Mitglied der Nationalversammlung, Vorsitzender der Zentrumsfraktion.

⁹⁸ Friedrich von Payer (1847–1931), Rechtsanwalt und Politiker, 1877–1887 und 1890–1917 MdR (Deutsche Volkspartei, seit 1910 Fortschrittliche Volkspartei), 1917/1918 Vizekanzler, 1919–1920 Mitglied der Nationalversammlung (DDP).

⁹⁹ Conrad Haußmann (1857–1922) Rechtsanwalt und Politiker, 1890–1918 MdR (Deutsche Volkspartei, seit 1910 Fortschrittliche Volkspartei), 1919–1920 Mitglied der Nationalversammlung, 1920–1922 MdR (DDP).

¹⁰⁰ Heinrich von Scheüch (1864–1946), General, 1917/1918 Chef des Kriegsamtes, Oktober–Dezember 1918 preußischer Kriegsminister.

¹⁰¹ Am 30.10.1918 verhinderten die Matrosen das Auslaufen der Flotte, das militärisch keinen Sinn mehr hatte und nur noch zu einem „ehrentvollen Untergang“ führen sollte. Am 4.11. kam es zur Meuterei in Kiel, der Matrosenaufstände in allen norddeutschen Häfen folgten.

¹⁰² Kurt Eisner (1867–1919), Publizist und Politiker, 1917 Anschluß an die USPD, beteiligte sich führend am Sturz der Monarchie in Bayern, 1918 bayerischer Ministerpräsident.

erbitterten Landwirten des Bayerischen Bauernbunds unterstützt wurde.¹⁰³ In Berlin proklamierten die Führer der Roten Gewerkschaftsopposition nach russischem Muster einen „Rat der Volksbeauftragten“, an dem die Mehrheits-Sozialdemokraten teilnehmen mußten, wenn sie ihren Einfluß auf die Arbeiter nicht verlieren wollten.¹⁰⁴ Der Kaiser war seit zwei Wochen fort aus der Stadt; er war in Spa bei der Obersten Heeresleitung, aus der seit dem 26. Oktober Ludendorff ausgeschieden und durch General Groener¹⁰⁵ ersetzt worden war. Die Heeresleitung hätte dem Umsturz zuvorkommen können, wenn sie die zwei Wochen genutzt hätte. Sie war gelähmt durch die Apathie Hindenburgs und durch das Zögern des Kaisers, rechtzeitig zugunsten seines Enkels und einer Vormundschaftsregierung abzudanken. In Dresden mußte der König dem Thron entsagen¹⁰⁶, weil ihn der Sturz der Hohenzollern unvermeidlich mitfortriß. Friedrich August war sehr populär und hatte sein Möglichstes getan, rechtzeitig einen Verständigungsfrieden herbeizuführen. Die übrigen Bundesfürsten hatten ihn im März 1918 im Stich gelassen.¹⁰⁷ Nun verloren sie im November ihre Throne alle auf einmal. Es war die Katastrophe Preußens, die jetzt ganz Deutschland miterleben mußte.

In einer Provinzstadt wie Freiberg wurde einem der Umsturz am Abend des 9. November einfach als fertige Tatsache serviert. So erlebte ich das Ereignis des Tages als einen gewissermaßen automatischen Vollzug. Ich war am 10. November, einem Sonntag, auf einmal, wie von selber, ein Untertan des örtlichen „Arbeiter- und Soldatenrats“. Er war nicht von Revolutionären, sondern gemäßigten Sozialdemokraten geführt. In ganz Sachsen war die Revolution nicht gewollt, sondern eben geschehen, weil sie überall in Deutschland geschah. Aber die ruhige Entwicklung zum Parlamentarismus war unterbro-

¹⁰³ Der Bayerische Bauernbund bildete mit den Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräten, Vertretern der SPD-Fraktion und der Liberalen Fraktion des Landtages den am 8. 11. 1918 zum erstenmal zusammentretenden provisorischen Nationalrat. Vgl. Eberhard Kolb, *Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918–1919*, Düsseldorf 1962, S. 104.

¹⁰⁴ Am 10. 11. 1918 bildeten SPD und USPD eine Revolutionsregierung, den „Rat der Volksbeauftragten“.

¹⁰⁵ Wilhelm Groener (1867–1939), General und Politiker, 1916/1917 Chef des Kriegsamtes, 1918/1919 Erster Generalquartiermeister, 1920–1923 Reichsverkehrsminister, 1928–1932 Reichswehrminister, 1931/1932 Reichsinnenminister.

¹⁰⁶ Am 9. 11. 1918 wurde der sächsische König abgesetzt. Die Regierung übernahm ein Arbeiter- und Soldatenrat.

¹⁰⁷ Nach der Darstellung von Buchheim schloß sich Friedrich August III. von Sachsen im März 1918 einer Friedensinitiative des Hamburger Senats an, in der die bedingungslose Räumung der von Deutschland besetzten französischen und belgischen Gebiete und Elsaß-Lothringens als deutsche Vorausleistung für ein Friedensangebot vorgeschlagen wurde. Neben Sachsen und Hamburg unterstützten nur die beiden Fürstentümer Reuß diesen Appell, der ohne Wirkung blieb. Buchheim beruft sich hier auf: Prinz Ernst Heinrich von Sachsen, *Mein Lebensweg vom Königsschloß zum Bauernhof*, München 1968, S. 101 ff.

chen. Der sozialrevolutionäre Umsturz, auf den Lenin in Moskau wartete, wurde zur Bedrohung, die sich jeden Tag realisieren konnte.¹⁰⁸

Da ich mich innerpolitisch seit dem Bülowblock, und besonders seiner Krise 1909, dem linken Flügel der Nationalliberalen zugerechnet hatte, stand ich beim neuen Aufmarsch der Parteien nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs vor der Wahl, mich entweder der bürgerlichen Demokratischen Partei anzuschließen oder zu der von Stresemann im Dezember 1918 neugegründeten Deutschen Volkspartei zu gehen. Der Name der Neugründung klang mir hoffnungsvoll in den Ohren, weil ich ganz allgemein einen echten Neuanfang deutscher Politik für notwendig hielt, und weil mein Verlangen nach gleichzeitig kirchlicher Erneuerung bei den Demokraten als Erben religiöser Indifferenz wahrscheinlich nicht viel Echo finden werde. Die Bildung einer neuen echten „Volkspartei“ schien mir das Gebot der Stunde zu sein. So half ich denn mit, in Freiberg ihre Ortsgruppe zu gründen. Ich übernahm in ihr die Leitung einer Jugendgruppe, die rasch an Mitgliedern zunahm, weil ich beträchtlichen Einfluß auf die Oberklassen des Freiburger Gymnasiums hatte, die den Kern der Gruppe bildeten. Ebenso diente ich der Partei als Redner in den Wählerversammlungen für die Nationalwahl am 19. Januar 1919.

[...] ¹⁰⁹

Um die Wende zum Jahre 1919 war bereits der Wahlkampf zur Nationalwahl in Deutschland im Gange. Kurz vor dem Wahltag (19. Januar) nahm ich an einer großen Versammlung der Deutschen Volkspartei in Dresden teil. Da lernte ich Friedrich Naumann als Redner kennen, weil er sich in der Debatte zum Wort meldete. Er gab sich als geborener Sachse, der er ja war, mehr als der volksparteiliche Wahlkandidat. Ich begrüßte das, denn ich hatte ja die Hoffnung, die neue Partei werde den Weg zu einer neuen bündisch-volkstümlichen Politik zu finden wissen. Das war eine Täuschung, und Naumann merkte man doch sehr deutlich seine große Enttäuschung an. Er war gesundheitlich erschöpft und überstand das schwere Friedensdiktat von Versailles nicht mehr. Er starb am 24. August 1919 im Alter von neunundfünfzig Jahren.

[...] ¹¹⁰

Meine publizistische Laufbahn bei den „Grenzboten“ ging [...] mit dem Jahre 1919 zu Ende. Vielleicht war hier wieder einmal höhere Fügung für

¹⁰⁸ Ende der in Anm. 57 genannten Einfügung.

¹⁰⁹ Auslassung: 26 Seiten. Ausführungen über die Folgen der preußischen Vormachtstellung im Deutschen Reich, über die innenpolitische Lage in Deutschland im Oktober und November 1918, über den Einfluß des Calvinismus auf die deutsche Geschichte, über die Prägung und Verbreitung des kleindeutschen Geschichtsbildes durch die deutschen Historiker, über die politischen Vorstellungen Friedrich Naumanns und über Bismarcks Bündnispolitik.

¹¹⁰ Auslassung: 8 Seiten. Ausführungen über die Rolle Preußens und Sachsens in der deutschen Geschichte und über die Verfassungsentwicklung im Deutschen Reich. Verschiedene Buchbesprechungen, Anmerkungen zu personellen Veränderungen bei den „Grenzboten“ und Bemerkungen über die polnische Frage im Ersten Weltkrieg.

mich am Werke, daß ich darauf verwiesen wurde, Lehrer am Freiburger Gymnasium zu bleiben. Mein Verhältnis zu den Schülern hatte sich gut, in manchen Fällen zu enger Verbundenheit entwickelt, und von den Kollegen wurde ich überwiegend auch geschätzt. Erst später taten sich stärkere Gegensätze auf. Die Lehrerschaft des Freiburger Gymnasiums galt im ganzen Lande als besonders „fortschrittlich“, weil sie den Rektoratswechsel von Ostern 1919 benutzte, um für sich selber eine Mitbestimmung bei der Neubesetzung des leitenden Amtes durchzusetzen. Rektor Schmidt trat in den Ruhestand, und das Kollegium verlangte vom Kultusministerium, daß der Nachfolger aus seiner eigenen Mitte entnommen werde. In der Tat wurde die Leitung der Schule zunächst wenigstens provisorisch an den Professor Schellhorn übertragen. Eins seiner ersten Amtsgeschäfte betraf meine eigne Person. Er konnte mir unterm 16. April meine endgültige ständige Anstellung an unserm Gymnasium mitteilen. Damit erlangte ich eine sichere Lebensstellung, in der ich, zumal in der neuen politischen Ordnung des „Freistaats“ Sachsen, auch die erwünschte bürgerliche Freiheit genießen konnte. Den Diensteid hatte ich einige Monate später auf die Weimarer Reichsverfassung zu leisten. Bei meiner Ernennung war ich soeben dreißig Jahre alt geworden.

Im Sommer 1919 schien es mir nun auch Zeit zu sein, an meine Verheiratung zu denken: gewiß nicht weil ich nun „ständiger wissenschaftlicher Lehrer“ war – erst später hieß das „Studienrat“ –, sondern weil es sich fügte, daß ich der Schwester meines verstorbenen Freundes Hans Böhme wieder begegnete. Wir trafen uns im Juli 1919 beim Sommerfest des Jenenser Paulus. Wir befanden uns im Billardzimmer des Paulinerhauses, und ich fühlte, wie Hannas Augen auf mich gerichtet waren. Es war nun sechs Jahre her, seit ich die damals Fünfzehnjährige im Gewühl beim Leipziger Turnfest allein gefunden und zu unserm Mittagstisch geleitet hatte. Wir hatten uns im Kriege in meiner Frankenberger Rekrutenzeit wohl zum letzten Mal gesehen, aber gegenseitig nie vergessen. Anschließend an das Paulinerfest machte ich von Arnstadt aus eine Wanderung in den Thüringer Bergen und dachte über mich nach, ob ich innerlich bereit sei, mich zu binden. Dann begann ich entschlossen von Freiberg aus einen lebhaften Briefwechsel, in dem die Würfel fielen. Im Winter machte das Gymnasium anschließend an die Weihnachtspause noch „Kohlenferien“. Dadurch fand sich die Zeit, Anfang Januar eine Einladung nach Aue anzunehmen. Der Zug blieb auf der bergigen Strecke von Chemnitz aus beinahe im Schnee stecken. So kam ich am 5. Januar 1920 mit starker Verspätung erst am dunklen Abend in Aue an. Der 6. Januar war vor fünf Jahren der Todestag meiner Mutter gewesen. Er wurde uns jetzt zum Festtag. Auf einem Winterspaziergang um die Mittagszeit verlobten wir uns. Ich habe auf baldige Heirat nicht gedrängt. Wir fanden es schön und gut, ein Jahr lang verlobt zu bleiben, trafen uns aber natürlich jetzt des öfteren. Ich stellte die Hanna meinen Schwestern in Dresden vor. In Jena trafen wir uns im Sommer 1920 auch wieder, zumal sie zahlreiche Verwandte dort hatte, die ich auch kennenlernen sollte. Am Ende wurde für das Früh-

jahr 1921 die Hochzeit auch in Jena angesetzt. Wir wurden am 9. Mai in der „Schillerkirche“ in Wenigenjena von einem Onkel Hannas getraut und schlossen vorher die standesamtliche Ehe auch in Jena. Es war eine sehr festliche „Paulinerhochzeit“ mit zahlreichen Gästen, groß gefeiert auf dem Haus der Sängerschaft und in der „Göhre“ am Markt. Es ging also alles sehr bürgerlich „standesgemäß“ zu. Wir freuten uns, daß wir noch imstande waren, das große Fest im Stile der Vorkriegszeit zu begehen. Wir wollten ja auch in unserm Leben die guten Traditionen des Bürgertums nach Kräften hochhalten und haben das im großenganzen auch durchführen können. Auch unsre Ehe ist sozusagen „kursächsisch“ geblieben.

Die Hochzeitsreise traten wir nachts ein Uhr von Jena aus an und fuhren nach Lindau. Meersburg, Singen mit dem Hohentwiel, Konstanz waren weitere Stationen. Das Schweizer Ufer des Bodensees konnten wir nicht betreten, weil das deutsche Geld bereits so entwertet war, daß wir die Schweizer Frankenwährung nicht erschwingen konnten. Zum Pfingstfest kamen wir aus Versehen nach Rottweil, weil wir in Tuttlingen in den falschen Zug eingestiegen waren. Wir hatten eigentlich nach Beuron gewollt, kamen aber in Rottweil viel besser unter, als es in dem überlaufenen Beuron möglich gewesen wäre. Die letzte Station war Tübingen. Dann mußten wir schleunigst nach Hause, weil ich sonst beim Wohnungsamt eine Wohnung, die mir über die Feiertage reserviert worden war, nicht bekommen hätte. Sie lag in der Freiburger Altstadt in einem ganz alten Hause, aber mit der Zimmerfront rückwärts mit einem prächtigen Ausblick auf Gärten, blühende Bäume und auf einen malerischen alten Stadtmauerturm. Wir haben zehn Jahre lang dort gewohnt.

Von meinen jungen Freunden im Gymnasium Albertinum wurde meine Verlobung und Heirat zuerst nicht gern gesehen, weil sie fürchteten, die Frau werde ihnen die Zuneigung des Lehrers stehlen. Manche betrachteten mich im Sinne der Jugendbewegung als ihren „Führer“. Aber die Hanna hatte ein sehr großes Geschick, sich mit den Schülern gut zu stellen. Sie spielte mit ihnen Tennis und war eine hervorragende Gastgeberin für die, die in unsre Wohnung kamen. Die Hausvaterstellung im Pfarrsöhneheim hatte ich schon Ende 1918 wieder an den eigentlich zuständigen Kollegen Dr. Reuther abgegeben, der aus dem Kriege zurückkehrte. Ein anderer Kollege hatte im Herbst 1916, als er zum Militär mußte, das Patronat über ein Schüler-Lesekränzchen mir überlassen. Diese „Wissenschaftliche Vereinigung“ war eine ganz lockere Gruppe, nicht zu vergleichen mit den Schülervereinen, die sich ganz wie studentische Korporationen gebärdeten. Sie hatten durch ihre „Alten Herren“ geradezu eine Stellung in der Freiburger „Gesellschaft“, sogar eine recht einflußreiche. Unter der Einwirkung der Jugendbewegten in der Wissenschaftlichen Vereinigung erstarkte die Tendenz, aus der losen eine festgeschlossene Gruppe zu machen, die keine Mitglieder der „reaktionären“ Vereine bei sich dulden wollte. Ich habe mich bemüht, diese Tendenz abzuschwächen. Aber praktisch wurde aus der Wissenschaftlichen Vereinigung doch ein fest begrenzter

Kreis, der nur in Einzelfällen einen aus den Vereinen aufnahm. Und nun war ich hier der anerkannte „Führer“. Die Formel vom „Hohen Meißner“ (1913) wurde maßgebend; doch habe ich die Annahme des Dogmas gegen Alkohol und Tabak verhindert. Politisch habe ich alle links- und rechtsextremen Bestrebungen ferngehalten. Ein Mulus von Ostern 1920, der der Primus seiner Klasse gewesen war, widmete mir Gustav Landauers¹¹¹ „Aufruf zum Sozialismus“.¹¹² Landauer war kein Parteisozialist, sondern sogar ein Opfer der Parteiwut. Denn er war 1919 bei der Unterdrückung der Münchener „Räterepublik“ ermordet worden. Ich aber sprach zu meinen Anhängern von dem „Individualismus“, mit dem ich nach meiner Kriegsverwundung die Rückkehr ins zivile Dasein begrüßt hatte. Er bedeutete ja doch die bessere logische Konsequenz aus der Meißnerformel.

Als ich Vorstandsmitglied in der Freiburger „Volkspartei“ wurde, übertrug man mir die Leitung der „Jugendgruppe“. Hauptsächlich um meinetwillen schlossen sich viele von unsern Schülern hier an. Es ergab sich, daß der Hauptgegner der Jugendgruppe die Jugend der antirepublikanischen „Deutschnationalen Volkspartei“ wurde. Das ganze Freiburger Bürgertum verteilte sich größtenteils auf diese beiden Parteien. Die „Deutsche Demokratische Partei“ blieb in Freiberg schwach. Die Arbeiter hielten sich zur Mehrheits-Sozialdemokratie. Die Linksradiكالen blieben noch schwächer als die Demokraten.

Vor dem Kriege hatte ich mich zum linken Flügel der Nationalliberalen gerechnet. Jetzt in der „Volkspartei“ erstrebte ich eine aufrichtige Anerkennung der Weimarer Republik, die Deutschland vor dem Absturz in das sozialrevolutionäre Chaos gerettet hatte. Die verfassungsfeindliche Haltung der Deutschnationalen lehnte ich ab, weil mir eine Rückkehr zu wilhelminisch-preußischen Gesinnungen absolut zuwider war. Im April 1919 wurde ich als Vertreter der Ortsgruppe zum volksparteiischen Parteitag in Jena¹¹³ geschickt. Ich habe darüber in den „Grenzboten“ Nr. 20 vom 14. Mai 1919 berichtet.¹¹⁴ Aus dem Artikel geht hervor, daß mir bei den Führern der Partei, Stresemann und Geheimrat Professor Kahl¹¹⁵ aus Berlin, die starke Betonung der alten nationalliberalen Linie entschieden mißfiel. Dieser Geist dürfe nicht erhalten werden,

sonst müßte die Volkspartei unrettbar in den Sumpf geraten. Denn der nationalliberale Geist hat abgewirtschaftet, so gründlich, daß er nicht wieder-

¹¹¹ Gustav Landauer (1870–1919), Philosoph, Literaturwissenschaftler, sozialistischer Politiker, 1919 Volksbeauftragter für Volksaufklärung in der Münchner Räteregierung. Nach deren Sturz im Gefängnis ermordet.

¹¹² Gustav Landauer, Aufruf zum Sozialismus. Vortrag, Berlin 1911 („Revolutionsausgabe“, 2. verm. u. verb. Aufl. Berlin 1919).

¹¹³ 1. Parteitag der Deutschen Volkspartei am 13. 4. 1919 in Jena.

¹¹⁴ Der Jenaer Parteitag der Deutschen Volkspartei, in: Die Grenzboten, Nr. 20 (1919), S. 158–162.

¹¹⁵ Wilhelm Kahl (1849–1932), Jurist und Politiker, 1895–1921 Professor in Berlin, 1919 Mitglied der Nationalversammlung, 1920–1932 Mdr (DVP). Vorsitzender aller Parteitage der DVP.

kommen kann. Wir können nicht an die abgerissenen, zerzausten Fäden von gestern anknüpfen.

Es schien mir nötig, mich mit aller Offenheit gegen Streseemann zu wenden:

Er hat auf dem Jenaer Parteitag eine wirklich glänzende Programm-Rede¹¹⁶ gehalten. Doch braucht der glänzende Redner noch kein Staatsmann zu sein, wie unter anderem Scheidemann¹¹⁷ – der damalige sozialdemokratische Reichskanzler¹¹⁸ – beweist. Staatsmännische Fähigkeiten hat Herr Streseemann erst noch kundzutun. Nur wenn er sie besitzt, hat die Volkspartei Aussicht, unter seiner Führung eine große Partei zu werden.

Streseemann hat in Jena versucht, die unmittelbare Schuld am Zusammenbruch in erster Linie der unverzeihlichen Schwäche des Prinzen Max von Baden aufzubürden. Ich glaube aber nicht, daß die Geschichte einst, wenn sie Schuldige im fürstlichen Purpur suchen sollte, gerade diesen Erben der Zähringer Krone allein verantwortlich machen wird, weil er als letzter Reichskanzler – des Kaiserreichs – an der formell verantwortlichen Stelle stand. Die Verantwortung verteilt sich auf viel zahlreichere Schultern. Auch der Nationalliberalismus hat sie mitzutragen.

Am Programm der Volkspartei fand ich besonders bezeichnend die überholte liberale Gleichgültigkeit gegenüber der Religion. Das Kulturprogramm, das in Jena vorgetragen wurde¹¹⁹, sei schön und gut:

Aber wenn man die verhältnismäßig gleichgültige Zustimmung, die diese Programmpunkte fanden, mit dem stürmischen Beifall vergleicht, der sonstigen Kraftstellen der Redner zuteil wurde, dann muß man fürchten, daß der materialistische Geist der Zeit auch in der Volkspartei noch manchmal sein Wesen treiben wird. In diesem Geiste aber wird sich die erhoffte Erneuerung Deutschlands nicht vollziehen können.

¹¹⁶ Um eine Programmrede im eigentlichen Sinn hat es sich nicht gehandelt, da das Programm der DVP erst in den folgenden Monaten ausgearbeitet wurde. Im Zentrum der Rede stand vielmehr die aktuelle politische und wirtschaftliche Lage. Vgl. Wolfgang Hartenstein, *Die Anfänge der Deutschen Volkspartei 1918–1920*, Düsseldorf 1962, S. 98 f. und S. 106.

¹¹⁷ Philipp Scheidemann (1865–1939), Buchdrucker, Schriftsteller, Redakteur, Politiker, 1903–1918 MdR (SPD), Februar–Juni 1919 Ministerpräsident, 1919–1920 Mitglied der Nationalversammlung, 1920–1933 MdR, 1920–1925 Oberbürgermeister von Kassel, 1933 Exil.

¹¹⁸ Richtig: Ministerpräsident.

¹¹⁹ Kahl gab einen Bericht über die Behandlung der kirchenpolitischen Fragen im Verfassungsausschuß, der aus Gründen der Vertraulichkeit nicht protokolliert wurde. Vgl. Bericht über den Ersten Parteitag der Deutschen Volkspartei am 13. April 1919 in den Akademischen Rosensälen in Jena, herausgegeben von der Reichsgeschäftsstelle der Deutschen Volkspartei in Berlin, Berlin 1919, S. 43. Zum Kulturprogramm vgl. Kulturpolitik der Deutschen Volkspartei. Die Stellung der Deutschen Volkspartei zur Schul- und Kirchenpolitik, dargestellt auf Grund der Verhandlungen in der Deutschen Nationalversammlung und der Preußischen Landesversammlung, Berlin 1920.

Mein Vorschlag war, die Volkspartei solle christlichsoziale Gedanken mit den liberalen verbinden. Aber das dieses in Aussicht stünde, glaubte ich nicht.

Im Heft 26 vom 25. Juni 1919¹²⁰ referierte ich auch über den sozialdemokratischen Parteitag¹²¹, der in Weimar abgehalten wurde. Hier urteilte ich von demselben Standpunkt aus. Es werde sich rächen, daß die Arbeiterschaft zu materialistischem Denken erzogen worden ist.

Nur eine religiöse Erziehung wird die Völker der Welt allmählich für eine Politik internationaler Gerechtigkeit reif machen. Die Sozialdemokratie, die das Christentum haßt und ersetzen möchte, wird dadurch gestraft werden, daß ihre internationalen Ideale durch die Klassenhaßpropaganda, durch die Erziehung zum Egoismus, die von ihr selber ausgeht, zersetzt werden. (...) Eine Zeit wird vielleicht kommen, wo die Arbeiterklasse selber die Partei zu einer nationalistischen Politik zwingen wird.

In der Tat: Was war denn der „Nationalsozialismus“ Hitlers anderes als pervertierter Klassenkampf-Sozialismus? Was war der „Faschismus“ Mussolinis¹²² anderes? Und was anderes ist aus dem Bolschewismus Rußlands geworden?

Beide Artikel, der vom 14. Mai und der vom 25. Juni, waren noch vor der Unterwerfung Deutschlands unter das Versailler Friedensinstrument geschrieben, das die innere Lage Deutschlands so arg verschärfte, daß sich sehr bald die alten Dämonien wieder erhoben und neue dazu. Bald war es so weit, daß sich der Herausgeber der „Grenzboten“ glaubte, der Politik der ostmärkischen Volksräte anschließen zu müssen, und daher die Zeitschrift verkaufte. Meiner Ablehnung des Stresemann-Kurses in der Volkspartei stimmte er noch zu. Hinter dem Hoffmannschen Artikel vom 6. August über das Schicksal des Kaisers¹²³ erschien noch im Aufsatz „Die Politik der Deutschen Volkspartei“¹²⁴ meine scharfe Kritik in einer entscheidenden Frage: gegen die Absage der Partei an die schwarzrotgoldene Fahne der Republik.

Wollen wir etwa aus bloßem Haß gegen die Revolution von 1918 jetzt das Jahr 1848 verleugnen? (...) In Entschließungen, die Männer der Deutschen Volkspartei gefaßt haben, ist gesagt oder angedeutet, daß der Übergang zur schwarzrotgoldenen Fahne eine Schande sei. Nein, es ist vielmehr eine Schande, wenn man die alten teuren Farben in parteipolitischer Verblendung derart besudeln kann! Die schwarzrotgoldene Fahne ist im Augenblick geradezu ein Geschenk Gottes, denn sie verschafft uns die Möglichkeit, die

¹²⁰ Der sozialdemokratische Parteitag, in: Die Grenzboten, Nr. 26 (1919), S. 289–294.

¹²¹ 26. Parteitag der SPD vom 10. – 14. 6. 1919 in Weimar.

¹²² Benito Mussolini (1883–1945), Lehrer, 1919 Gründer und Führer (Duce) der Fasci di combattimento (ab 1921: Partito Nazionale Fascista), 1922–1943 italienischer Ministerpräsident, 1943–1945 Staatschef der Republik von Salò (Repubblica Sociale Italiana).

¹²³ Karl Hoffmann, Das Schicksal des Kaisers, in: Die Grenzboten, Nr. 32, S. 121–127.

¹²⁴ Die Grenzboten, Nr. 32 (1919), S. 128–131.

Sozialdemokraten, die die schwarzweißrote Fahne nie anerkennen würden, für einen erneuerten nationalen Gedanken zu gewinnen.

Im Schlußabschnitt des Artikels stellte ich eine klare Alternative auf:

Die Volkspartei wird sich entscheiden müssen, ob sie nur eine Neuauflage der alten nationalliberalen Partei sein will, oder ob sie Raum haben will auch [für] Gegner der alten Partei, ob sie für alle vaterlandsliebenden Männer und Frauen ein neues politisches Obdach bauen will. Und sie wird bekennen müssen, ob sie das deutsche Vaterland auch in seiner neuen Verfassung lieben kann, und ob sie alle Volksgenossen, auch Demokraten und Sozialisten, gelten lassen will, wenn sie nur zum Gedanken unsres Volkstums halten, oder ob sie sich auf die Agitationsphrasen der „Nationalen“ alten Stils beschränken will. Schweigen auf diese Fragen wird auch eine Antwort sein.

Stresemann schwieg nicht, aber er hatte keinen Sinn für meine Vorstellungen und lehnte meinen Artikel ab. Ich will hier feststellen, daß er später gezeigt hat, daß er nicht nur ein Parteiredner, sondern auch ein Staatsmann sein konnte, aber er zeigte das erst seit dem Jahre 1923, wo er Reichskanzler und Reichsaußenminister wurde. Er hat sich als Leiter der deutschen Außenpolitik sechs Jahre lang, 1923 bis 1929, unzweifelhaft Verdienste erworben bis an seinen frühzeitigen Tod „in den Sielen“. Dennoch kann ich die Vorwürfe, die ich 1919 und 1920 gegen ihn erhob, nicht zurücknehmen, denn ich muß dabei bleiben, daß ein Staatsmann in den Anfangsjahren der Weimarer Republik eine eindeutig positive Einstellung zur neuen Verfassung hätte zeigen müssen. Ich hatte schon im Kriege immer wieder darauf hingewiesen, daß mit dem „Bismarckgeist“ kein Staat mehr zu machen und ein Erfolg Deutschlands nur dann zu erwarten sei, wenn es verstünde, einen „internationalen Gedanken“ hervorzubringen, der auch andern Völkern gefallen könnte. Daß Stresemann noch jahrelang nach dem Kriege der deutschnationalen Reaktion zu nahe blieb, das gab mir wirklich das Recht, ihn anzugreifen. Besonders sein Verhalten bis zum Kapp-Putsch war von Grund aus verfehlt.¹²⁵ Ich lege hier die Abschrift des Briefes bei, den ich im Januar 1920 an ihn persönlich schrieb:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Um die Jahreswende war ich zu einer politischen Besprechung bei Geheimrat Cleinow in Lichterfelde und bei den nunmehrigen neuen Redakteuren der „Grenzboten“ in Berlin, an denen ich seit Jahren Mitarbeiter bin. Geheimrat Cleinow erzählte mir u. a. auch, daß Sie kürzlich gegen meinen Aufsatz in Nr. 32 der „Grenzboten“ (6. August 1919) über die Politik der Deutschen Volkspartei polemisiert hätten. Er forderte mich auf, mit Ihnen persönlich in Verbindung zu treten. Ich möchte das nicht unterlassen, nachdem Sie meinen Aufsatz beachtet haben, und bitte Sie, von Folgendem Kenntnis zu nehmen.

¹²⁵ Über die Politik Stresemanns zwischen 1918 und 1920 vgl. Turner, Stresemann, S. 15–57.

Der Aufsatz ist mit voller Billigung Cleinows erschienen und hat auch bei anderen Volksparteilern Zustimmung gefunden. Unsrre Partei hat bisher im wesentlichen deutschnationale Politik gemacht. Das ist auf die Dauer ein Unding. Wir Freiburger sind froh, daß Dr. Heinze¹²⁶ Versuche, unsre Partei mit den Deutschnationalen zu verschmelzen, von der Gesamtpartei nicht unterstützt worden sind.¹²⁷ Nun darf aber auch die Taktik unsrer Partei nicht in der bisherigen Weise von der der Deutschnationalen kaum zu unterscheiden bleiben. Die Agitation im Lande in allen Kreisen, die nicht früher schon nationalliberal waren, ist ungeheuer erschwert, weil alles, was jetzt nach rechts neigt, den Deutschnationalen zuläuft, da die Volkspartei den Eindruck macht, als sei sie nichts als eine Gruppe von halbseidenen und unentschlossenen Deutschnationalen. Die Art, wie in unsern Jugendgruppen gearbeitet wird, mit Hindenburgfeiern und Hohenzollerngedichten, legt allen verständigen Jungen die Frage nahe: Warum seid ihr denn nicht deutschnational? Unter den Frauen geht es uns vielfach gerade so. Ich bin Vorstandsmitglied des hiesigen Ortsvereins der Volkspartei und habe bei der Wahlagitation von 1919 mein Teil getan. Ich sehe jetzt mit Schmerzen, wie Hunderte und vielleicht Tausende von Wählern in Stadt und Land offensichtlich von uns abgleiten, aber nicht nach links, sondern nach rechts. Statt nur gegen die Linke sollten wir uns mal gegen die Deutschnationalen unsrer Haut wehren. Ich bin Leiter der hiesigen Jugendgruppe. Aber mit den Hindenburg-Redensarten, die in andern Jugendgruppen üblich zu sein scheinen, hätte ich sie nicht zusammengebracht. Unser gefährlicher Gegner ist allein der Deutschnationale Jugendbund. Gegen den müssen wir uns einstellen.

Die Deutsche Volkspartei sollte, bevor noch der Wahlkampf beginnt, das Liebäugeln mit dem Monarchismus endgültig aufgeben. In dieser Beziehung werden uns die Deutschnationalen stets überbieten. Wir können in aller Ruhe feststellen, daß nach dem, was jetzt über Wilhelm II. bekannt geworden ist, das Kaisertum in Deutschland vorläufig kompromittiert ist. Die bundesstaatlichen Dynastien aber kann der bewußt nationale Politiker nicht zurückwünschen, nachdem sie einmal beseitigt sind. Wir wollen sehr offen sagen: Wir sind für die Republik, und zwar für die großdeutsche Republik und für die bürgerliche, zwar sozialreformerische, aber nicht sozialistische Republik. Und wir sind für eine nationale Politik, starren aber nicht wie hypnotisiert auf eine militärische Revanche, sondern denken mehr an einen Aufstieg mit wirtschaftlichen und moralischen Machtmitteln, die sich ja im Kriege als stärker erwiesen haben als die militärischen. Im übrigen verstehe ich es durchaus, wenn wir es vorziehen, als Oppositionspartei in den Wahlkampf zu gehen. Was nach der Wahl wird, kann man heute sicherlich nicht sagen. Jedenfalls ist es aber möglich, daß wir dann mit zur Regierung berufen werden. Dabei ist es wahrscheinlicher, daß das gegen die Deutschnationalen geschieht als mit ihnen. Denn an die Möglichkeit einer Mehrheit der Rechten glaube ich nicht.

¹²⁶ Rudolf Heinze (1865–1928), Jurist und Politiker, 1907–1912 MdR (Nationalliberale Partei), Juni–November 1918 sächsischer Justizminister, Oktober–November 1918 Vorsitzender des sächsischen Gesamtministeriums, 1920–1923 Reichsjustizminister.

¹²⁷ Vgl. Hartenstein, Anfänge der Deutschen Volkspartei, S. 131–135.

Wie es anderwärts steht, kann ich nicht übersehen. Wir in unsrer Gegend sind jedenfalls in Gefahr, bei der bisherigen Taktik viel Boden an die Deutschnationalen zu verlieren. In unsern eigenen Mitgliederkreisen beklage ich insbesondere die Interesselosigkeit der Industriellen gegenüber den politischen Notwendigkeiten. Sie beschäftigen sich nur mit den Fragen des Betriebsrätegesetzes¹²⁸ und ähnlichem. Die eigentlich politischen Fragen sind in ihren Augen akademisch; für sie haben sie keine Zeit.

Sprechen Sie doch persönlich, sehr geehrter Herr Doktor, wenn es Ihre Zeit irgend erlaubt, bald mal in Freiberg. Vielleicht könnte dadurch unsrer Partei viel Boden gerettet werden, zumal wenn Sie sich entschließen könnten, dabei die Grenzen nach rechts einmal deutlich abzustecken. Wir waren 1919 die stärkste bürgerliche Partei in Freiberg. Wir haben hier also etwas zu verlieren.

Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich

Ihr ganz ergebener
K. B.

Es ist möglich, daß mein Brief vom 18. Januar 1920 dazu beitrug, daß sich Stresemann einige Wochen später persönlich in Freiberg sehen ließ. Die Industriellen in der Volkspartei veranstalteten ihm zu Ehren ein Festessen, zu dem ich als Vorstandsmitglied in der Partei mit eingeladen wurde. Freunde meiner Auffassungen, die ich im Vorstand hatte, sorgten dafür, daß ich bei der Tafel ihm gegenüber zu sitzen kam. So konnte ich – es war am 14. Februar – im Gespräch mit ihm das Wort führen. Ich erklärte ihm vor vielen Ohren, daß ich die Ablehnung der Weimarer Verfassung durch die Volkspartei¹²⁹ bedauerte und die Anerkennung der Republik verlangen mußte. Die deutschnationale Rechte sei keine gute Verbündete für die Volkspartei und habe keine Aussicht, jemals die parlamentarische Mehrheit zu erlangen. Er erwiderte: „Sie begehen den Fehler, daß Sie die gegenwärtigen Zustände für viel zu stabil halten. Vielleicht kommt eine Diktatur, und dann wird das Volk sagen: Herr ist, wer uns Ruhe schafft.“

Am 13. März kam der Kapp-Putsch.¹³⁰ Es ist kaum anders möglich, als daß Stresemann vier Wochen vorher davon gewußt hat. Er erließ eine Kundgebung, die sehr zweideutig auf Tolerierung des Hochverrats hinauskam¹³¹, wäh-

¹²⁸ Zum Betriebsrätegesetz vom 4. 2. 1920 vgl. Heinrich August Winkler, *Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924*, Berlin, Bonn 1984, S. 283–294.

¹²⁹ Zu den Gründen der DVP, bei der namentlichen Abstimmung am 31. 7. 1919 die Annahme der Verfassung abzulehnen, vgl. Turner, Stresemann, S. 49–52.

¹³⁰ Umsturzversuch rechtsradikaler Kreise unter dem ostpreußischen Generallandschaftsdirektor Wolfgang von Kapp und General von Lüttwitz, dem „Vater der Freikorps“, der infolge der abwartenden Haltung der Beamtenschaft und des von den Gewerkschaften ausgerufenen Generalstreiks am 17. 3. 1920 scheiterte. Vgl. Johannes Erger, *Der Kapp-Lüttwitz-Putsch. Ein Beitrag zur deutschen Innenpolitik 1919/20*, Düsseldorf 1967.

¹³¹ Zur Haltung Stresemanns und der Deutschen Volkspartei vgl. Turner, Stresemann, S. 57–73; Hartenstein, *Anfänge der Deutschen Volkspartei*, S. 149–193. Der Aufruf der Deutschen Volkspartei vom 13. 3. 1920 ist gedruckt in Schulthess' *Europäischer Geschichtskalender 1920*, Teil 1, S. 51/52. Zur Bewertung vgl. Hartenstein, ebd., S. 156–159.

rend sich Dr. Heinze in Dresden, der an sich weiter rechts stand als Stresemann, auf die Seite der verfassungsmäßigen Reichsregierung stellte. Ich war über den Parteiführer so verstimmt, daß ich bald darauf mein Freiburger Vorstandsamt niederlegte. Nach dem Putsch war mir klar, daß Stresemann den Sturz der Republik erwartet und erhofft hatte.

Anfang April schrieb ein Parteifreund aus Pommern, Dr. Sievers¹³² in Stolp, mit Bezug auf meine „Grenzboten“-Aufsätze an mich, drückte mir seine Sympathie aus und fragte, was angesichts des verkehrten Kurses der Partei zu machen sei. Ich antwortete ihm unterm 13. April, daß Stresemann für die verfehlte Politik verantwortlich sei:

Ein Politiker, der die Zeit versteht, mußte wissen, daß die politisch-gewerkschaftliche Organisation der Arbeiterschaft heute stärker ist als [die] des Offizierskorps, das sich mit seinen Anhängseln im Junkertum und im Beamtentum heute noch als Organisation der alten Herrschicht des monarchischen Staates fühlte und die Reichswehr zu beherrschen glaubte. Politiker, die weiter rechts stehen als Stresemann wie unser ehemaliger sächsischer Minister Heinze und der rheinische Schwerindustrielle Vögler¹³³, haben sich am 13. März wesentlich klüger verhalten. (...) Stresemann glaubt in wahrhafter Borniertheit, durch deutschnationale Politik – nur etwas leiser tretend – profitieren zu können und jedenfalls die Partei hinter sich zu haben. An diesem Führer krankt die ganze Volkspartei. Er ist es, der das Regiment der „gehobenen Parteisekretäre“, der Nichts-als-Parteimänner (...) stützt. Dieser Führer müßte weg, aber dazu ist keine Aussicht. In den Kreisen der sächsischen Industrie, deren Syndikus Stresemann früher war, genießt er abgöttische Verehrung. Die „Industrie“ macht, d. h. finanziert bei uns die ganze Partei. Die Industriellen wollen nur mit einigem Anstand ihr Interesse vertreten haben. Politische Gesichtspunkte liegen ihnen nicht, hochpolitische Führung verlangen sie nicht. Mache ich ihnen hochpolitische Ausführungen, so hörten sie den „Theoretiker“ freundlich und etwas ungeduldig an, um dann baldmöglichst ihre „praktischen“ Forderungen vorzubringen. Diese Leute werden es nie verstehen, weshalb sie Stresemann für einen unfähigen Führer halten sollen. Er weiß ja so schön ihre Forderungen zu vertreten. Eine wahrhaftige „Volkspartei“ zu bilden, daran haben unsre Bürger, die weiter nichts erschnen als den ruhigen Geschäftsgang der wilhelminischen Zeit, kein Interesse. Darum kann Stresemann leider nicht beseitigt werden. Heinze wäre ein viel weiterblickender Führer. Aber er würde die Partei zu den Deutschnationalen führen. Ein Führer zu dem, was wir ersehnen, ist nicht da.

¹³² Georg Sievers (geb. 1870), ab 1900 Syndikus der Industrie- und Handelskammer für den Regierungsbezirk Köslin zu Stolp in Pommern, Stadtverordneter in Stolp.

¹³³ Albert Vögler (1877–1945), deutscher Großindustrieller, 1906–1912 Direktor der Union AG für Eisen- und Stahlindustrie in Dortmund, 1915–1926 Generaldirektor der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten AG, 1920–1924 MdR (DVP), 1926–1935 Vorstandsvorsitzender der Vereinigten Stahlwerke AG (Düsseldorf), im Dritten Reich Präsident des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Wissenschaft und Forschung, Mitglied mehrerer Vorstandsgremien der Stahlindustrie.

Ich teilte Sievers noch mit, daß ich in Konsequenz dieser Einsichten mein Freiburger Vorstandsamt bereits niedergelegt hätte.

Was not täte, haben Sie ausgezeichnet umschrieben: nationalpolitische Fortbildung des 9. November in einer wahrhaften Volkspartei. Man müßte versuchen, in den evangelischen Landesteilen eine „Christliche Volkspartei“ in Gang zu bringen, mit finanzieller und organisatorischer Anlehnung an das Zentrum. Denn neben dem Sozialismus ist das Zentrum heute die einzige parteipolitische Großmacht.

Sievers muß mir im wesentlichen zustimmend geantwortet haben, denn ich schrieb ihm am 5. Mai noch einmal. Stresemanns staatsmännischer Fehler sei es gewesen, daß er bis zum Kapp-Putsch die Demokratie und die deutsche Republik nicht ernst genommen habe. Dann wurden unsre Beziehungen gegenstandslos, weil ich ihm mitteilen mußte, daß ich meine über vier Jahre betriebene publizistische Arbeit nicht mehr fortsetzen könnte, weil die „Grenzboten“ nach dem Abgang Cleinows für mich nicht mehr brauchbar waren.

[...]¹³⁴

Als 1923 die Franzosen ins Ruhrgebiet einmarschiert waren und die Anhänger Ludendorffs in Bayern einen „Marsch nach Berlin“ vorbereiteten, wurden die Führer der Kommunistischen Partei Deutschlands nach Moskau gerufen und wochenlang für einen Aufstand in Mitteldeutschland geschult.¹³⁵ Die Leitung wurde einem Revolutionskomitee (Revko) unter dem Kommando russischer Offiziere übertragen. Die Beauftragten des Komitees bereisten Deutschland, um Waffen bereitzustellen. Man hoffte, aus der Anhängerschaft 50 bis 60000 Mann rote Truppen rekrutieren zu können. Sobald die Münchner Nationalisten ihren Vormarsch antreten würden, sollten sie zwischen Mitteldeutschland und dem Ruhrgebiet eingekreist und erdrückt werden. Am 10. Oktober traten die Kommunisten in die sozialdemokratische Dresdner Landesregierung des Ministerpräsidenten Dr. Zeigner¹³⁶ ein; am 16. ebenso in die Landesregierung von Weimar. Aber ehe etwas unternommen werden konnte, griff die Energie des Reichspräsidenten Ebert¹³⁷ ein, der am 21. Oktober der Reichswehr den Befehl gab, in Sachsen einzurücken.¹³⁸ Kurze Zeit darauf

¹³⁴ Auslassung: 15 Seiten. Kritik an der politischen Haltung Stresemanns, Austritt aus der DVP, Ausführungen über die politisch-historischen Anschauungen ausgewählter deutscher und österreichischer Historiker.

¹³⁵ Vgl. Ossip K. Flechtheim, Die KPD in der Weimarer Republik, Hamburg 1986, S. 144.

¹³⁶ Erich Zeigner (1886–1949), 1919 Eintritt in die SPD, 1921–1923 sächsischer Justizminister, März–Oktober 1923 sächsischer Ministerpräsident, nach 1933 verfolgt, 1946 Mitglied der SED, 1945–1949 Oberbürgermeister von Leipzig.

¹³⁷ Friedrich Ebert (1871–1925), 1889 Eintritt in die SPD, 1913–1919 Vorsitzender der SPD, 1912–1918 MdR, 1918/1919 Vorsitzender des Rates der Volksbeauftragten, 1919–1925 Reichspräsident.

¹³⁸ Vgl. Heinrich August Winkler, Weimar 1918–1933. Die Geschichte der ersten deutschen Demokratie, München 1993, S. 224–228.

ging sie auch gegen Thüringen vor.¹³⁹ Die revolutionären Landesregierungen traten zurück, ohne Widerstand zu leisten. Ich habe 1945 Dr. Zeigner, der damals Oberbürgermeister von Leipzig wurde, gut kennengelernt. Er war kein fanatischer Klassenkämpfer, sondern eher auf seine Weise ein Idealist und sozialer Utopist, übrigens ein guter Verwaltungsbeamter. Bürgerkrieg zu führen, hätte nicht in seiner Art gelegen; und so war er für die Russen gewiß eine Enttäuschung. Der sowjetische Revolutionsplan war damit durchkreuzt, gleichzeitig aber auch die Pläne der Nationalisten in Bayern. Der Hitlerputsch am Abend des 8. November im Münchner Bürgerbräukeller war von Anfang an ein kopfloses und völlig aussichtsloses Unternehmen.¹⁴⁰

Vereinzelt, jedenfalls gerade in Freiberg, ging das Eingreifen der Reichswehr nicht ganz ohne Zwischenfälle ab. Es wurde in den Straßen der Stadt geschossen, und auf dem Postplatz vor dem Erbschen Tor, wo das Bismarckdenkmal stand, gab es einige Tote oder Verwundete. Es war an einem Samstagnachmittag, an dem ich mit meiner Frau das schöne Herbstwetter zu einem Spaziergang in den Fürstenbusch benutzt hatte. Als wir in die Stadt zurückkamen, hörten wir von Vorübergehenden wilde Gerüchte, die Hanna sehr besorgt um unsern kleinen Sohn machten, der unserm Kindermädchen anvertraut worden war. Wir fanden ihn glücklicherweise wohlbehalten zu Hause. Hans war am 11. Januar 1922 zur Welt gekommen¹⁴¹, also am „Freiberger Blutsonnabend“¹⁴² noch keine zwei Jahre alt.

Sorgenvolle Tage waren es schon im Oktober 1923. Die Reichsmark war durch die verantwortungslose Inflation ins Bodenlose gefallen. Wir konnten mit dem völlig entwerteten Geld fast nichts mehr kaufen. Einmal war ich, als ich vormittags gerade zwei Zwischenstunden im Gymnasium hatte, mit dem Rade in ein entferntes Dorf hinausgefahren, um Kartoffeln einzuschleppen, weil Hanna nichts zum Kochen hatte und schier verzweifelt war. Wir spürten, daß Deutschland völlig zugrunde gerichtet war. Es dauerte wochenlang, bis uns die endlich neu geschaffene Währung rettete.¹⁴³ Im November bekam ich die ersten zwei vollgültigen „Rentenmark“ als Honorar für einen Vortrag in Chemnitz. Erst später erhielt ich wieder eine Gehaltsrate, von der wir leben konnten.

Politisch hatte ich einige Monate nach dem Ausscheiden aus der Deutschen Volkspartei eindeutig für die Weimarer Reichsverfassung Stellung genommen durch Beitritt zur Deutschen Zentrumsparlei. Das war kein Ausdruck katholi-

¹³⁹ Vgl. ebd., S. 236.

¹⁴⁰ Vgl. Harold J. Gordon jr., Hitlerputsch 1923. Machtkampf in Bayern 1923–1924, Frankfurt/M. 1971; Ernst Deuerlein (Hrsg.), Der Hitler-Putsch. Bayerische Dokumente zum 8./9. November 1923, Stuttgart 1962.

¹⁴¹ Hans Buchheim, 1951–1966 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte, 1966 Professor für Politik und Zeitgeschichte an der Universität Mainz.

¹⁴² Am 27.10.1923 gab es bei Auseinandersetzungen zwischen Reichswehr und Demonstranten in Freiberg 23 Tote und 31 Verletzte unter der Zivilbevölkerung und 4 verwundete Soldaten.

¹⁴³ Am 15.11.1923 wurde durch die Ausgabe der Rentenmark die Inflation beendet.

scher Neigungen, sondern nur meiner Unbefangenheit gegenüber der katholischen Kirche. Ich hatte ja schon in der Volkspartei eine Ausrichtung nach dem Muster des Zentrums angestrebt, wie es gelegentlich auch Dr. Heinze angedeutet hatte. Gegen die Stresemann-Führung hatte ich protestiert. Mir war natürlich klar, daß dies in Sachsen Einflußlosigkeit für mich bedeutete, weil das Zentrum hier nur ganz schwach vertreten war. Aber ich wollte seinen Kurs in der Reichspolitik unterstützen. Gerade als wir im Mai 1921 unsere Hochzeitsreise antraten, wurde Joseph Wirth¹⁴⁴ Chef der Reichsregierung¹⁴⁵ als Kanzler der „Erfüllungspolitik“ gegenüber den Westmächten, die ich für die einzig mögliche hielt. Im August 1921 fiel Erzberger als Opfer dieser Erfüllungspolitik durch Mörderhand.¹⁴⁶ „Der Feind stand rechts“, wie Wirth zutreffend erklärte.¹⁴⁷ Also mußte man, wenn man nicht Sozialdemokrat werden wollte, für das Zentrum sein. Die „Rapallopolitik“, die Wirth im nächsten Jahre zuließ, hatte gleichwohl meine Sympathien nicht, weil ich, mit dem Reichspräsidenten Ebert übereinstimmend, jede Anlehnung an die Sowjetunion für gefährlich hielt. Im Juni 1922 wurde der Außenminister Rathenau¹⁴⁸, der den Rapallovertrag¹⁴⁹ abgeschlossen hatte, ermordet.¹⁵⁰ Aber die Regierung Wirth verbürgte weiterhin, daß das Zentrum gegen die „nationale Opposition“ bei der Stange blieb. Schon nach der Ermordung Erzbergers waren die Rechtsstehenden unter Martin Spahn¹⁵¹ ausgeschieden und bei den Deutschnationalen gelandet.¹⁵²

¹⁴⁴ Joseph Wirth (1879–1956), Lehrer und Politiker, 1914–1918 MdR, 1919–1920 Mitglied der Nationalversammlung, 1920–1933 MdR (Zentrum) 1919/1920 Reichsfinanzminister, 1920/1921 Reichsaußenminister, 1921/1922 Reichskanzler, 1929 Reichsminister für die besetzten Gebiete, 1930–1931 Reichsinnenminister.

¹⁴⁵ 1. Kabinett Wirth: 10.5. 1921–26.10. 1921.

¹⁴⁶ 26.8. 1921.

¹⁴⁷ Die Formulierung Wirths in seiner Rede vor dem Reichstag am 25.6. 1922 anlässlich des Rathenau-Mordes lautete: „Da [. . .] steht der Feind, und darüber ist kein Zweifel, dieser Feind steht rechts.“ (Verhandlungen des Reichstages. Stenographische Protokolle, Bd. 356, S. 8058).

¹⁴⁸ Walther Rathenau (1867–1922), Industrieller und Politiker, 1892–1899 Direktor der Elektrochemischen Werke Bitterfeld, ab 1899 Vorstandsmitglied der AEG, ab 1915 Aufsichtsratsvorsitzender, 1902–1907 Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft, 1921 Wiederaufbauminister im ersten Kabinett Wirth, Februar-Juni 1922 Reichsaußenminister.

¹⁴⁹ Im Rapallovertrag vom 16. 4. 1922 verzichteten Deutschland und die Sowjetunion gegenseitig auf die Erstattung der zivilen und militärischen Kriegsschäden und regelten ihre Wirtschaftsbeziehungen auf der Grundlage der Meistbegünstigungsklausel. Zu Problematik und Forschungslage vgl. Theodor Schieder, Die Entstehungsgeschichte des Rapallo-Vertrags, in: HZ 204 (1967), S. 545–609; Hermann Graml, Die Rapallo-Politik im Urteil der westdeutschen Forschung, in: VfZ 18 (1970), S. 366–391.

¹⁵⁰ Am 24.6. 1922 wurde Rathenau von zwei Offizieren einer rechtsextremen Organisation erschossen.

¹⁵¹ Martin Spahn (1875–1945), 1901 Professor in Straßburg, 1920 in Köln, 1910–1912 MdR (Zentrum), 1924–1945 MdR (DNVP/NSDAP).

¹⁵² Vgl. Rudolf Morsey, Die Deutsche Zentrumsparterie 1917–1923, Düsseldorf 1966, S. 404.

Das neue Unglück Deutschlands begann mit der kurzsichtigen Wendung der Sozialdemokraten, Wirth im Stich zu lassen und damit zum Rücktritt zu zwingen (November 1922).¹⁵³ Es folgte die aussichtslose Politik des „Ruhrwiderstands“ unter der Regierung Cuno.¹⁵⁴ Sie führte, wie ich von vornherein befürchtet hatte, zu dem totalen Zusammenbruch vom Herbst 1923.¹⁵⁵

Für mich ergab sich während der Zeit Wirths die vielversprechende Aussicht auf eine fruchtbare historisch-wissenschaftliche Tätigkeit durch einen Ruf aus Köln. Man hatte im Verlag der „Kölnischen Zeitung“ meine Publizistik in den „Grenzboten“ beachtet, und es ergab sich, daß man dort einen Historiker brauchte, weil man eine Darstellung der Geschichte dieses seit vielen Jahrzehnten führenden rheinischen Blattes brauchte. Der Verlag hatte damit den Redakteur Ernst von der Nahmer¹⁵⁶ beauftragt, den ich 1911 in Köln selbst kennengelernt hatte. Nahmer war aber nur wenig über die Anfangszeit des Blattes hinausgekommen, als er 1920 [sic!] starb. Was er geschrieben hatte, reichte nur bis 1831. Der Verlag gab es als Ersten Band heraus¹⁵⁷ und zog mich als Nahmers Nachfolger in Betracht. So erreichte mich ein Brief des Kommerzienrats Alfred Neven DuMont¹⁵⁸, der mir den Eintritt in die Kölner Redaktion anbot, mit dem Auftrag, die Zeitungsgeschichte fortzuführen. Der Brief kam 1921, als ich seit zwei Jahren beamteter Studienrat in Freiburg und seit einigen Monaten verheiratet war.

Wir benutzten eine Sommerreise ins Rheinland zu mündlichen Verhandlungen in Köln. Ich hatte eine lange Unterredung mit dem Verleger, und Hanna wartete mit einigem Bangen das Ergebnis in einem Café ab. Ich stand wieder einmal vor der Existenzfrage, ob ich in Sachsen bleiben sollte. Es schien mir wenig rätlich, jetzt noch den Beruf zu wechseln und mich in ein anderes Land zu verpflanzen. Ich hatte das 1916 nicht getan, als ich nach Schwaben hätte gehen können, und wollte es auch jetzt vermeiden. So bot ich dem Kommerzienrat an, die historische Arbeit neben meinem Schulberufe zu übernehmen. Das historische Material, das mir in Köln zugänglich gemacht wurde, könnte we-

¹⁵³ 2. Kabinett Wirth: 26.10.1921–22.11.1922. Die SPD lehnte eine Große Koalition mit der DVP ab und zwang Wirth dadurch zum Rücktritt. Vgl. Rudolf Morsey, Zentrums-partei, S. 484–490; Akten der Reichskanzlei. Weimarer Republik, hrsg. von Karl Dietrich Erdmann und Hans Booms. Die Kabinette Wirth I und II, Bd. 2, bearb. von Ingrid Schulze-Bidlingmaier, Boppard/Rh. 1973, hier S. 1168–1170.

¹⁵⁴ Kabinett Cuno: 22.11.1922–13.8.1923. Wilhelm Cuno (1876–1933), Verwaltungs- und Wirtschaftsfachmann, Politiker, 1907–1917 Beamter im Reichsschatzamt, 1918–1922, 1926–1930 Generaldirektor der Hamburg-Amerika-Linie (Hapag), 1930–1933 Generaldirektor des Norddeutschen Lloyd.

¹⁵⁵ Vgl. hierzu Hagen Schulze, Weimar. Deutschland 1917–1933, Berlin 1982, S. 257–271.

¹⁵⁶ Ernst von der Nahmer (1862–1919), langjähriger Vertreter der „Kölnischen Zeitung“ in Konstantinopel.

¹⁵⁷ Ernst von der Nahmer, Beiträge zur Geschichte der Kölnischen Zeitung, ihrer Besitzer und Mitarbeiter. Teil 1: Marcus DuMont 1802–1831, Köln 1920.

¹⁵⁸ Alfred Neven DuMont (1868–1940), Zeitungsverleger und Buchdruckereibesitzer.

nigstens größtenteils auch in Freiberg bearbeitet werden. Zeitlich begrenzte Tätigkeit im Verlagsarchiv und in andern Archiven könnten genügen; dazu brauchte ich nicht Redakteur in Köln zu werden. Der Kommerzienrat stimmte zu; er kam auf diese Weise billiger zu seinem Ziel, denn er brauchte mir so nur ein Nebeneinkommen zu garantieren und kein Redakteurgehalt zu bezahlen.

Ich brachte auch von Freiberg aus einen stattlichen Band der Zeitungsgeschichte bis 1850 zustande.¹⁵⁹ Ein Jahr lang war ich einmal vom größten Teil meines Schuldienstes auf Kosten des Verlags befreit. Im Jahre 1930 konnte ich das Manuskript vorlegen. Ich habe dann die Zeitungsgeschichte noch bis 1867 weiter erforscht, in der Hitlerzeit größtenteils freiwillig und ohne Bezahlung, weil der Verlag unser Vertragsverhältnis nicht fortsetzen konnte. Die „Kölnische Zeitung“ selbst wurde ja am Ende von den Nazis unterdrückt.¹⁶⁰ Ich habe die historische Arbeit fortgesetzt, weil ich immer mehr zu der Erkenntnis kam, daß ich nicht bloß an einer Zeitungsgeschichte, sondern einer politischen Geschichte Deutschlands schrieb, so wie sie sich in einer großen Zeitung spiegelt. Ein so bedeutendes Blatt wie die „Kölnische Zeitung“ in der vormärzlichen und nachmärzlichen Zeit und der Zeit der Vorbereitung der Reichsgründung Bismarcks gleicht einem Archiv der öffentlichen Meinung, dem keine geringere Bedeutung zukommt als einem Staatsarchiv. Ich kam mehr und mehr dazu, eine politische Geschichte Deutschlands aus neuen Quellen zu schöpfen, weil noch niemand vor mir eine große Tageszeitung so genau durchforscht hat wie ich die „Kölnische Zeitung“. Meine Zeitungsgeschichte bis 1850 hat der Geschichtsforschung ihre Dienste geleistet. Die ausführliche Darstellung bis 1867 hat noch nicht gedruckt werden können. Aber das Manuskript zweier Bände liegt in Köln vor.¹⁶¹

Die „Kölnische Zeitung“ stand schon seit dem Vormärz dem nationalen Liberalismus nahe, also den Kräften, die das Bismarckreich geschaffen haben. Sie ist in der nationalsozialistischen Endphase mit dem Reich zusammen zugrunde gerichtet worden. Der Verlag hat nach 1945 davon abgesehen, sie wieder zum Leben zu erwecken. Wenn ihre Geschichte in mir einen Darsteller gefunden hat, der während seines Lebens gegen die Reichsgeschichte immer kritischer geworden ist, so wird das der Wahrheit der geschichtlichen Erkenntnis nur zugute kommen. Für mich selbst aber habe ich als Gewinn zu verzeichnen, daß ich nicht kritisiere, ohne die historischen Tatbestände genau zu kennen. Ich bin nicht zum Kritiker des nationalen Liberalismus geworden, ohne

¹⁵⁹ Die Geschichte der Kölnischen Zeitung, Bd. 2, Köln 1930.

¹⁶⁰ Die Zeitung wurde wegen ihres hohen Ansehens im Ausland nicht verboten, mußte sich aber in ihrer politischen Berichterstattung der allgemeinen Gleichschaltung unterwerfen. Personelle Einwirkungsversuche des Propagandaministeriums konnten jedoch abgewiesen werden. Vgl. Georg Potschka: Kölnische Zeitung (1802–1945), in: Heinz-Dietrich Fischer, Deutsche Zeitungen des 17. bis 20. Jahrhunderts, Pullach bei München 1972, S. 145–158, hier S. 157.

¹⁶¹ Die Geschichte der Kölnischen Zeitung, Bd. 3 und 4, Köln 1976 bzw. 1979.

ihn und seine ganze Geschichte genau zu untersuchen und auch seine Stärken und sein historisches Gewicht zu kennen. Nicht bloß wenn ich anerkenne, sondern auch wenn ich kritisiere, rede ich über deutsche Geschichte als über einen Gegenstand, mit dem ich mich ein Halbjahrhundert lang intensiv beschäftigt habe. Die Erforschung der Zeitungsgeschichte gehört auch zu den wesentlichen Inhalten meiner Lebensgeschichte. Dadurch, daß ich nicht Redakteur in Köln wurde, bin ich als Historiker der „Kölnischen Zeitung“ unabhängiger geblieben, als wenn ich meine Existenz selber mit der Zeitung verbunden hätte. So darf ich glauben, daß ich wohl richtig gehandelt habe, als ich 1921 mein Freiburger Lehramt behielt.

Um die Wende zum Jahre 1924 war die Krise der Weimarer Republik vorerst überstanden. Es begann eine ruhigere Zeit größerer Sicherheit, die sich freilich später als trügerisch erwies. Ein halb Dutzend Jahre lang ungefähr konnte man glauben, an neue Ufer gelangt zu sein, nachdem man 1914 die alten hatte verlassen müssen. Die neue Geldwährung gestattete uns zum ersten Male seit zehn Jahren eine Auslandsreise. Wir wählten „Ostern in Rom“. Das Hotel „Elefant“ in Brixen war unsre erste Station, von der aus wir auch Bozen besuchten. Die nächste war das Hotel „Accademia“ in Verona, wo wir uns zwei Tage aufhielten. Von hier aus fuhren wir direkt nach Rom, wo uns P. Hofmann¹⁶², der Rektor des Collegium Germanicum¹⁶³, persönlich ein Zimmer im Hotel „Massimo d’Azeglio“, nicht weit vom Bahnhof Termini, bestellt hatte. Wir wollten nämlich meinen ehemaligen Schüler Hans Thiele¹⁶⁴ mit besuchen, der Alumne¹⁶⁵ im Germanicum geworden war. Er durfte nicht mit uns ausgehen, weil das gegen „die Konstitutionen“ der Germaniker verstieß; aber wir durften im Hause mit ihm unbeschränkt zusammen sein. Den Gründonnerstags-Gottesdienst erlebten wir in San Anselmo auf dem Aventin, den Karfreitag in Gesù, die Osterfeier in Sankt Peter. Wir besuchten noch viele Sehenswürdigkeiten, antike und christliche, natürlich vor allem das Forum Romanum und den Palatin, die sieben Hauptkirchen und einige kleinere, die Vatikanischen Sammlungen. Den stärksten Eindruck hatten wir von den Callistus-Katakomben, wo uns die Geschichte der heiligen Caecilia erzählt wurde. Wir erreichten die Katakomben von Sankt Paul vor den Mauern auf dem alten Siebenkirchenweg nach Sankt Sebastian, der damals noch durch die freie Campagna führte. In einer kleinen Osteria unterwegs kehrten wir ein. Das ist heute versunkene Schönheit, weil sich inzwischen die Großstadt weit in die Campagna hinein ausgedehnt hat. So groß und schön fand ich den Eindruck von Rom bei späteren Besuchen nie wieder. Der Abschied fiel uns nicht

¹⁶² Michael Hofmann (gest. 1946), 1919–1925 Rektor des Collegium Germanicum und Hungaricum in Rom.

¹⁶³ Deutsches Priesterseminar in Rom, gegründet 1552.

¹⁶⁴ Hans Thiele (geb. 1901), 1922 Abitur am Albertinum in Freiberg, 1922–1924 im Collegium Germanicum.

¹⁶⁵ Schüler eines Schülerwohnheims.

leicht. Doch verlebten wir auf dem Heimweg noch zwei Tage in Florenz und Fiesole.

Hanna ist später nicht wieder nach Rom gekommen. Für mich selbst kann ich diese Reise als den harmonischen Schlußakkord der ersten Hälfte meines Lebens betrachten. Mit einigen ruhigen Jahren pädagogischer und wissenschaftlicher Tätigkeit ging es hinüber in die zweite Hauptperiode meines Lebens, die wieder Stürme genug bringen sollte.

IV. Im Kampf um den rechten Glauben: Arbeit in der Hochkirchlichen Bewegung (1920/1924–1932)

Als ich in meinem Lebenslaufe über die Schwelle zum Jahre 1924 trat, hatte ich wohl das Recht, mich, wie man in Bayern sagt, als „gestandenen Mann“ zu fühlen. Zeit und Umwelt legten es ja nahe, an einer „Epoche“ zu stehen. Die schwere Krise der Weimarer Republik schien mit der Durchführung der Währungsreform vom total entwerteten alten Gelde zur neuen stabilen „Rentenmark“ überstanden zu sein. Der Krieg, die schwere Verwundung, die Revolution lagen hinter mir. Den ererbten Hausbesitz in Dresden hatte ich meiner Schwester überlassen; mein eigenes Erbteil war durch die Inflation vernichtet. Aber ich war zu eigenem Hausstand und sicherer Berufsstellung gelangt. Ich konnte wieder Ersparnisse machen. Ich gehörte zum Lehrkörper eines alten hochangesehenen Gymnasiums und besaß aus Köln den Auftrag zu bestimmter eigener wissenschaftlicher Tätigkeit. Aus politischer Publizistik hatte ich mich zurückziehen müssen, aber ich hatte mich darin erprobt und würde sie bei günstiger Gelegenheit vielleicht wieder aufnehmen können. Als Aufgabe hatte ich klar erkannt, für die Position des Christentums im öffentlichen Leben und auch als Erzieher einzutreten. Ich stand kurz vor meinem fünfunddreißigsten Geburtstag, also in einem Alter, in dem sogar Christus selbst einst sein geschichtliches Werk ergriffen hatte. Ich meinte noch nicht das Christentum der römischen Kirche, aber keinesfalls das einer bloß regionalen Landeskirche, sondern das der ehrwürdigen, eindeutig „katholischen“ altkirchlichen Bekenntnisse, das nach meiner Überzeugung das Christentum Christi selbst war. Darum war ich vor drei Jahren in die „Hochkirchliche Vereinigung“¹ eingetreten und gerade jetzt, Ende 1923, ein anerkannter Mitsprecher in ihr geworden. Dagegen hatte meine Mitgliedschaft in der Zentrumspartei keine weltanschauliche Bedeutung. Ich war zu ihr nur übergetreten, weil Stresemanns Deutsche Volkspartei in keiner Weise meine politische Heimat bleiben konnte. Die Hochkirchliche Vereinigung, ein Geschöpf der deutschen Krisenjahre, mußte mir damals als die für meine Ziele richtige Position erscheinen.

Sicher wäre im Deutschen Reiche das Vierhundertjahr-Gedächtnis der Lutherschen Reformation am 31. Oktober 1917 mit großem Getöse gefeiert worden, wenn der Tag nicht ins vierte Jahr des Weltkriegs gefallen und die Lage Deutschlands schon recht ernst gewesen wäre. Den Zeitgenossen war wenig

¹ Zu den Anfängen der Hochkirchlichen Bewegung vgl. Oskar J. Mehl, Das erste Jahrzehnt der Hochkirchlichen Bewegung. Vortrag, gehalten auf dem 40. Hochkirchentag, am 15. April 1958, in: Albrecht Volkmann (Bearb.), Vierzig Jahre Hochkirchliche Bewegung in Deutschland und in Nachbarländern, S. 1–17.

nach Feiern zumute. Ein Zeichen solcher Zeit war die grundsätzlich kritische Stimme des evangelisch-lutherischen Pastors Hansen² in Kropp bei Schleswig, der „zum Reformationsjubiläum“ bei Sophus Carstens in Altona eine Flugschrift erscheinen ließ, betitelt: „Stimuli et clavi i. e. Theses adversus huius temporis errores et abusus“³; zu deutsch: „Spieße und Nägel d. h. Streitsätze gegen die Irrnisse und Wirrnisse unsrer Zeit“ – ein Gegenstück zu Luthers berühmten Ablaßthesen. Es waren wieder, genau wie beim Reformator, 95 Sätze, schulgerecht lateinisch und deutsch geformt. Sie konnten manchen Zeitgenossen in Schrecken setzen. Der zweite Satz lautete auf deutsch: „Der Protestantismus hat keinen Grund, Jubiläen zu feiern, wohl aber in Sack und Asche Buße zu tun.“ Als vierter folgte: „Die Reformation kann mit Fug und Recht eine Deformation genannt werden, weil ihre gutgemeinten Bestrebungen größtenteils mißraten sind.“ Der achte Satz betonte: „Es gehört zum Wesentlichen der Kirche Christi, daß sie katholisch ist; ist sie das nicht, so hat sie keinen Anspruch darauf, als wahre Kirche zu gelten.“ Darum stellte der vierzehnte Satz fest: „Soll der Protestantismus wieder Einfluß gewinnen auf das öffentliche Leben der Völker, so muß er sich wieder darauf besinnen, daß er katholisch ist.“ Die rechte Norm für jede Kirche kann nichts anderes sein als die lebendige Überlieferung in ihrer Gesamtheit, von der die Heilige Schrift zwar der wichtigste Teil, aber doch nicht alles ist (These 28). „Man darf sich deshalb nicht scheuen, wieder von der einen heiligen katholischen Kirche zu sprechen.“ (These 37). Hansen wagte es, auf einen negativen Einfluß des Calvinismus auf das deutsche Luthertum hinzuweisen (46) und den kirchenauflösenden Charakter des Pietismus zu kennzeichnen (48). Er sagte, man soll den Priesterzölibat zwar nicht erzwingen, aber auch nicht verwerfen, sondern ihn empfehlen (71); Beichte und Priesterweihe möge man wieder als Sakramente anerkennen (85) und aufhören, einseitig die Predigt zu überschätzen (86). Zum Abschluß meinte die letzte These (95): „Daher sollen alle vor allen Dingen danach streben, daß sie mit der Wiederherstellung der Eintracht wenigstens einen guten Anfang machen, ehe der Herr in Herrlichkeit kommt.“

Zur Auswirkung kamen diese Thesen ein knappes Jahr später, als sich der deutsche Zusammenbruch im Kriege abzeichnete. Die wirkende Kraft war aber leider nicht der echte Wille zu Eintracht, sondern die Angst und Sorge einiger preußischer Pastoren vor den Folgen der politischen Katastrophe für ihre Landeskirche. Der Schleswiger Pfarrer Hansen war ein bewußter Vertreter der Kirche Augsburgischer Konfession, wie es sie aus kursächsischer Tradition auch in meiner Heimat noch gab. Aber zu Begründern einer „Hochkirchlichen Vereinigung“ fühlten sich gerade preußische Pastoren berufen, deren Landeskirche am allerwenigsten katholische Tradition bewahrt hatte, die am allermeisten von calvinistischem Hofchristentum und deutschnationalem Protestantismus durchsetzt war. Wenn die preußische Monarchie zugrunde ging,

² Heinrich Hansen (1861–1940), lutherischer Theologe.

³ Abgedruckt in: Volkmann, Vierzig Jahre Hochkirchliche Bewegung, S. 116–127.

war der Landeskirche der „Altpreußischen Union“⁴ am meisten der Boden entzogen. „Unter dem Druck dieser Atmosphäre versammelten sich am 9. Oktober 1918 im Evangelischen Vereinshaus Berlin, Wilhelmstraße, sechs Männer zur Konstituierung einer Hochkirchlichen Vereinigung.“⁵ Pfarrer Mosel⁶ aus Hetzdorf in der Uckermark legte die Hansenschen Thesen vor. Er „warf sie uns vor die Füße“, so drückte sich der Verfasser des Entwurfs einer Werbebroschüre ein paar Jahre später aus.⁷ Er fährt fort:

Riesengroß war die Sorge um unsre liebe evangelische Kirche, letzten Endes um das Reich Gottes, eine Sorge, die in unsern Herzen hellen Widerhall fand, und in emsigster Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend gelang es uns, aus dem großen Komplex der neuen Gedanken die wichtigsten herauszuschälen, die Schlingpflanzen zurückzubiegen und den hochkirchlichen Kern freizulegen.

Der Verfasser, Pfarrer Bettac⁸ aus Saarmund bei Potsdam, der zum Vorsitzenden gewählt wurde, „glaubte, bei der Arbeit unmittelbar Gottes Geist und Gottes Nähe gespürt zu haben“. Er fühlte sich von einem „Kraftgefühl“ durchströmt: „Und so sehen wir in unsern hochkirchlichen Bestrebungen nicht unser Menschenfundlein, sondern unsres großen Gottes Weg und Willen.“ Aus dieser hymnischen Schilderung spürt man sofort, worum es zum mindesten Bettac ging: um die Rettung der preußischen Landeskirche, nicht um „katholische“ Ziele.

Damit aber kam die Hochkirchliche Vereinigung mit einem Geburtsfehler zur Welt. Indem sie sich eine preußische Führung gab, entsprach sie auch nicht der inneren Meinung der Hansenschen Thesen. Schleswig-Holstein war zwar eine preußische Provinz; aber die echten Schleswiger waren doch eigentlich nur Mußpreußen, ähnlich wie die bewußten Niedersachsen oder Kurhessen. Hochkirchliches Luthertum hatte es im 19. Jahrhundert schon oder noch gegeben, aber vornehmlich doch nicht gerade in Preußen. Als bewußter Kur-sachse stand ich dem schleswigschen Pastor näher als die Geistlichen aus der Mark Brandenburg. Als ich Anfang 1919, also nicht lange nach der hochkirchlichen Gründung in Berlin, in den „Grenzboten“ über „Kirchlichen Patriotis-

⁴ Im Bereich des preußischen Staates (Staatsgebiet von vor 1866) 1817 erfolgter Zusammenschluß von Lutheranern und Reformierten.

⁵ Was will die Hochkirchliche Vereinigung? Entwurf einer Werbebroschüre, dem dritten deutschen Hochkirchentag eingereicht von Ulrich Bettac. Als Manuskript gedruckt 1921.

⁶ Heinrich Mosel (geb. 1888), 1916–1929 Pfarrer in Hetzdorf, 1929–1931 in Rohrberg, 1931 Berufung zum Superintendenten des Kirchenkreises Osterburg (Altmark), 1918–1922 Schriftleiter der „Hochkirche“ und Schriftführer der Hochkirchlichen Vereinigung, 1924–1927 Erster Vorsitzender der Hochkirchlichen Vereinigung.

⁷ Vgl. Anm. 5.

⁸ Ulrich Bettac (1879–1959), 1908–1912 Pfarrer in Bargischow bei Anklam, 1912–1922 in Vorland bei Grimmen, 1922–1929 in Saarmund, 1929–1950 in Beetz (Osthavellkreis), 1950 Versetzung in den Ruhestand, 1918–1924 Erster Vorsitzender der Hochkirchlichen Vereinigung.

mus“ schrieb⁹, hatte ich das Gefühl, daß die heimische Landeskirche von Sachsen doch nicht ganz so preußisch-protestantisch war wie die „unierte“ Kirche, die sich das Haus Hohenzollern auf den Leib geschnitten hatte. Die aller-schlechtesten Voraussetzungen für eine „Hochkirche“ waren doch sicher in der eminentesten „Staatskirche“ gegeben, die von der „evangelisch-unierten“ Art in Preußen dargestellt wurde.

[. . .]¹⁰

Ich erfuhr überhaupt von der Existenz der Hochkirchlichen Vereinigung erst im Herbst 1920, nach meinem Eintritt in die Zentrumspartei. Als ich deren Blatt, die „Sächsische Volkszeitung“¹¹, zu lesen begann, stieß ich auf den Artikel eines Geistlichen über Albani¹² Konversion. Im November 1920 meldete ich mich beim Geschäftsführer der Hochkirchlichen Vereinigung, Pfarrer Freise¹³ in Heckelberg (Oberbarnim), als Mitglied an und bat ihn gleichzeitig um Übersendung einer Broschüre „Du bist Petrus“¹⁴ von Albani. Da ich sie bei Freise nicht bekommen konnte, erbat ich sie mir von Albani selbst und erfuhr von ihm, daß er zwar noch Mitglied der Hochkirchlichen Vereinigung sei, aber sein Amt als zweiter Vorsitzender bereits niedergelegt habe. Persönlich begegnet bin ich ihm erst noch später in Berlin, als er mit den Hochkirchlern nichts mehr zu tun hatte.

In der kleinen und einflußlosen sächsischen Zentrumspartei wurde ich als seltener Vogel lebhaft begrüßt und umgehend auf die Kandidatenliste zur gerade fälligen sächsischen Landtagswahl¹⁵ gesetzt. Natürlich war das völlig aussichtslos und bedeutete für mich nur den Zwang, meine neue Parteirichtung sofort in der breiten Öffentlichkeit bekanntzumachen. Ich hätte es aber für Feigheit gehalten, diese persönliche Preisgabe abzulehnen. Mein „Vorteil“ war nur, daß ich auch in Zukunft in der „Sächsischen Volkszeitung“ einige Leitartikel schreiben konnte. Erwähnen will ich nur den einen vom 29. Januar 1921, „Die schwarzrotgoldene Fahne“, weil er mir Gelegenheit bot, meinen Parteiwechsel öffentlich zu begründen. „Uns im Zentrum“, so schrieb ich,

ist heute die schwarzrotgoldene Fahne das Symbol, daß das neue Reich nicht wieder Millionen seiner Bürger zurücksetzen wird, wie es das Kaiserreich mit Katholiken und Sozialisten, Welfen und Elsässern getan hat. Uns ist das Schwarzrotgold Symbol, daß wir nicht mehr in jenem Großpreußen leben, wo die preußische Bürokratie der einzige Weg zu den hohen Reichsämtern war.

⁹ Kirchlicher Patriotismus, in: Die Grenzboten, Nr. 5/6 vom 4. 2. 1919, S. 78–81.

¹⁰ Auslassung: 3 1/2 Seiten. Ausführungen über die politisch-religiöse Ausrichtung von Kollegen und über den Protestantismus als die Konfession des Nationalliberalismus.

¹¹ Erschienen von 1902–1941 in Dresden als Organ der Zentrumspartei.

¹² Johannes Albani (1876–1952), protestantischer Theologe, 1920 konvertiert.

¹³ Josef Ulrich Freise (geb. 1878), 1910 Pfarrer in Schermeisel, Kreis Sternberg, 1915 in Heckelberg, Kreis Eberswalde, 1926 an Golgatha, Berlin-Stadt II.

¹⁴ Johannes Albani, Du bist Petrus! Zur Begründung der hochkirchlichen Vereinigung, Siegen 1919.

¹⁵ Am 14. 11. 1920.

Ich wiederholte also das, was ich schon in den „Grenzboten“ gesagt hatte. Ich sollte aber bald in der Hochkirchlichen Vereinigung erfahren, daß wir doch noch in Großpreußen lebten.

Zunächst sah es hoffnungsvoller aus. Ich erhielt einen vom Schriftleiter der Zeitschrift „Die Hochkirche“¹⁶, Pfarrer Mosel, verfaßten Brief vom 31. Januar 1921 mit folgendem Wortlaut:

Aus einem Artikel des Abgeordneten Generalsekretär Heßlein¹⁷ in der „Christlichen Politik“¹⁸ ersehe ich zu meiner Freude, daß auch Sie zu den evangelischen Anhängern der Zentrumspartei gehören. Nun soll am 10. März dieses Jahres in Berlin in kleinem Kreise eine Versammlung evangelischer Zentrumsfreunde aus dem Reich stattfinden, in der über die Frage „Evangelische und Zentrum“ eingehend gesprochen und über die Organisation der evangelischen Zentrumsfreunde Beschluß gefaßt werden soll. Zu dieser Versammlung lade ich Sie hierdurch herzlich ein und würde mich sehr freuen, wenn Sie dazu kommen könnten. Reisebeihilfe wird gewährt. Vielleicht könnten Sie mir auch noch Adressen von andern evangelischen Zentrums-Anhängern mitteilen, damit ich auch diese zu der Zusammenkunft einladen könnte?

Ihren freundlichen Bescheid erwartend bin ich mit christlichem Gruß
Ihr ergebenster Mosel.

Ich sagte natürlich meine Teilnahme zu, erhielt aber unterm 4. März 1921 eine Postkarte, auf der mich Mosel verständigte, daß die Versammlung auf die Zeit nach Ostern verschoben werden mußte. In einer Nachschrift forderte er mich jedoch von neuem auf, andere evangelische Gesinnungsfreunde zu sammeln.

Ehe ich etwas weiteres erfuhr, schrieb mir der Chemnitzer Kantor Hermann E. Koch, eine am 5. und 6. April tagende Arbeitsgemeinschaft habe beschlossen, am 10. August eine aus Vesper¹⁹ und Completorium²⁰ bestehende Veranstaltung in Chemnitz stattfinden zu lassen, der am 11. August noch eine Eucharistiefeier in der dortigen St. Johanniskirche folgen solle.²¹ Eine Gruppe „Freistaat Sachsen“ wolle den hochkirchlichen Gedanken im engeren Vaterlande weiter verbreiten und dabei alte Traditionen der lutherischen Landeskirche wieder zu Leben erwecken. Wie diese kursächsischen Blätter zeigen, war mir wohl bewußt, daß unsre Landeskirche ursprünglich keineswegs „prote-

¹⁶ „Die Hochkirche. Monatsschrift der hochkirchlichen Vereinigung.“ Erschienen 1918–1933.

¹⁷ Paul Heßlein (1886–1953), 1920 MdL Sachsen (Zentrum), später Generalsekretär des Zentrums in Sachsen, 1938 nach England emigriert, 1939 nach Chile, 1952 Rückkehr in die Bundesrepublik.

¹⁸ „Christliche Politik. Wochenschrift für deutsche Kultur und nationale Staatsauffassung.“ Hrsg. von Alfons Steiger, erschienen 1920–1921.

¹⁹ Die Vesper ist ein Abendgottesdienst im Rahmen des Stundengebets.

²⁰ Das Komplet oder Completorium ist die letzte Gebetszeit des Stundengebets, das Abend- und Schlußgebet.

²¹ Vgl. Mehl, Das erste Jahrzehnt, S. 3.

stantisch“ gewesen war, sondern lange Zeit katholische Gottesdienstformen bewahrt hatte. Hätte die Kirchenregierung in Dresden auch nur einen Funken ökumenischen Geistes besessen, so hätte sie diesen Chemnitzer Versuch, die Landeskirche Sachsens zu ihren echten Überlieferungen zurückzuführen, begünstigen können. Aber sie dachte gar nicht daran. Kantor Koch schlug in seinem Briefe noch weiter vor, die sächsischen Hochkirchler zu einer Arbeitsgemeinschaft zusammenzufassen, wie in Großberlin schon eine bestünde. Diese Konferenz könne in Chemnitz, Leipzig oder Dresden stattfinden. Sie kam auch wirklich zustande und konstituierte sich am 5. Juli im Auguste-Schmidt-Haus auf der Dresdner Straße in Leipzig.

Ebenso ging am 11. August das geplante Hochamt in Chemnitz wirklich über die Bühne. Ein landeskirchlicher Pfarrer Erich Sinz²² aus Hohendorf bei Pegau, ein Freund Albanis, stellte sich als Liturg zur Verfügung, es in echten Meßgewändern zu zelebrieren. Eine zahlreiche Versammlung von Interessierten und Neugierigen füllte die Johanniskirche ganz schön aus; ein geeigneter Altar war in einer sächsischen Kirche sowieso vorhanden. Die Kirchenregierung hätte den Vorgang wohlwollend beobachten, sie hätte ihn benutzen können, das Amt des Landesbischofs, das eingerichtet werden sollte, mit einer echten Bischofsweihe auszustatten, die der schwedische Erzbischof von Uppsala, Söderblom²³, der selbst Leipziger Theologieprofessor gewesen war, gern gespendet hätte. Das wäre eine kursächsische Tat für Deutschland gewesen, die nicht unmöglich war. Das „Kirchenvolk“, das in der Johanneskirche immerhin zur Stelle war, hätte sich nicht unbedingt ablehnend verhalten. Die Veranstaltung wurde am Vorabend ausgiebig diskutiert und nicht von allen Seiten abgelehnt. Wohl kam dann die Messe selbst vielen Außenstehenden zu „katholisch“ vor, aber eine von Dresden her nur ein wenig geförderte Propaganda hätte viele Bedenken zerstreuen können. Aber die preußisch-protestantische Überfremdung in den Bildungsschichten war zu groß. Preußische Vorstandsmitglieder der Hochkirchlichen Vereinigung, die nach Chemnitz gekommen waren, waren selbst zu überfremdet. Pfarrer Mosel, auf den ich Hoffnungen gesetzt hatte, fehlte. Ich hörte gerüchtweise, er habe die Schriftleitung der „Hochkirche“ niedergelegt. Das ließ wenig Gutes ahnen. Meine eigenen Eindrücke von der Lage sind am besten aus einem Briefe zu ersehen, den ich am 31. August an Mosel richtete:

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Dieser Brief sollte eigentlich unmittelbar nach der Chemnitzer Tagung der Hochkirchlichen Vereinigung geschrieben werden. Andere Arbeiten haben ihn bis jetzt verzögert. Ich habe sehr bedauert, daß ich Sie in Chemnitz nicht traf. Ich hätte sie gern einmal persönlich kennengelernt und gesprochen. Ob Ihr Fehlen auch innere persönliche Gründe hatte, weiß ich nicht, bin aber fast

²² Erich Sinz (1885–1964), 1908–1910 Predigerkollegium in Leipzig, 1910–1911 Subdiakonsvikar in Leipzig, 1911–1955 Pfarrer in Hohendorf.

²³ Lars Olof Jonathan (Nathan) Söderblom (1866–1931), evangelischer Theologe und Religionshistoriker, 1914 Erzbischof von Uppsala, 1930 Friedensnobelpreis.

geneigt, es anzunehmen, weil ich zu meinem Bedauern von Ihrem Rücktritt von der Schriftleitung der „Hochkirche“ hörte, und auch mir selbst angeraten wurde, in meiner Zugehörigkeit zur Zentrumpartei darauf Bedacht zu nehmen, daß ich nicht etwa die Hochkirchliche Vereinigung kompromittierte. Glücklicherweise werde ich diese Gefahr wohl kaum laufen, da mich wissenschaftliche Arbeiten jetzt ohnedies von öffentlicher Parteitätigkeit abhalten.

Ich habe bei der Chemnitzer Tagung offene Worte nur im engsten Kreise gesprochen und gehört. Bei den offiziellen Debatten führten in der Hauptsache Nicht-Hochkirchler das Wort, und man war ihnen gegenüber vielleicht mit Recht sehr vorsichtig. Der Trennungsstrich gegen Rom wurde möglichst scharf gezogen, und P. Bettac betonte, daß Luthers Geist uns beseele und die Sorge um Luthers Kirche unser Leitgedanke sei. Er hat damit gewiß manches Mißtrauen eingeschläfert und die Hörer veranlaßt, mit etwas mehr Wohlwollen die Sache der Hochkirche zu prüfen. Ob das wundervolle Hochamt in der Johanniskirche nicht nachher doch wieder den Eindruck hervorgerufen hat, daß wir doch wesentlich „katholischer“ sind, als es vorher klang, weiß ich nicht.

Möglicherweise bedeutet die Chemnitzer Tagung einen taktischen Erfolg in Sachsen. Aber es wäre wohl zu prüfen, ob derartige Erfolge nicht vorzeitig sind, da die grundsätzliche Geschlossenheit der Hochkirchlichen Vereinigung meines Erachtens noch nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Selbstverständlich ist das Heil der Kirche unser oberstes Ideal. Aber welcher Kirche? Das der Una Sancta oder das der Landeskirchen, in die wir hineingeboren sind? Wenn wir heiligen Ernst machen wollen mit dem Bekenntnis zur Una Sancta, dann müssen wir uns grundsätzlich klar werden, wie wir zur Landeskirche stehen. Ich glaube nicht, daß die Hochkirchliche Vereinigung hier eindeutig bestimmt ist. Wenn wir die maßgebenden Kreise der Landeskirchen durch kluge Taktik gewinnen wollen, dann ist das nur aussichtsvoll, wenn wir annehmen, daß die Landeskirchen mit uns Ernst machen wollen mit dem Glauben an die Eine heilige katholische Kirche. Darüber dürften in der Hochkirchlichen Vereinigung verschiedene Ansichten bestehen. Ich für meinen Teil glaube, daß die Landeskirchen nur sich selbst wollen, aber nicht die katholische Einheit der Christenheit. Jetzt schweben sie in Angst vor dem Sozialismus, vor der kirchlichen Indifferenz, am allermeisten aber doch nach wie vor vor Rom. Man hofft heimlich auf die politische Reaktion, auf die Wiederkehr der Staatskrücken. Wo aber im Volke religiöses Interesse lebendig besteht, da ist es vom Subjektivismus – sei es in pietistischer oder liberaler Form – oder vom Nationalismus bestimmt (deutsches evangelisches Christentum). Unter solchen Verhältnissen kann uns keine noch so kluge Taktik etwas helfen, weil der protestantisch erzogene Teil unsres Volkes das katholische Ideal noch gar nicht kennt und anerkennt. Aufgabe der Hochkirchlichen Vereinigung ist vielmehr, dieses in seiner Reinheit herauszuarbeiten und es literarisch und propagandistisch zu vertreten, vor allem auch in den an den Landeskirchen nicht interessierten Kreisen. Die Landeskirchen mögen vorläufig sehen, wie sie über die große Krise hinwegkommen. Wir werden ihnen gewiß nicht feindlich sein, solange sie uns nicht ächten. Wie steht es aber damit?

Wir müssen also zunächst einmal aller Welt klar heraus sagen, daß wir weder Landeskirchler noch Lutheraner sind. Die Landeskirchen und Luthers

Lehre müssen gemessen und gerichtet werden an der Autorität und Tradition der Gesamtkirche, soweit diese deutlich auszumachen sind. Das ist eine Formel, die P. Freise im Privatgespräch gebilligt, ja sogar als sehr glücklich bezeichnet hat.

Was nun unsre Praxis gegenüber Rom anlangt, so bin ich der Meinung, daß die Hochkirchliche Vereinigung jede Tendenz gegen Rom ablehnen sollte. Wir brauchen jedenfalls Anschluß an ökumenische kirchliche Mächte. Sie sind einer der besten Kenner dieser Verhältnisse, und ich bitte Sie deshalb um eine offene Auskunft, wie Sie die Aussichten beurteilen. Wir könnten Anlehnung an Rom suchen. Damit würden wir direkt für die Überbrückung der verhängnisvollen Spaltung unsres Volkes arbeiten. Wir würden im besten Sinne national wirken. Aber man wird uns unter Protestanten wohl nicht verstehen wollen. Ich glaube, der Haß gegen England wiegt immer noch minder schwer als der Haß gegen Rom. Wie beurteilen Sie die Aussichten einer wirklichen Vereinigung etwa der anglikanischen mit der schwedischen Kirche? Das heißt die Entstehung einer evangelisch-katholischen Kirche? Können wir wirklich von dieser Seite auf eine feste Stütze hoffen? Einer von beiden Wegen muß klar beschritten werden. Entweder muß man die Katholizität im Bunde mit Rom erkämpfen – geht das ohne zu konvertieren? – oder im Bunde mit England und Schweden. Vor den Nationalisten dürfen wir uns freilich nicht fürchten. Jesus selber war der Feind der Nationalisten seines Volkes. Um eine Klärung in diesen Fragen kommt die Hochkirchliche Vereinigung nicht herum.

Das Bedürfnis nach Klarheit und Aussprache mit Ihnen, sehr geehrter Herr Pfarrer, das in Chemnitz nicht befriedigt wurde, veranlaßt mich zu diesem Brief. Soviel ich weiß, sind Sie Mitbegründer der Hochkirchlichen Vereinigung. Als Schriftleiter der „Hochkirche“ waren Sie bisher in hervorragendem Maße bestimmend für den Geist unsrer Vereinigung. Ich bitte Sie um eine rückhaltlose Auskunft, ob nach Ihrer Meinung eine kluge Taktik in Rücksicht auf landeskirchliche Interessen und nationalistische Vorurteile wirklich Aussicht auf Erfolg bietet. Das Deutschtum, die Landeskirche und Luther in Ehren! Aber im Glauben bekenne ich der Menschheit Heil und mein Ideal in der heiligen katholischen Kirche des Dritten Artikels. Muß man wirklich nach Rom oder ins protestantische Ausland gehen, um dieses Glaubens zu leben? Ich habe kein Vorurteil gegen Rom, aber ich weiß genug von der Geschichte, daß Rom seine Größe mit starker Einschränkung der Fülle des christlichen Geistes, mit der Umdeutung des christlichen Gehorsams in eine fast militaristische Subordination erkaufte hat. Die Hochkirchliche Vereinigung sollte zunächst einmal nur eine Stätte der Sammlung der Geister sein, die auf dem Boden des deutschen Protestantismus mit Ernst katholisch sein wollen. Sie sollte eine Hochschule katholischer Gesinnung, ein Ausgangspunkt für die Anknüpfung von Beziehungen zu allen wahrhaft katholisch Denkenden in der ganzen Christenheit sein. Ob wir eine Kirchenregierung für die bischöfliche Verfassung gewinnen, ob wir kirchenpolitischen Einfluß kriegen, das sind spätere Sorgen.

Ich habe auf diesen Brief von Mosel keine Antwort bekommen, und das war natürlich eine unmißverständliche Antwort. Er hat sich zwei Jahre später in einem Brief vom 28. November 1923 mit einer Urlaubsreise und einer Erkan-

kung bei mir entschuldigt für sein Verstummen, dessen wahrer Grund nur seine Verlegenheit gewesen sein kann, in der er zu präzisen Auskünften eben unfähig war. Er deutete interne Schwierigkeiten an, die er mit Pfarrer Bettac gehabt habe. Dessen Tätigkeit an der Spitze der Hochkirchlichen Vereinigung komme auf eine Verflachung der Bestrebungen hinaus; mit ihm habe er nicht mehr zusammenarbeiten können. Das hatte er mir gegenüber offenbar nicht zugeben wollen. Man muß hierzu bedenken, daß im Herbst 1923 in Deutschland wieder eine andere politische Situation bestand als 1921. Mein Brief an Mosel wurde wenige Tage nach der Ermordung Erzbergers am 26. August 1921 geschrieben, und wenige Tage nach meinem Briefe ging der geistige Führer der rechtsstehenden Katholiken, Martin Spahn, vom Zentrum zu den Deutschnationalen über. Im Herbst 1921 war also die preußische Reaktion im Aufwind; aber nach dem Scheitern des Ruhrwiderstands und der völligen Vernichtung des Geldwertes im Herbst 1923 war sie wieder kleinlaut. Wahrscheinlich besaß 1921 ein brandenburgischer Dorfpfarrer weder den Wunsch noch die Möglichkeit, sich dem Einfluß der Reaktion zu entziehen. Hochkirche und Preußentum waren unvereinbar. Mosel schrieb mir 1923, er habe die republikanische Politik des Zentrums unter Erzberger und Joseph Wirth nicht weiter vertreten können. Er schickte mir ein Werbeflugblatt für eine neu zu gründende reichlich obskure „Christliche Volkspartei“²⁴ mit, von der ich natürlich gar nichts erwarten konnte. Trotz seines Unterschieds von Bettac konnte ich mir von Mosels hochkirchlichem Impuls auch nichts mehr versprechen.

Dafür erlebte ich, daß sich in der sächsischen Landeskirche eher eine gesinnungsverwandte Seele finden konnte. Im September 1921 begann mein lebenslanger Briefwechsel mit Erich Sinz, dem Chemnitzer Liturgen. An ihn schickte ich eine Denkschrift gegen den Bettacschen Entwurf „Was will die Hochkirchliche Vereinigung?“, der den Mitgliedern damals vorgelegt wurde. Ich beanstandete darin zwei Punkte: ein ganz einseitiges Bekenntnis zu Luthers Reformation, das geradezu auf das Gegenteil dessen hinauslief, was die Hansenschen Thesen verlangt hatten, und eine Verleugnung sogar des Namens, unter dem man aufgetreten war. Bettac gab sich bereit, die ganze Firma „Hochkirchlich“ preiszugeben, weil sie in deutschnationalen Kreisen als „englisch“ verstanden wurde. Ich gebe die Denkschrift nach dem Konzept, das mir noch vorliegt, im Wortlaut wieder:

I

Der Entwurf betont das Luthertum der Hochkirchlichen Vereinigung zu stark. Die Hochkirchliche Vereinigung ist grundsätzlich katholisch (nicht römisch). Sie kann mit Luther nur so weit gehen, als er auch katholisch ist.

²⁴ Die Gründung der Christlichen Volkspartei Deutschlands war seit 1919 geplant, wurde aber nie verwirklicht. Heinrich Mosel war als einer der Geschäftsführer vorgesehen. Vgl. Kurt Nowak, *Evangelische Kirche und Weimarer Republik. Zum politischen Weg des deutschen Protestantismus zwischen 1918 und 1932*, S. 145, Anm. 3.

Wenn der Verfasser sagt (S.5): „Unser Luther fand den hellen Edelstein des Evangeliums von der Gnade unsres Gottes, er grub ihn heraus aus Schutt und Schmutz und mußte notwendigerweise die alte Fassung zerschlagen“, so kann man das anerkennen. Aber wenn es heißt: Luther, nicht Rom, so steht auf unserm Schild! (S.6), und „Es bleibt für uns Hochkirchler bei Gottes Wort und Luthers Lehre“ (S.7), so ist das entschieden zuviel gesagt. Es mag ja sehr populär sein, in deutschen evangelischen Kreisen mit dem Namen Luthers zu werben, aber es wäre doch sehr gefährlich und kaum den Tatsachen entsprechend, wollten wir die Hochkirchliche Vereinigung lutherisch abstempeln.

Die Hochkirchliche Vereinigung erstrebt einen Ausbau der Kirchen der Reformation hinsichtlich ihrer Verfassung und ihres Kultus. Damit wird zugegeben, und wird auch von P. Bettac zugestanden, daß wir das Werk Luthers in beiden Richtungen für sehr unvollkommen halten. Natürlich werden wir ihn darum nicht schmähen. Aber es kommt noch hinzu, daß die Hochkirchliche Vereinigung den Ausbau des Kultus und der Verfassung nach einer ganz bestimmten Richtung hin erstrebt. Sie geht aus auf eine Restauration. Sie will die episkopale Verfassung der alten ungeteilten Kirche und die eucharistische Feier der altchristlichen oder altkatholischen Zeit wiederherstellen. Sicher ist das nicht gegen Luther, aber ebenso sicher ist doch auch sein Name für solche Bestrebungen nicht bezeichnend. Uns kommt es vielmehr zu, uns vor der Verwechslung des „katholischen“ Geistes mit dem „römischen“ nicht zu fürchten. Wer soll denn das Prinzip der Katholizität in Deutschland zu Ehren bringen, wenn nicht wir? Darum wollen wir uns auf alle die großen Geister der Kirchengeschichte berufen, denen die Katholizität, die *ecclesia una*, oberstes Prinzip gewesen ist; auch auf Luther, soweit das für ihn zutrifft, aber nicht auf Luther speziell.

Und wie wir in unsern Verfassungs- und Kultusidealen weit über Luther hinausgehen, so können wir uns auch in der Lehre nicht an Luther binden. Es sei ausgesprochen, daß wir Rom gegenüber nie zugeben können, daß Luther ein Ketzer war; wir nehmen ihn vielmehr als einen hervorragenden Lehrer der allgemeinen Kirche in Anspruch. Aber wir müssen verlangen, daß seine Autorität gemessen wird an der Autorität der Gesamtkirche, daß auch seine Lehre eingeordnet wird in den consensus der katholischen Kirchenlehrer und daß sie berichtet und gedeutet wird aus der Fülle der zweitausendjährigen Erfahrung der ganzen Kirche, denn nur in dieser übermenschlichen Erfahrungsfülle gründet sich das Lehramt des heiligen Geistes.

Und endlich: wie stehen wir zu dem kirchenpolitischen Vermächtnis Luthers, seinem Kampf gegen Rom? Auch wir wollen nicht nach Rom gehen, wie P. Bettac richtig sagt. Aber wir sehen Rom doch zweifellos mit andern Augen an als Luther. Oder wagt jemand unter uns noch heute den Bischof von Rom für den Antichrist auf Erden zu halten? Ich dünke, wir wüßten besser Bescheid, wo wahres Antichristentum zu suchen ist. Wie die anglikanischen Bischöfe trotz ihres Gegensatzes zu Rom im Papst den Mitbischof und christlichen Bruder sehen, so ist auch für uns die römische Kirche ein sehr wesentlicher Teil der Gesamtkirche, die auf Erden verwirklicht werden soll. P. Bettac sagt: Wir wollen Rom überwinden. Ich fürchte sehr, wir würden mit solchem Bestreben nicht aus dem Geiste Christi handeln, vor

der Welt aber uns außerdem lächerlich machen mit derartigen Ansprüchen bei unsrer geringfügigen Macht. Wir wollen vielmehr in den deutschen Reformationskirchen das katholische Ideal von der einen Herde Christi nach den Normen der Bibel und den Traditionen des altkirchlichen Heroenzeitalters zu Ehren bringen: brüderlichen Geistes voll mit Rom, wo es geht, gegen Rom, wo es notwendig ist. Aber auch mit Luther, soweit es möglich ist, gegen Luther, wo es sein muß. Luther hat ja selbst kein Papst sein wollen.

Die Gedanken der Hochkirchlichen Vereinigung gehen nicht ohne Rest in denen Luthers auf. Wir haben ja auch die kirchengeschichtliche Erfahrung von vierhundert Jahren vor ihm voraus. Wir wollen nicht verleugnen, daß wir auf seinen Schultern stehen. Aber auch der Zwerg auf den Schultern des Riesen sieht weiter als der Riese selbst. Um der Wahrhaftigkeit willen soll die Hochkirchliche Vereinigung Luther zwar in eine Reihe stellen mit den großen Heiligen und Lehrern der Kirche, aber sie soll ihn nicht herausheben, wie es vielleicht denen ansteht, die das Ideal der Una Sancta verleugnen.

II

Die Hochkirchliche Vereinigung sollte in einer Werbebroschüre ihren Namen nicht verleugnen oder dafür um Entschuldigung bitten, wie es P. Bettac tut (S.9). Der Name ist in dreijähriger Arbeit für unsre Ziele immerhin schon bekannt geworden, und wir sind je länger je weniger der Gefahr ausgesetzt, daß man unsre Bestrebungen als Nachäffung Englands verdächtigt. Wohl aber besteht die Gefahr, daß eine Abschwächung des Namens den Geist unsrer Bewegung verwässern könnte. Zu uns gehören innerlich nur Leute, die „hoch“ von der Kirche denken, für die die Kirche kein irdisches Substitut des Glaubens ist, sondern für die sie in den Glauben selbst hineingehört (Nicaenum²⁵). Ich kann nicht zugeben, daß der Name Hochkirchliche Vereinigung „überaus unglücklich gewählt“ sei.

Daß wir von England keinerlei Anregung bezogen haben, ist gut, denn wir handeln in der Hochkirchlichen Vereinigung getrieben vom eignen Gewissen und von der Not der deutschen Kirchen. Aber als Hochkirchler und grundsätzlicher Katholik sollte man es nicht als Vorzug hinstellen, daß wir keine Verbindung mit England haben (Bettac, S.9). Mit Rom ist vorläufig kein Verhandeln möglich, denn Rom verlangt einfach Konversion. Aber steht es mit Canterbury auch so? Wir sind im Gewissen verpflichtet, für die Einheit der Kirche soviel zu tun, wie wir können. Da dürfen wir keine Rücksicht nehmen auf die Vorurteile der „besten, der nationalen Teile unsres Volkes, zu denen wir uns auch rechnen“ (S.9). Blicke dieser Satz in unsrer Werbebroschüre stehen, so wäre er ein schlimmes Dokument unsres mangelnden Mutes gegenüber dem Nationalismus in unserm Kirchentum. Die Verbindung mit England müssen wir wollen, denn nirgends hat man ein klareres Bewußtsein vom katholischen Ideal; auch in Schweden nicht, trotz der persönlichen hohen Verdienste des gegenwärtigen Erzbischofs von Uppsala.

²⁵ Auf der Synode von Nicäa 325 beschlossenes Glaubensbekenntnis.

Bettacs Wunsch, die Hochkirchler zu den „besten nationalen Kreisen“, d. h. zu den Anhängern der deutschnationalen Partei zu rechnen, war überaus entlarvend. Pfarrer Sinz, an den ich meine „Zwei Bedenken“ schickte, sprach in einem Briefe vom 3. November 1921 von der „Preußischen Hochkirche“ mit ihrer Devise „Mit Gott für König und Vaterland“. Er hatte in Berlin an einer Tagung teilgenommen, zu der ich aus schuldienstlichen Gründen nicht kommen konnte, und er urteilte: „Es war in Berlin alles recht preußisch; es fehlte nur das Telegramm an den Märtyrer von Doorn.“²⁶ Der „hochkirchliche Gottesdienst“, den man veranstaltete, sei nur ein schwacher Abglanz von Chemnitz gewesen, und keiner der preußischen Pastoren habe dabei zu amtieren gewagt. So war es eben in der Tat: Nur angesichts des politischen Zusammenbruchs hatten diese Pastoren Zuflucht beim hochkirchlichen Gedanken gesucht. Angesichts der Wahlerfolge der deutschnationalen Reaktion entpuppten sie sich als nach wie vor folgsame Untertanen der Königlich preußischen unierten Landeskirche.

Zur Bearbeitung der Bettacschen Werbeschrift war eine Kommission eingesetzt worden, der unter anderen der Pfarrer Nachtigal²⁷ aus Wehdem im Ravensberger Land in Westfalen angehörte. An ihn sandte Sinz meine „Zwei Bedenken“, weil da Gewähr sei, daß sie größere Beachtung fänden als bei Bettac. Wie richtig das war, zeigte mir Nachtigals Bestätigungsschreiben vom 29. November:

Sehr geehrter Herr Doktor!

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen von Herzen danke für die Kritik an dem Bettacschen Werbebroschürenentwurf, wie sie mir durch Pfarrer Sinz in Ihrer Denkschrift übermittelt worden ist. Ich stimme jedem Ihrer Worte zu und werde am 7. Dezember bei den Beratungen in Berlin den ausgiebigsten Gebrauch davon machen, sowie auch, wenn Sie erlauben, den Herausgeber unsrer Zeitschrift bitten, Ihre Sätze unverkürzt zu veröffentlichen, oder falls es inopportun sein sollte, die Werbeschriftangelegenheit coram publico zu behandeln, sie mit geringfügigen Änderungen, die Sie gewiß gütigst vornehmen würden, von der gelegentlichen Veranlassung abgesehen, als allgemeines Prinzip unsrer Bewegung dem Leserkreis zu unterbreiten. Es ist ein großer Mangel des Bettacschen Entwurfs, daß die Front viel zu einseitig gegen Rom gerichtet ist, wo doch der Feind, gegen den wir ankämpfen wollen und müssen, auf einer ganz andern Seite steht. Wenn wir den protestantischen Heißspornen gegenüber so zaghaft auftreten, werden wir nichts erreichen. Ich hoffe, daß der Entwurf nächste Woche sehr wesentlich verändert wird und werde mein Möglichstes dazu tun.

Lassen Sie sich unbekannterweise herzlich die Hand drücken.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr Wilh. Nachtigal, Pfr., Wehdem, Kr. Lübbecke, Westfalen.

²⁶ Wilhelm II.

²⁷ Johann Wilhelm Nachtigal (1879–1941), seit 1909 Pfarrer in Wehdem.

Ein positives Ergebnis hat die Kommissionssitzung meines Wissens nicht gehabt. Der Bettacsche Entwurf verschwand von der Bildfläche. Von Stund' an zählte ich in der Hochkirchlichen Vereinigung zu den „Prominenten“, an denen man nicht vorübergehen konnte.

[...] ²⁸

Nach dem verfehlten Ruhrwiderstand bekam der hochkirchliche Gedanke im Herbst 1923 in manchem Pfarrhaus noch einmal Chancen. Aber dann wurden die geistlichen Herren endgültig wieder „deutschnational“. War nicht ein Mitglied der Hochkirche oder gar der Zentrumsparterie nach bismarcknationalen Begriffen ein „Reichsfeind“? Leute wie Pfarrer Sinz und ich waren es nach diesen Begriffen ja wohl wirklich. Wir Sachsen trafen in der Hochkirchlichen Vereinigung mit dem Hallenser Historiker Professor Heldmann ²⁹ zusammen, der geborener Kurhesse war und der Gruppe des Pfarrers Sehlucke in Melsungen zugehörte, der Hochburg der preußenfeindlichen hessischen Föderalisten. Hier sympathisierte man mit dem pazifistischen Blatt „Die Menschheit“ ³⁰ in Stuttgart, später in Wiesbaden, in dem Friedrich Wilhelm Foerster ³¹ die Leitartikel schrieb. Das waren in den Augen der preußischen Unionschristen „Landesverräter“ – Friedrich Heiler ³² gab im Vorwort seines Katholizismus-Buches ³³ den Hochkirchlern den Rat, aus den Landeskirchen auszutreten und sich den Altkatholiken ³⁴ anzuschließen. Wir hatten deren einige in der Hochkirchlichen Vereinigung, aber gerade ihre Kirche war wiederum romfeindlich, weil sie sich ja von der Papstkirche abgespalten hatte. In der Tat kann man zwischen Heiler und Döllinger ³⁵, dem geistigen Vater des Altkatholizismus, einige Parallelen entdecken, insofern sie beide von einer ziemlich penetranten Theologenarroganz beseelt waren. In ihnen verkörperte sich der An-

²⁸ Auslassung: 10 Seiten. Philosophisch-religiöse Betrachtungen über den Menschen, weitere Ausführungen über Ziele und Wesen der Hochkirchlichen Bewegung, über Friedrich Heiler und über Luther.

²⁹ Karl Heldmann (geb. 1869), 1903–1934 Professor für Mittlere und Neuere Geschichte in Halle.

³⁰ „Die Menschheit. Organ des Bundes für Menschheitsinteressen.“ Hrsg. von Fritz Röttcher, erschienen 1915–1930 (ab 1931 unter dem Titel „Die neue Menschheit“).

³¹ Friedrich Wilhelm Foerster (1869–1966), politischer Ethiker und Erziehungswissenschaftler.

³² Friedrich Heiler (1892–1967), Theologe, 1920–1934 Professor für vergleichende Religionsgeschichte und Religionsphilosophie in Marburg an der theologischen Fakultät, 1935–1948 an der philosophischen Fakultät, nach 1948 wieder an der theologischen Fakultät, 1929 Vorsitzender der Hochkirchlichen Vereinigung.

³³ Friedrich Heiler, Der Katholizismus. Seine Idee und seine Erscheinung. Völlige Neubearbeitung der schwedischen Vorträge über „Das Wesen des Katholizismus“, München 1923.

³⁴ Katholische Christen, die sich wegen der Verkündung des Unfehlbarkeitsdogmas von der römisch-katholischen Kirche getrennt haben.

³⁵ Ignaz von Döllinger (1799–1890), katholischer Theologe und Historiker, 1826 Professor in München, 1868 MdR, 1871 Rektor der Münchner Universität, 1873 Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

spruch moderner „Wissenschaftlichkeit“ zu der Befugnis, die Kirchenlehre den Richtersprüchen ihrer Gelehrten-Erkenntnis zu unterwerfen, während für die Kirche ja doch Christus in Person die „Wahrheit“ verkörpern muß. Darum konnte für Hochkirchler, wie Sinz und ich es waren, kein Heil darin liegen, alt-katholisch zu werden. Übrigens hatte es Döllinger selbst vorgezogen, den von ihm inspirierten Altkatholiken nicht beizutreten, und auch Heiler blieb ihnen fern.

In besondere Fühlung kam ich im Sommer 1922 mit dem Professor Alfred von Martin³⁶ von der Universität Frankfurt, der als evangelisches Mitglied dem Zentrum beigetreten war. Ich besuchte ihn auf einer Ferienreise in seiner Wohnung in Kronberg im Taunus. Er fragte mich nach der Hochkirchlichen Vereinigung und meldete sich bald nach unserm Gespräch als Mitglied an. Er war in Frankfurt außerplanmäßiger Professor und zog es vor, sich nach München umhabilitieren zu lassen. Von dort machte er sich bald in der Hochkirchlichen Vereinigung bemerkbar. Der Anstoß zu neuen Aktivitäten kam aber von mir.

Ich regte in einem Briefe vom 28. Februar 1923 an den Geschäftsführer Pfarrer Freise in Heckelberg (Oberbarnim) an, mit anglokatholischen Kreisen der Kirche von England Fühlung zu nehmen. Freise antwortete erst am 6. Juni, kam aber zu einer unerwartet positiven Stellungnahme:

Ich stimme Ihrem Schreiben voll zu, mehr als Sie ahnen können. Ich bin immer mehr zu der Erkenntnis gekommen, daß es für die Gestaltung der Hochkirche, die den geschichtlichen Zusammenhang mit der großen Vergangenheit der Kirche sucht, nicht mit einer lutherischen ökumenischen Sammlung, einer spezifisch lutherisch orientierten Kirche getan ist, und ich bedaure auch, daß wir nach dem Monatsblatt „Hochkirche“ doch mehr und mehr in diese Richtung einzutauchen scheinen. Wir dürfen uns nicht scheuen, den anglikanischen Typ zu betonen und die Una Sancta der alten geeinten Kirche immer wieder voran zu setzen. Könnten Sie nicht einen kurzen und klaren Artikel bringen in der „Hochkirche“ über die Notwendigkeit des geschichtlichen kirchlichen Zusammenhangs und dann zeigen, wie dieser besser und am reinsten besteht im anglikanischen Typ der Reformation und nicht im deutschen Luthertum und erst recht nicht in den unierten Landeskirchen?

Ich habe zunächst etwas gezögert, weil ich mich für die englische Kirchengeschichte nicht kompetent fühlte. An einer Berliner Tagung, die in diesem Juni stattfand, konnte ich nicht teilnehmen; aber Sinz fuhr hin und berichtete, er sei recht wenig erbaut: „Es ist einfach eine preußische Dorfkirchen-Bewegung

³⁶ Alfred von Martin (1882–1979), Dr. jur. et phil., 1921–1924 Professor in Frankfurt/M., 1924–1931 in München, 1931–1933 in Göttingen, 1946 Lehrauftrag an der TH München, 1948 an der Universität, 1955–1958 Professor, 1924 2. Vorsitzender der Hochkirchlichen Vereinigung.

geworden“, als ob wir ein Landeskirchenverschönerungsverein seien. Der Berliner Pfarrer Stoevesandt³⁷ habe behauptet, wer Heilers Buch gelesen habe, könne nicht mehr mit gutem Gewissen Katholik sein. Man suche Verbindung mit Rußland, aber man müsse sich fragen: Was wollen wir dort?

[. . .]³⁸

Ich finde in meinen Akten ein undatiertes Schriftstück, das wohl das Konzept dessen sein muß, was ich Anfang November [1923], als es feststand, daß ich nicht selbst nach Berlin reisen konnte, für die Hochkirchentagung niedergeschrieben habe. Hier lese ich:

Wir hätten die Anglikaner um brüderliche Hilfe zu bitten. Erinnern wir sie doch an das Vorbild der christlichen Gemeinden im kirchlichen Altertum, die von Land zu Land durch Sendboten und Briefe zu gegenseitiger Belehrung und Befestigung miteinander in Verbindung standen. Nichts kann uns hindern, auch jetzt derartige Verbindungen herzustellen, wenn beiderseits der gute Wille da wäre.

Von England könnten uns auch Geldmittel zukommen, die selbst aufzubringen wir jetzt keine Aussicht haben. Daß dies ein heikler Punkt war, wußte ich. Die Lehrunterschiede zwischen Luthertum und Anglikanertum hätten sich leicht überbrücken lassen; aber der politische Gegensatz des Deutschen Reiches gegen Großbritannien war schwerwiegend. Die angelsächsischen Völker gehörten zu den verhaßten Siegern von 1918, die uns den Diktatfrieden von Versailles aufgezwungen hatten. Die Engländer waren im verhetzten Volke sogar verhaßter als die Franzosen, obwohl diese es waren, die soeben den Ruhrwiderstand gebrochen hatten. Aber sie hätten dies ja nicht tun können, wenn es ihnen die Briten nicht gestattet hätten. „Gott strafe England“ hatte im Kriege das „nationale“ Schlagwort gelautet. Natürlich war mir das nicht unbewußt. Aber im November 1923 war der preußisch-deutsche Hochmut noch einmal windelweich gedemütigt. Konnte man das nicht benutzen, um christlich-ökumenischen Gedanken in Deutschland Bewegungsfreiheit zu verschaffen? Ich schrieb:

Die Tragweite dieser Anregungen ist nicht gering. Es bleibe unter uns Landeskirchler und Lutheraner, wer es will. Jeder bleibe es in Treue. Aber wir wollen uns klar werden, daß wir in unserm Kreise nicht für die Landeskirchen, sondern nur für die *Una sancta* arbeiten können. Augenblicklich sind in unsrer Hochkirchlichen Vereinigung die Meinungen über diesen entscheidenden Punkt noch nicht völlig geklärt. Sie werden geklärt werden müssen und dann in der Wahl des Bekenntnisses zum Ausdruck kommen, für das

³⁷ Hermann Gottfried Stoevesandt (1881–1933), 1913 3. Pfarrer an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin-Friedrichswerder I, 1927–1933 Missionsinspektor in Bremen.

³⁸ Auslassung: 1 Seite. Korrespondenz mit Pfarrer Freise über das weitere Vorgehen der Hochkirchlichen Vereinigung.

sich unsre Vereinigung endgültig entscheiden muß. Die Augustana hat nur landeskirchlich-lutherische Traditionen für sich. Die in meinen Ausführungen vorgeschlagene Einstellung erfordert das Bekenntnis zum Nicaenum als dem allgemeinen und wahrhaft klassischen Symbol der Una Sancta, der allein wahren Kirche Christi.

Es war mißlich, daß ich am 6. und 7. November nicht selbst in Berlin³⁹ anwesend sein und mündlich erläutern konnte, was ich geschrieben hatte. Ich wollte keineswegs überstürzt mit Anglikanern verhandeln, sondern dies nur als Ziel hinstellen, auf das wir uns einigen sollten. Daher war's mir nicht willkommen, daß mir unterm 18. November ein Fräulein von Prosciewsky, die Anglikanerin war, anbot, mir englische Gesprächspartner zu vermitteln und anglikanische Schriften zu verschaffen. Übereilung war gar nicht am Platze; so konnte ich der Dame nur hinhaltend antworten. Wichtiger war mir eine Sympathieerklärung, die mir im Namen einer in Berlin bestehenden Jugendgruppe der Theologiestudent Konrad Minkner schickte. Er schrieb, daß es zu einer Beratung meiner Denkschrift auf dem Hochkirchentag nicht gekommen sei. Man habe sie auf eine im Januar 1924 abzuhaltende Arbeitsgemeinschaft verschoben, bei der ich einen Vortrag über die Anglikanische Kirche halten sollte. Minkner bat mich dringend, dies zu tun; ein gutes Vorzeichen bestehe darin, daß auf der Novembertagung der Professor von Martin zum Zweiten Vorsitzenden gewählt und damit ein Gegengewicht zu Pfarrer Bettac geschaffen worden sei. Martin hatte zum ersten Male an einer Tagung teilgenommen und offenbar gleich meinen Anregungen zugestimmt. Er bekam damit die Stellung, die früher Albani eingenommen hatte. In den Weihnachtsferien schrieb er an mich und versicherte mir, ich könnte wohl kaum einen wärmeren Freund für meine Vorschläge finden als ihn. Daß jetzt Pfarrer Mosel mehrmals an mich schrieb, habe ich früher erwähnt.

Am 5. Dezember bekam ich die offizielle Einladung des Vorsitzenden Bettac, bei der Arbeitsgemeinschaft am 18. Januar 1924 den Vortrag über den Anglikanismus zu übernehmen, was ich nun zusagte. Einige Tage vor diesem Termin erhielt ich von ihm noch eine Karte, daß mich Pfarrer Stoevesandt von der Berliner Dreifaltigkeitskirche bitte, sein Gast zu sein. Er gehörte zur Bettacschen landeskirchlich orientierten Richtung und wollte mich offenbar näher kennenlernen. In der Dreifaltigkeitskirche stand die Kanzel, auf der einst Schleiermacher⁴⁰ gepredigt hatte. Das Altberliner Pfarrhaus auf der Kanonierstraße war also historisch interessant. So nahm ich Stoevesandts Einladung etwas erwartungsvoll an.

Mit diesem Auftreten in Berlin begann für mich das Jahr 1924, das ich auf diesen Blättern hier als Epochenjahr meines Lebens betrachte. Es war ja auch allgemein zeitgeschichtlich von Bedeutung, nachdem die schwere Anfangskrise der Weimarer Republik mit der Währungsreform überwunden war.

³⁹ Zum 5. Hochkirchentag vgl. Mehl, Das erste Jahrzehnt, S. 5.

⁴⁰ Friedrich Schleiermacher (1768–1834), evangelischer Theologe und Philosoph.



1. Aus der Schulzeit



2. Karl Buchheim mit Mutter und den Schwestern Hanni und Grete



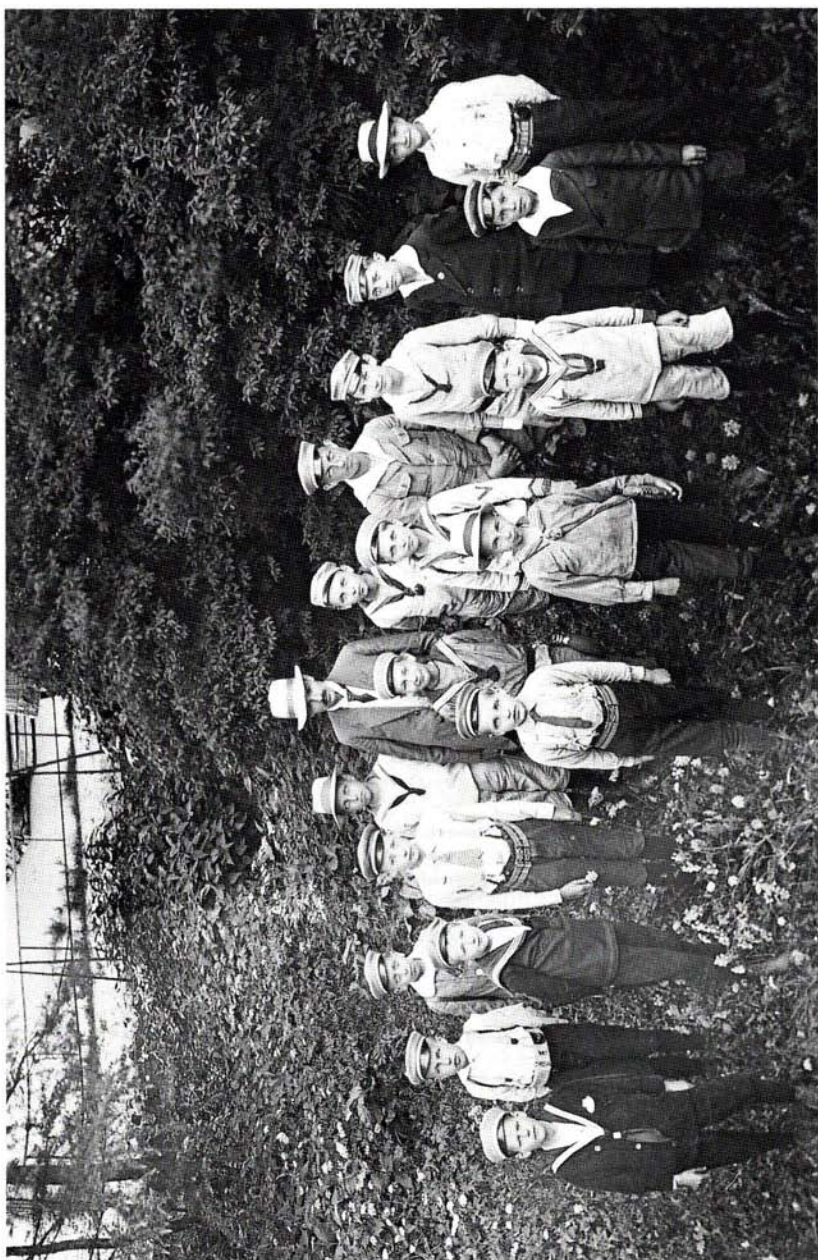
3. Verbindungsstudent



4. Soldat im Weltkrieg



5. Im Lazarett in Ellwangen



6. Als junger Lehrer am Gymnasium in Freiberg



7. Porträt Ende der 30er Jahre



8. Als Professor in München

Man durfte in das neue Jahr damals mit Hoffnungen gehen, weil sich die deutschen Zustände zu konsolidieren schienen. Mein Vortrag konnte zum ersten Akt einer Klärung in der Hochkirchlichen Bewegung werden. Ich wußte, daß ich sowohl auf Gegnerschaft wie auf Unterstützung stoßen würde.

Das Manuskript des Vortrags besitze ich noch. Im ersten Teile sagte ich etwas zur Geschichte der Kirche von England; im zweiten suchte ich den Anglikanismus des 19. Jahrhunderts zu charakterisieren. In seiner Grundforderung nach Entstaatlichung der Kirche von England, also nach ihrer „Freiheit“, bedeutete er eine Parallele zum Ultramontanismus in der römischen Kirche. Seine Führer, vor allem Froude⁴¹, standen in geistiger Fühlung mit den gleichzeitigen christlich-demokratischen Katholiken in Frankreich wie Lamennais⁴², Lacordaire⁴³, Montalembert.⁴⁴ Die Einsicht in das Unvermögen der menschlichen Vernunft, die „Wahrheit“ autonom zu erforschen, führte Männer wie Froude und Newman⁴⁵ zur Orientierung an der Wahrheit der katholischen Kirche. Ihre Frage nach der Wahrheit in der Geschichte war das, was auch mich besonders bewegte. Und wie ich selbst erkannten auch sie, daß ihr heimisches Kirchenwesen dem Ideal der heiligen katholischen Kirche nicht entsprach. Es mußte „entprotestantisiert“ werden. Freilich war die englische Staatskirche immerhin national, während die deutschen Landeskirchen nur territorial waren. Die deutsche Reformation hatte zum Unterschied von der englischen wie auch von der schwedischen die Hierarchie auch äußerlich leider völlig vernichtet. Seit elisabethanischen Zeiten hatte die englische Kirche den Radikalismus Calvins abgelehnt und sich bestrebt, eine „via media“ zwischen Rom und Genf zu gehen. Immerhin erinnerte ich mich, daß auch das kursächsische Luthertum nicht einfach die Theologie Luthers übernommen, sondern im 16. und 17. Jahrhundert auch nach einer via media gesucht hatte.

Froude starb schon sehr früh (1836); Newman ging seinen Weg weiter zur römischen Kirche (1846), deren Kardinal er am Ende wurde. Die Führung der Anglikaner übernahm Pusey.⁴⁶ Die Bewegung wurde vorsichtiger, aber auch breiter. Die heutige anglikanische Kirche hat statt des Tisches der Puritaner den Steinaltar mit Aufsatz, Leuchtern, Blumen, Crucifix. Sie hat ewige Lampen, Tabernakel, Beichtstühle, liturgische Gewänder. Sie feiert die Messe mit Adoration⁴⁷ und Elevation.⁴⁸ Trotzdem ist sie keine Imitation der römi-

⁴¹ Richard Hurrell Froude (1803–1836), anglikanischer Theologe.

⁴² Hugues-Félicité-Robert de Lamennais (1782–1854), theologischer, philosophischer und politischer Schriftsteller.

⁴³ Dominique Lacordaire (1802–1861), Jurist, Theologe und Kirchenpolitiker.

⁴⁴ Charles Forbes de Tyron Graf von Montalembert (1810–1870), französischer Publizist.

⁴⁵ John Henry Newman (1801–1890), englischer Theologe, Kardinal.

⁴⁶ Edward Pusey (1800–1882), englischer hochkirchlicher Theologe.

⁴⁷ Die Anbetung in der Liturgie.

⁴⁸ Die Elevation ist das Emporheben der Hostie, damit die Gläubigen den Leib Christi schauen und verehren können. Sie ist die Epiphanie des Gottessohnes und als solche der auch durch Glocken- und Schellenzeichen hervorgehobene Höhepunkt der Messe.

schen Kirche. Sie billigt nur das altkirchliche Dogma, höchstens bis zum Tridentinum⁴⁹; das Vaticanum von 1870⁵⁰ wird abgelehnt, mit ihm der universale Jurisdiktionsprimat des Papstes. Im Mittelpunkt steht jedenfalls, daß es nicht die spirituelle Kirche der Reformatoren gibt, sondern nur die sichtbare, von Christus gestiftete Gemeinschaft, in der allein Gott gegenwärtig und erreichbar ist. Bei der Taufe ist nicht der „Glaube“, sondern die konkrete Abwaschung mit geweihtem Wasser wesentlich, bei der Eucharistie das Opfer. Die Beichte ist nicht in erster Linie Tröstung des Sünders, sondern Veranstaltung des Seelsorgers und der Kirche zur Leitung der Gewissen. Die Geistlichkeit ist ein echter Klerus im altkirchlichen Sinne. Das Christentum wird wesentlich als die Religion der Inkarnation aufgefaßt; in der Kirche setzt sich die Menschwerdung des göttlichen Logos fort. Die Anglikaner legen hohen Wert auf die Kontinuität mit der antiken und mittelalterlichen Kirche. Sie verstehen die Reformation als eine begreifliche Phase in der Kirchengeschichte, aber niemals als neuen Anfang. Während aller Protestantismus dazu neigt, Luther als neuen Propheten zu betrachten, der unmittelbar an das Evangelium und an Paulus anknüpft, kann es eine solche Bewertung für jede echte Kirche nicht geben.

Im dritten Teil meines Vortrags wollte ich die Frage beantworten, was denn nun die deutsche hochkirchliche Bewegung tun solle. Da erklärte ich für die Hauptsache, sich erst einmal des Unterschieds unsrer Lage von der der Engländer bewußt zu werden. In beiden Ländern haben es Landeskirchen mit dem Staate zu tun. Aber in England ist im 19. Jahrhundert der Staat liberal und damit konfessionslos geworden. Damit ist die Kirche, obwohl sie offiziell Staatskirche blieb, frei geworden. In Deutschland aber ist der Staat bis ins 20. Jahrhundert hinein nicht liberal geworden. In unsrer romantisch-konservativen Philosophie – eines Julius Stahl⁵¹ etwa – wird der Staat ebenso als göttliche Stiftung betrachtet wie die Kirche; und im Hegelianismus ist das nicht anders, nur daß der Staat nicht mit theistischer, sondern mit pantheistischer Göttlichkeit ausgerüstet wird. Der Ursprung des Staates liegt auch in den verweltlichten Anschauungen in einer Art von göttlicher Sphäre. Hier hätte ich, um ganz deutlich zu sein, sagen müssen, daß die hochkirchliche Bewegung in die Notwendigkeit versetzt sei, bei sich selber das Preußentum zu überwinden. Das wäre aber für die Ohren so mancher Zuhörer unerträglich gewesen. Immerhin aber habe ich erklärt, Territorial- und Nationalstaat seien von ihrem Begriff aus ökumenischem und katholischem Geist entgegengesetzt. Dem Anglokatholizismus sei das weltweite Denken des britischen Empire zugute gekommen. Dieses Empire leistete für die englische Kirche das, was einst das konstantinische Imperium für die alte Kirche leistete. Ähnliches kann deutschnationales Denken für unsre Hochkirche nicht leisten. Wahrscheinlich

⁴⁹ Konzil von Trient 1545–1563.

⁵⁰ Konzil in der Vatikanstadt 1869–1870.

⁵¹ Friedrich Julius Stahl (1802–1861), Rechtsphilosoph und Politiker.

haben nur wenige der Hörer die Tragweite dessen, was ich meinte, ermessen können.

Der Zeitpunkt meines Vortrags im Januar 1924 bewog mich zu hoffen, daß die deutschen Staatskrisen überstanden seien, und daß sich unter der Weimarer Verfassung die Republik konsolidieren werde. Jetzt werde bei uns nachgeholt werden, was England bereits im 19. Jahrhundert bekommen hatte, der liberale Staat, womit der Kirche Freiheit geschenkt sein werde. Ein Fortschreiten der Hochkirchlichen Vereinigung war nur zu erwarten, wenn der Staat künftig konfessionslos und republikanisch blieb. In der deutschen nationalen Partei hatte der Hochkirchler nichts zu suchen. Dort negierte er sich selbst. Politisch gehörte er ins Zentrum als der christlichen Partei der Republik. Eine Parteinahme für das Preußentum oder für die preußische unierte Landeskirche mußte hochkirchliche Bestrebungen sehr bald sinnlos machen. Aber was für mich sonnenklar war, das kam für die allermeisten Pastoren gar nicht über den Horizont. Es gab nicht viele, die auch nur annähernd so eingestellt waren wie Erich Sinz. Vor allem den preußischen Herren war das Zentrum zu „unparitätisch“ und die Republik mehr oder weniger vom Teufel.

Ich mußte mich mit schwachen Andeutungen begnügen, daß allein die Liberalisierung des Staates der Hochkirche echte Chancen verschaffen könnte. Die deutschen Landeskirchen waren vermutlich grundsätzlich nicht katholisierbar. Deswegen sah ich die Aufgabe darin, der Öffentlichkeit „eine möglichst große Bewegung anzubieten, die für den katholischen Gedanken wirbt“ – unter wesentlicher Ignorierung der Landeskirchen. Die Hochkirchliche Vereinigung sollte seitwärts der Landeskirchen für alle brauchbaren Einzelnen da sein. Sie müsse wie einst die Apostel auch zu den „Heiden“ gehen, ja sogar hauptsächlich unter denen wirken, die landeskirchlich indifferent sind. „Das Hochkirchentum kann und soll das Luthertum zwar einschließen, aber es kann nicht seinerseits im Luthertum aufgehen, denn es kann nicht ‚protestantisch‘ sein.“ Um diese Einstellung landeskundig zu dokumentieren, beantragte ich Führungsnahme mit der Kirche von England. Vorher aber – das war mir die Hauptsache – sei eine gründliche Aussprache unter uns selbst herbeizuführen, weil nur sie erweisen kann, was für uns wünschenswert und möglich ist.

Das Ergebnis war, daß sofort an Ort und Stelle eine Scheidung der Geister sichtbar wurde. Es zeichnete sich ab, daß es eine „entschiedene Gruppe“ gab, die jede Bindung an die Landeskirchen ablehnte. Für mich persönlich ergab sich eine private Aussprache mit Pfarrer Freise. Er war gleich mir geladener Gast bei Stoevesandt. Wir waren für die Nacht in einem gemeinsamen Fremdenzimmer untergebracht. Da legte er mir eine Art von Lebensbeichte ab. Ich erfuhr, daß er geweihter Priester war und als katholischer Kaplan amtiert hatte. Vielleicht war er am Zölibat gescheitert: Das sagte er mir nicht. Er war übergetreten und Pfarrer in der preußischen Landeskirche geworden, theologisch aber katholisch geblieben. Daraus erklärten sich seine großen Sympathien mit meinen Vorschlägen. Durch seine Lebensumstände muß er sich gezwungen gefühlt haben, landeskirchlicher Geistlicher zu bleiben. Er

hat es denn auch vermieden, sich zu unsrer „entschiedenen Gruppe“ zu bekennen, und ich habe selbstverständlich über unser nächtliches Gespräch geschwiegen.

Wohl aber nahm die seit zwei Jahren bestehende Berliner Jugendgruppe laut und deutlich für meinen Standpunkt Partei. Als ihr Sprecher Minkner in der Diskussion nach meinem Vortrag sogar einer recht offenen Kritik an Luther zustimmte, mit der sich Pfarrer Sinz herauswagte, war mein Gastgeber Stoevesandt sehr unliebsam davon berührt. Wenige Wochen später nahm er Veranlassung, eigenmächtig einzugreifen und den jungen Leuten „Römische Tendenzen“ vorzuwerfen. Er verbot ihnen ultimativ, wenn sie das nicht abänderten, sich auf die Hochkirchliche Vereinigung zu berufen und sich überhaupt noch zu ihr zu rechnen. Da wandten sie sich hilfeschend an Professor von Martin als den Zweiten Vorsitzenden der Vereinigung. Dieser nahm in einem Rundschreiben an die Vorstandsmitglieder vom 23. Februar 1924 Stellung und verbat sich Stoevesandts Eigenmächtigkeiten. Er verlangte, daß in unserm Kreise der Begriff „katholisch“ nicht als „römisch“ verdächtigt werden dürfe, und daß auf landeskirchliche Ketzerschnüffelei keinerlei Rücksicht zu nehmen sei. Mir kam das Rundschreiben zur Kenntnis, weil es ein Vorstandsmitglied, Kaufmann König in Charlottenburg, der der katholisch-apostolischen Gemeinde angehörte, mir zuschickte. Martin schrieb u. a.:

Die landeskirchliche Gebundenheit der Hochkirchlichen Vereinigung lehne ich in der Tat und in aller Offenheit ab, weil ich in ihr eine Verleugnung unseres ökumenischen Grundprinzips sehen mußte. Aber von der Absicht einer ‚Zertrümmerung‘ der evangelischen Landeskirchen liegt keinerlei Grund vor – es sei denn der Wunsch nach einem wirksamen Agitationsmittel gegen unbequeme Mitglieder. Wir sollen uns nur nicht einengen auf den Kreis der Landeskirche.

Die ganze Entwicklung, die nach meinem Vortrag vom 18. Januar einsetzte, machte eine Entscheidung innerhalb der Vereinigung unvermeidlich. Darauf drängte allein schon das ganze Temperament Martins, dessen hervorstechende Eigenschaft nicht gerade die Geduld war. Die preußischen Landeskirchler gehörten eigentlich gar nicht in eine hochkirchliche Bewegung, obwohl sie die Begründer der Vereinigung waren, denn sie waren überhaupt nicht „katholisch“, sondern „deutsch-evangelisch“ im Sinne der Vergangenheit.

Im Februar/März 1924 brandete in der ganzen Öffentlichkeit eine nationalistische Welle auf. Das zeigte der Verlauf des Hitler-Prozesses in München.⁵² Im Mai wurde zum Reichstag gewählt.⁵³ Die Wählermehrheit stimmte sozusagen gegen die Republik. Es wurden sehr viele Deutschnationalen und Deutsch-

⁵² Vgl. Otto Gritschneder, Bewährungsfrist für den Terroristen Adolf H. Der Hitler-Putsch und die bayerische Justiz, München 1990; Dokumentation: Der Hitler-Prozeß vor dem Volksgerichtshof in München, München 1924.

⁵³ Wahl vom 4.5. 1924.

volksparteiler gewählt und sogar über dreißig „deutschvölkische“ Anhänger Ludendorffs.⁵⁴ Für die hochkirchliche Bewegung charakterisierte Pfarrer Sinz unterm 18. Februar brieflich die Lage wie folgt:

Eine preußisch-„katholische Kirche“ ist eben im Werden, und wir werden uns ihr anschließen müssen. Von „sozialer“ Kultur wird sie nichts an sich haben. (. . .) Luther ist der große Heilige, daneben tritt jüngstens immer mehr Gustav Adolf⁵⁵, mit dem man sich bei den Schweden anbiedert, jüngst war ja erst wieder der Landesbischof drüben. Und doch ist jener in erster Linie der Zertrümmerer der deutschen Kultur. Man tut geradezu so, als ob mit diesen beiden „Größen“ das Christentum in Deutschland beginnt; so ähnlich wenigstens vernahm ichs gestern wieder bei der Einweisung unsres neuen Ephorus in Borna. Das hängt unmittelbar mit der politisch-kleindeutschen Idee zusammen, so daß hier eine Möglichkeit des Gesinnungsaufschwungs gegeben ist. Die letzten Monate haben hier und anderwärts eine gewaltige Remilitarisierung des Volkes gebracht.

Darin gab Sinz auch den Kommunisten eine Mitschuld, die unter der Regierung Zeigner in Sachsen für die Organisation eines bewaffneten Aufstands gegen die Reichsregierung gearbeitet hatten.⁵⁶ Die wirkliche Volksmeinung in Sachsen wurde eben auch von links her vergiftet. Unsre Landeskirche war kein Faktor sächsischer Traditionen mehr. Darüber waren Sinz und ich, die wir wirklich noch kursächsischer Überlieferung verpflichtet waren, uns klar, und daraus ergab sich unser Widerstand gegen die borussifizierte Hochkirche.

Sicherlich war sich sogar Herr von Martin über die wirkliche Lage weniger klar als wir beiden. Dafür besaß er die Möglichkeit, in die Vortragssäle der Großstädte zu gehen. Im März 1924 trat er in Frankfurt am Main mit einem Vortrag über „Das Objektive in der Religion“ vor die Öffentlichkeit. Er fand in den „Frankfurter Nachrichten“⁵⁷ einen verständnisvollen Rezensenten in dem Schriftsteller Carl Dyrssen.⁵⁸ Dieser erklärte allerdings in seinem Artikel „Die hochkirchliche Bewegung“ eine *Una Sancta* im Sinne des Redners für unmöglich, erklärte es aber für einen „verehrungswürdigen Fortschritt“, „daß man die ‚Moderne‘ nicht mehr gedankenlos und anmaßend hinnimmt“. Man müsse für jeden Vortragsabend dankbar sein, an dem für objektives Christentum gegen alle konfessionellen Verknöcherungen eingetreten wird.

⁵⁴ Die Parteien der sogenannten Weimarer Koalition erhielten zusammen nur 39,6 % der Stimmen: Zentrum: 13,4 %, DDP: 5,7 %, SPD: 20,5 %. Die DVP erhielt 9,2 %, die DNVP 19,5 % und die Deutschvölkische Freiheitspartei 6,5 % der Stimmen (Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1924/25, S. 390).

⁵⁵ Gustav II. Adolf (1594–1632), 1611–1632 König von Schweden.

⁵⁶ Vgl. oben S. 105

⁵⁷ „Frankfurter Nachrichten und Intelligenz-Blatt“, unter diesem Titel erschienen 1910–1934, gegründet 1722 unter dem Titel „Wochentliche Franckfurter Frag- und Anzeigungs-Nachrichten“.

⁵⁸ Carl Dyrssen (1888–1957), Journalist.

Auf dem nächsten Hochkirchentag, der für den 1. Juli angekündigt wurde, mußte es zu einer Entscheidung kommen.⁵⁹ Die „preußische“ Gruppe war zur Abrechnung mit uns andern entschlossen. Am 18. Juni erging mit den Unterschriften Bettacs und Stoevesandts und noch drei anderen ein Rundschreiben, es müsse entschieden werden, ob die Hochkirchliche Vereinigung „bewußt evangelisch orientiert bleiben soll wie bisher“. Die Zugehörigkeit von Angehörigen kleiner nicht-landeskirchlicher Gemeinschaften, etwa der Altkatholiken und der Katholisch-Apostolischen⁶⁰, könne voll anerkannt werden, aber „der Trennungsstrich zwischen Rom und uns“ müsse „klar und scharf gezogen werden“. Die Ziele der von Professor von Martin geführten Gruppe „drängen unsre Vereinigung nach unsrer festen Überzeugung nach Rom, ob jene Gruppe es will oder nicht“. Jedes Mitglied wurde dringend gebeten, am 1. Juli in Berlin anwesend zu sein oder bis dahin eine schriftliche Erklärung abzugeben.

In der Tat war die Tagung viel stärker besucht als je. An langen Tischen saßen reihenweise die getreuen Schäflein der preußischen Geistlichen, darunter besonders viele Damen, von denen nichts anderes zu erwarten war als Zustimmung zu den Worten ihrer Pastoren. Es war von vornherein klar, daß man uns andere majorisieren wollte. Ich durfte ein Referat halten; für die Mehrheitspartei referierte ein preußischer Geistlicher, Pfarrer Eberhard. Seine Resolution wurde angenommen, die meinige abgelehnt. Eberhard fragte mich hinterher in aller Naivität, ob ich denn nicht einsehen könnte, „daß wir Evangelischen eine andere Art von Frömmigkeit hätten als die Römischen“, woraus natürlich nur zu entnehmen war, daß er von ökumenischem Geiste keine Ahnung hatte. Unsre Niederlage war besiegelt. Ich hatte nach der Schlußabstimmung nur das Interesse, das Tagungslokal so schnell wie möglich zu verlassen.

Aber jetzt gab es nun erst das eigentlich bedeutsame Nachspiel. Zu Hause angekommen erhielt ich einen vom 2. Juli datierten 20 Seiten langen Brief von Stoevesandt, der sich alle Mühe gab, die eigentliche sachliche Auseinandersetzung, zu der es in Berlin gar nicht gekommen war, nachzuholen. Er fühlte offensichtlich, daß mit der Majorisierung wenig gewonnen war, und suchte nun hinterher den ernsthaften Meinungsaustausch. Daraus ergab sich ein über mehrere Monate sich erstreckender Briefwechsel, für den ich meinem Gegner ein dankbares Andenken bewahre. Er hat nicht verhindern können, daß sich unsre Wege trennen mußten; aber es war viel wert, daß sich die Trennung – wenigstens für uns beide, Stoevesandt und mich – sachlich und mit Anstand vollzog. Es ist kein Zweifel, daß er, der im Januar mein Gastgeber gewesen war, an Format den Vorsitzenden Bettac entschieden überragte.

[. . .]⁶¹

⁵⁹ Vgl. Mehl, Das erste Jahrzehnt, S. 6.

⁶⁰ Katholisch-apostolische Gemeinden entstanden nach 1826 als religiöse Erneuerungsbewegung und verbreiteten sich in England, Schottland und Deutschland.

⁶¹ Auslassung: 9 Seiten. Briefwechsel mit Freunden über konfessionelle Fragen und mit Pfarrer Stoevesandt über theologische Themen.

Inzwischen war ich mit der ganzen „katholischen“ Gruppe aus der Hochkirchlichen Vereinigung ausgetreten.⁶² Meine Beteiligung an diesem Austritt zu verhindern, war der Zweck seiner Briefe. Das Datum seines ersten Schreibens vom 2. Juli beweist, daß ihm bei dem Majorisierungsbeschluß des Tages zuvor im Grunde nicht wohl war. Dazu war er zu klug, obwohl er sicherlich die eigentlich treibende Kraft dabei war. Der Vorsitzende Bettac war kein bedeutender Mann. Stoevesandts Brief vom 3. Oktober zeigte am Schluß, daß er in der Lage war, jenen Vorsitzenden zu opfern. Er bot mir und meinen Gesinnungsfreunden an, ihn durch Mosel zu ersetzen, der uns ja zunächst noch als alter Gegner von Bettac erscheinen mußte. Es hat in der Tat über seine Person noch Verhandlungen gegeben. Ich war natürlich gegen Mosel, der einst meinen Eintritt in die Zentrumspartei begrüßt hatte und dann, ohne mich zu informieren, aus der Partei ausgetreten war, mißtrauisch geworden, und es stellte sich bald heraus, daß dieses Mißtrauen von unsrer ganzen Gruppe geteilt wurde.

Professor von Martin behandelte ihn im Juli 1924, als er mit dem „Schweizer Diakonieverein“ Verbindungen anknüpfte, noch als Gesinnungsfreund. Er hatte nach der Majorisierung vom 1. Juli das Amt des Zweiten Vorsitzenden niedergelegt und hoffte ursprünglich, wie er mir schrieb, eine Sonderversammlung der „katholischen“ Gruppe am 19. oder 22. Juli in Berlin zustande zu bringen. Ich konnte zu diesen Terminen unmöglich kommen, und anderen ging es ebenso. So teilte er mir mit, daß dieser Fraktionskonvent mindestens bis Ende August verschoben werden mußte, weil nun die Sommerferien dazwischen kamen. Martin reiste in die Schweiz und verhandelte dort mit dem Diakonieverein, insbesondere dem Pfarrer Glinz⁶³ in Müllheim im Thurgau. Ich weiß nichts Näheres über den Diakonieverein und war an den Verhandlungen, die erfolgreich verliefen, unbeteiligt.

[. . .]⁶⁴

Die politische Lage in der Weimarer Republik gestaltete sich gegen Ende 1924 etwas günstiger. Neuwahlen im Dezember schwächten die antirepublikanische Rechte, wenn auch die demokratischen Parteien keine Mehrheit im Reichstag eroberten.⁶⁵ Unter diesen Aspekten begann die Arbeit des Hoch-

⁶² Der Austritt wurde auf einer Sitzung am 30.9.1924 in Berlin beschlossen (vgl. Rundschreiben von E. Herzog an die Mitglieder der Hochkirchlichen Vereinigung vom 25.10.1924, IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim)).

⁶³ Gustav Adolf Glinz (1877–1933), schweizerischer reformierter Pfarrer, 1922 Vorsteher der kirchlichen Abteilung des Schweizer Diakonievereins, 1926/1927 Vorsitzender des Hochkirchlich-Ökumenischen Bundes, 1927 Zweiter Vorsitzender der Hochkirchlichen Vereinigung.

⁶⁴ Auslassung: 11 Seiten. Brieflicher Gedankenaustausch mit einem Altkatholiken, Schilderung der Abspaltung von der Hochkirchlichen Vereinigung, Abschluß des Briefwechsels mit Pfarrer Stoevesandt.

⁶⁵ Bei der Reichstagswahl am 7.12.1924 erhielt die DNVP 20,5 % (1920: 15,1 %), die DVP 10,1 % (1920: 13,9 %), das Zentrum 13,6 % (1920: 13,6 %), die DDP 6,3 % (1920: 8,3 %) und die SPD 26,0 % (1920: 21,7 %) der Stimmen (vgl. Jürgen Falter/

kirchlich-Ökumenischen Bundes.⁶⁶ Ich wurde von Martin dringend gebeten, die Schriftleitung der neuen Monatsschrift „Una Sancta“⁶⁷ zu übernehmen. Mir schien es aber besser zu sein, wenn er das selber tat.

An sich war das Angebot für mich eine wirkliche Versuchung, denn es bedeutete die Chance, in die Publizistik zurückzukehren, die ich vor einigen Jahren hatte aufgeben müssen, als ich nicht mehr an den „Grenzboten“ mitarbeiten konnte. Aber ich hatte inzwischen die Aufgabe übernommen, die Geschichte der „Kölnischen Zeitung“ zu schreiben. Ich hatte also schon meinen zweiten Beruf neben dem Schulamte am Freiburger Gymnasium. Für ein weiteres Arrangement hatte ich, wenn ich gewissenhaft nachdachte, keinen Raum. Kurz nach meiner Heirat hätte ich 1921 Freiberg verlassen und die kleine Stadt mit einer großen am Rhein vertauschen können. Etwas Ähnliches konnte mir die hochkirchliche Zeitschrift nicht verschaffen. Für diese Zeitschrift war es ein Glücksfall, daß Martin in der Lage war, sie finanziell zu tragen. Jetzt konnte es niemand einfallen, uns des „Verrats an der nationalen Sache Deutschlands“ zu beschuldigen, was uns sicher nicht erspart geblieben wäre, wenn wir etwa eine Subvention aus England oder Schweden angenommen hätten. Aber wenn Martin schon die Kosten trug, war es besser, daß er in der Zeitschrift auch „das Sagen“ hatte. Es war nicht leicht, mit seinem Temperament auszukommen. Das merkte ich bald schon als Mitarbeiter; als Schriftleiter hätte ich's erst recht gespürt. Natürlich wollte er mir versprechen, ich würde als solcher ganz unabhängig sein. Aber damit hätte er mehr versprochen, als er zu halten vermochte. Er war nicht sehr geduldig und wenig dazu veranlagt, eine von der seinigen auch nur in Einzelheiten abweichende Meinung gelten zu lassen. Da er der Geldgeber war, hätte er mir als Schriftleiter allzu häufig dreingeredet. Es war schon besser, mich ihm bloß als Hilfskraft zur Verfügung zu stellen. Das sagte ich ihm zu, und wir kamen dann auch leidlich miteinander aus, weil ich immer entschlossen war, seinem Charakter die Zugeständnisse zu machen, die er beanspruchte. Konsequenz auf längere Dauer war nicht seine stärkste Seite. Er trat zum Beispiel aus der Zentrumsparterie wieder aus, sowie sie sich nach seinem Dafürhalten zu „einseitig republikanisch“ oder zu „zentralistisch“ verhielt. Im Grunde war er unpolitischer als ich. Auch der römischen Kirche gegenüber verhielt er sich nicht konsequent. Wenn er sie plötzlich einmal irgendwo zu „intolerant“ fand, war es mit seiner ökumenischen Geduld vorbei. Zum Politiker aber gehört doch eben auch, daß man an der richtigen Stelle einmal etwas nicht bemerken oder Fünfe gerade sein lassen muß.

Thomas Lindenberger/Siegfried Schumann, Wahlen und Abstimmungen in der Weimarer Republik. Materialien zum Wahlverhalten 1919–1933, München 1986, S. 44).

⁶⁶ Die Gründung dieses Bundes erfolgte in der Sitzung am 30. 9. 1924 in Berlin, in der die „katholische“ Gruppe aus der Hochkirchlichen Vereinigung ausgetreten war. Siehe Anm. 62.

⁶⁷ „Una Sancta. Zeitschrift des Hochkirchlich-Ökumenischen Bundes.“ Erschienen 1925–1928, dann erfolgte die Umbenennung in „Religiöse Besinnung“.

Martin übernahm also die Redaktion der neuen Zeitschrift selbst, und im Januar 1925 kam die erste Nummer der „Una Sancta“ heraus. Sie sah repräsentativer aus als die Monatsschrift der Hochkirchlichen Vereinigung. Das Verdienst an dem allen kam Martin alleine zu. In einem Rahmen auf der ersten Seite stand als Motto ein Zitat von dem Kirchenvater Gregor von Nazianz⁶⁸:

Im Morgengrauen geb' ich meinem Gott die Hand,
daß ich kein Werk der Finsternis befehl' noch tu!
Daß ich nur dir allein den Tag zum Opfer bring
und unerschüttert bleib' und Herr der Leidenschaft.

Der Leitartikel „Was wir wollen“ erläuterte die „Grundsätze des Hochkirchlich-Ökumenischen Bundes“ unter Berufung auf das Hohepriesterliche Gebet: „Damit alle eins seien, wie du, Vater, in mir und ich in dir, damit auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, daß du mich gesandt hast“ (Joh 17,21). Die feste Grundlage für Evangelische und Katholiken kann nur „die beiden gemeinsame Grundlage der alten ungeteilten Kirche sein“. Der Artikel fuhr fort:

Wir wenden uns dabei einerseits an alle diejenigen Evangelischen, welche fühlen, daß im Protestantismus das objektive Element der Religion (...) verkürzt wird. (...) Und wir wenden uns andererseits an alle jene, nicht zum wenigsten auch an unsre römisch-katholischen Mitchristen, die (...) mit uns daran arbeiten wollen, daß christlicher Geist überall aus konfessionalistischer Enge und partikularer Abschließung in die Weite der wahrhaften „Katholizität“ strebe. Und wenn (...) der sakramentale Kult der eigentliche Scheidepunkt zwischen Katholischer Kirche und Protestantismus ist, dann dürfen wir Hochkirchler, die wir eben den sakramentalen Kult in der evangelischen Kirche beleben wollen, (...) ökumenische Hoffnungen schöpfen.⁶⁹

Das Heft enthielt „Mitteilungen“⁷⁰ und eine „Presseschau“.⁷¹ In jenen wurde ein eingehender Bericht gegeben über den inneren Konflikt in der Hochkirchlichen Vereinigung, der am 1. Juli 1924 zur Ziehung des „klaren und scharfen Trennungsstrichs gegen Rom“ und am 30. September zur Separation des Hochkirchlich-Ökumenischen Bundes von der Vereinigung geführt hatte. Es enthielt weiter einen Auszug aus den 95 Thesen Pastor Hansens von 1917⁷², die einst proklamiert, jetzt aber von der Mehrheit der Hochkirchlichen Vereinigung verleugnet worden waren. Der „preußische“ und parteipolitische Hintergrund solcher Verleugnung wurde nicht erwähnt, den Hochkirchlern der ande-

⁶⁸ Gregor von Nazianz (um 329-um 390), griechischer Kirchenlehrer.

⁶⁹ Una Sancta, Heft 1 (1925), S. 2.

⁷⁰ Ebd., S. 13–15.

⁷¹ Ebd., S. 15/16.

⁷² Siehe oben S. 114.

ren Richtung vielmehr eine Brücke gebaut mit der Erklärung, daß künftig Doppelmitgliedschaft in beiden Gruppen gestattet sein sollte. Die Beziehungen zum Schweizer Diakonieverein und zu anglikanischen Kreisen wurden hervorgehoben, indem eine schriftliche Erklärung eines anglikanischen Würdenträgers, des Dompropstes von Salisbury, wiedergegeben und die Mitarbeit des schweizerischen Pfarrers Glinz unterstrichen wurden.

[. . .]⁷³

Der Bund vereinigte bei seinem Hervortreten Anfang 1925 93 Mitglieder, davon in Berlin und seiner brandenburgischen Umgebung 27; in Sachsen und Thüringen 13; außerhalb des Deutschen Reiches 6, von denen Pfarrer Glinz aus Mühlheim im Thurgau eine führende Stellung einnahm. Später kamen noch einige Dutzend Mitglieder dazu. Vor allem gelang es, römische Katholiken zu gewinnen. Das bezeichnete äußerlich den wichtigsten Unterschied von der Hochkirchlichen Vereinigung, in der es nach dem Bettac-Stoevesandtschen Programm Römische ja gar nicht geben durfte. Der Anfang sah hoffnungsvoll aus; eine wesentlich größere Verbreitung schien mir nicht unmöglich. Mir war aber von vornherein klar, daß der Erfolg von der innerpolitischen Entwicklung Deutschlands abhängen werde, von der Befestigung des liberalen Staates. Darauf hatte ich schon vor einem Jahre in meinem Vortrag über die Anglikaner hingewiesen. In einem neuerdings verpreußten Deutschland würde dagegen unsre Bewegung keine Zukunft haben.

Schon nach wenigen Jahren zeigte sich, daß die Entwicklung nach dieser negativen Seite ging. Das alte Luthertum, so wie wir es einstmals in Kursachsen kannten, bewahrte noch einen guten Teil des katholischen Kirchenbegriffs, insofern es die Kirche als göttliche Stiftung ansah. Da es aber schon von den Reformatoren her geneigt war, auch den Staat als göttliche Stiftung anzusehen, hat es frühzeitig vom katholischen Geist das eigentlich Ökumenische verloren. Das war im reichstreuen Sachsen weniger ausgeprägt als im absolutistischen Preußen, das der echten alten Reichsgesinnung immer mehr absagte. Für die hochkirchliche Gesinnung wäre es lebenswichtig gewesen, sich von nationalstaatlicher Ideologie freizuhalten. In der Weimarer Republik wäre das denkbar gewesen; für preußische Begriffe war es absolut undenkbar. Ein großer Nachteil war auch die Verbreitung eines nur spirituellen Kirchenbegriffs schon seit Luther. Die Trennung der Lutheraner von der Reichskirche war viel verhängnisvoller als die Kampfstellung gegen den Papst. Wenn der Anglikaner des 19. Jahrhunderts an die von Christus gestiftete Kirche dachte, konnte er immer noch dabei die sichtbare Episkopalkirche Englands vor Augen haben. Das deutsche protestantische Volk aber ist dazu erzogen worden, die legitime Kirchenverfassung als etwas Fremdartiges oder Feindliches zu empfinden. Unsre Reichskirche ist mit dem alten Reiche zerstört worden. Landeskirchen aber hat Christus keine gestiftet, die der Preußischen Union am allerwenig-

⁷³ Auslassung: 4 Seiten. Auseinandersetzung mit Aufsätzen von Glinz und Dyrssen in der „Una Sancta“ sowie theologische Erörterungen.

sten. Und die Apostel haben keine Konsistorien und Superintendenten eingesetzt, sondern Bischöfe. Davon aber haben deutsche Protestanten keinen Begriff. Er hätte nur innerhalb eines konfessionsneutralen Staates wieder entstehen können. Statt dessen aber lief die Entwicklung dahin, daß im nationalsozialistischen Führerkult der intoleranteste Macht-Götze allein noch angebetet wurde.

Unsre Monatsschrift „Una Sancta“ schien sehr rasch zu gedeihen. Mitte Februar schrieb mir Martin:

Die Situation hat sich seit Anfang Januar völlig geändert. Damals mußte ich noch damit rechnen, aus der Hand in den Mund leben zu müssen – heute würde ich, wenn nicht finanzielle Gründe dagegen sprächen, den Umfang der Hefte (über 16 Seiten hinaus) erweitern.

So erfreulich diese rege Mitarbeit war, um so schwieriger wurde natürlich die Redaktionsarbeit. Martin bedrängte mich immer stärker mit der Bitte, als Redakteur an seine Stelle zu treten. Ich habe die allgemeinen Gründe schon genannt, die mich von vornherein veranlaßt hatten, die Schriftleitung abzulehnen. Jetzt im Frühjahr 1925 war mir eine Willensänderung ganz unmöglich geworden wegen meiner Verpflichtungen gegenüber dem Verlag DuMont-Schauberg.

Um mich für „die Geschichte der Kölnischen Zeitung“ frei zu machen, hatte dieser Verlag beim sächsischen Kultusministerium in Dresden beantragt, mich auf seine Kosten für ein Jahr zu beurlauben oder wenigstens meine Unterrichtsverpflichtung im Freiburger Gymnasium auf wenige Wochenstunden zu reduzieren. Jetzt hatte die Schulbehörde die Entbindung von drei Vierteln meines Unterrichts genehmigt mit der Begründung, daß es nach wie vor „erwünscht sei, daß sich Gymnasiallehrer auch wissenschaftlich betätigen“. Der Verlag mußte für ein Jahr den größten Teil meines Gehalts samt der Pensionsrate übernehmen, sich also zu einem beträchtlichen Geldopfer entschließen.

Nachdem mir diese Entscheidung mitgeteilt worden war, war mir klar, daß ich ganz unmöglich die „Una Sancta“ übernehmen konnte. Ich schrieb am 3. März an Martin:

Es ist meine Pflicht, mich wenigstens in den nächsten Monaten, bis ich weiteres übersehen kann, ganz ausschließlich der Geschichte der „Kölnischen Zeitung“ zu widmen. Es werden Archiv- und zahlreiche andere Quellenstudien notwendig sein. Sie werden ja selbst leicht beurteilen können, daß dies keine Zersplitterung verträgt. (. . .) Es wäre von mir einfach illoyal, andre Verpflichtungen zu übernehmen, die kollidieren müßten und auch öffentlich bekannt werden müßten.

Dies müsse Martin begreifen. Zu einem späteren Zeitpunkt ließe sich ja vielleicht weiter über die Sache reden. Mein Brief nahm dann noch Bezug auf die erste Tagung des Hochkirchlich-Ökumenischen Bundes, die am 12. März

stattfinden sollte. Die Tatsache, daß unsrer Gruppe auch römische Katholiken beitreten konnten und daß z. B. D. Albani – jetzt in Paderborn – wirklich beitrug, brachte uns Verdächtigungen und Angriffe von außen ein, die evangelische Pastoren abschrecken mußten. Sogar Sinz schrieb mir damals, er könne das Amt des Schriftführers im Vorstand nicht weiterführen. In der „Christlichen Welt“⁷⁴ habe ein infamer Aufsatz gegen die Geistlichen in unserm Lager gestanden, der beweist, daß die evangelischen Kirchen solche Pastoren einfach abschütteln wollten. Der [Tagung der] Arbeitsgemeinschaft vom 12. März⁷⁵ lag denn auch wirklich die Rücktrittserklärung von Sinz vor. An seiner Stelle übernahm der atlutherische Kantor W. Froboese das Schriftführeramt, der den Vorzug hatte, in Charlottenburg, also am zentralen Orte zu wohnen. Sinz stellte außerdem noch den Antrag, daß der Bund die amtliche Verpflichtung landeskirchlicher Geistlicher auf die Augustana und Luthers Kleinen Katechismus ausdrücklich anerkennen müsse. Demgemäß wurde auch wirklich beschlossen:

Amtliche Verpflichtungen gegenüber bestehenden Kirchengemeinschaften, besonders in der Lehre, werden durch die Grundsätze des Hochkirchlich-Ökumenischen Bundes nicht berührt.⁷⁶

Außer Sinz trat am 12. März auch der Erste Vorsitzende Pfarrer Herzog⁷⁷ zurück, der die Tagung noch geleitet hatte; aber nur aus gesundheitlichen Gründen. An seiner Stelle wurde Pfarrer Nachtigal gewählt. Auch er war dafür sehr geeignet. Sowohl Froboese wie Nachtigal standen meinen eigenen Anschauungen nahe, wenn auch nicht ganz so nahe wie mein sächsischer Landsmann Sinz. Auf die Vorträge von Nachtigal⁷⁸ und Pfarrer Jenderzok⁷⁹, die auf der Tagung gehalten wurden, kann ich nicht eingehen. Über den Eucharistischen Gottesdienst in der Dorotheenstädtischen Kirche in Berlin, der zur feierlichen Eröffnung diente, unterrichtet das Programm, das ich hier beilege.⁸⁰ Im

⁷⁴ „Christliche Welt. Protestantische Halbmonatsschrift.“ Erschienen 1887–1941.

⁷⁵ Der „Bericht über die erste Haupttagung am 12. März 1925 in Berlin“ ist abgedruckt in: Una Sancta, Heft 4 (1925), S. 64/65.

⁷⁶ Bericht über die erste Haupttagung, S. 65.

⁷⁷ Eugen Hermann Herzog (1881–1952), 1910/1911 Pastor in Kanada, 1911–1913 in Nordamerika, 1916 in Neersen bei Bad Pyrmont, 1917–1928 in Hansühn/Holstein. Herzog wurde auf der konstituierenden Sitzung des Hochkirchlich-Ökumenischen Bundes vom 30. 9. 1924 zum I. Vorsitzenden gewählt.

⁷⁸ Der Vortrag von Nachtigal „Unsere hochkirchlich-ökumenischen Ziele und der Protestantismus“ ist abgedruckt in: Una Sancta, Heft 4 (1925), S. 57–60.

⁷⁹ Maximilian Jenderzok (1866–1925), 1909–1912 katholischer Pfarrer an St. Clara in Berlin-Neukölln, danach konvertiert. Freie Wiedergabe des Vortrags in: Una Sancta, Heft 6 (1925), S. 90–92.

⁸⁰ Eucharistischer Gottesdienst aus Anlaß der Tagung des „Hochkirchlich-Ökumenischen Bundes“ am 12. März 1925, vormittags 9 Uhr, in der Dorotheenstädtischen Kirche zu Berlin (IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim)).

ganzen war diese erste offizielle Veranstaltung des Bundes ein Erfolg. Weitere Tagungen in Berlin folgten im Juni und im Oktober 1925 nach.

Gleichwohl gab es auch weiter große Schwierigkeiten; und sie nahmen mit jedem Heft der „Una Sancta“ zu, weil Martin, der sie praktisch allein finanzierte, solche Last nicht auf die Dauer tragen konnte. Die Zeitschrift mußte Abonnenten gewinnen, und Martin war wohl mit Recht der Meinung, daß sie prominente Mitarbeiter gewinnen mußte, um für weitere Kreise interessant zu werden. Im August 1925 fand in Stockholm der internationale Kongreß „für Glaube und Kirchenverfassung“ statt⁸¹, der in der Öffentlichkeit die ökumenische Sache bekannt machte. Da wünschte jetzt Martin, Heiler zum Mit-herausgeber zu gewinnen, während viele von uns andern die Söderblomsche und Heilersche Art einer „evangelischen Katholizität“ nicht begeisterte. Es konnte schließlich erreicht werden, daß Heiler nur als Mitautor, nicht als Mit-herausgeber angenommen werden sollte. Die Zeitschrift konnte bis zum Ende des Jahrgangs gesichert werden. Dann wollte man einen Verleger suchen, dem man sie anvertrauen könnte. Ich war mit diesen geschäftlichen Fragen unmittelbar nicht befaßt. Aber im August 1925, zur Zeit des Stockholmer Kongresses, schrieb mir der Geschäftsführer Froboese einen Brief, in dem er mich einweihte. Er hatte vorher mit den katholisch-apostolischen Herren Brendel und König in Berlin gesprochen, weil sie Kaufleute waren, und auch mit Carl Dyrssen in Stettin als Pressefachmann. Froboese schrieb:

Die meisten Mitglieder haben nicht die leiseste Ahnung, um was es sich handelt, und wenn man an ihren Geldbeutel appelliert, muß man ihnen – glaube ich – klipp und klar sagen, um was es sich handelt. Es müßte also meines Erachtens gesagt werden, daß die erheblichen finanziellen Lasten bisher von einem Mitglied getragen worden sind und daher zwangsläufig eine Umstellung der „Una Sancta“ erfolgen muß in dem Sinne, daß wir sie als Organ unsres Bundes aufgeben und sie einem Verlag übertragen. Hierbei müßte unbedingt der Name Heiler genannt werden.

Ich erfuhr, daß Heiler inzwischen selbst Bundesmitglied geworden, daß es also durchaus möglich geworden war, seinen Namen aufzugreifen. Was Froboese mit Recht für bedenklich hielt, war, daß Professor von Martin faktisch Alleinbesitzer der Zeitschrift war und folglich, wenn es in den zweiten Jahrgang ging, mit ihr machen konnte, was er wollte. Deshalb komme es darauf an, sie „durch unsern Bund finanziell zu sichern und sie uns dadurch zu erhalten“. Ich konnte dem nur zustimmen, mußte aber weitere Informationen abwarten.

Aus einem Schreiben Froboeses vom 12. Oktober erfuhr ich, daß Martin doch alleiniger Herausgeber bleiben wolle, daß aber außer Heilers Mitarbeit auch die prominenter Vertreter anderer Konfessionen gesichert sei: die von

⁸¹ Ökumenischer Kongreß unter dem Titel „Allgemeine Konferenz der Kirche Christi für Praktisches Christentum“, an dem 661 Delegierte aus 37 Ländern teilnahmen.

Hermann Platz⁸² (Bonn) als eines römischen Katholiken, von Professor Arseniew⁸³ (Königsberg) als eines Russisch-Orthodoxen. Auch Wittig⁸⁴ in Breslau und Ehrenberg⁸⁵ in Heidelberg hätten Beiträge zugesagt.

Wenn nun noch der Bund zu einem wesentlichen Teile die Zeitschrift finanziert, so beherrschen wir sie auch, was den Inhalt betrifft, und die Mitarbeiter aus unsern Reihen haben eine freiere Stellung von Martin gegenüber.

Reines Bundesorgan, so war Froboeses Meinung, könne die „Una Sancta“ nicht bleiben, weil unser Kreis zu eng sei. Aber durch gehöriges finanzielles Engagement der Mitglieder könne der Bund doch den wesentlichen Einfluß behalten. Frei von Bedenken war Froboese nicht; das geht aus den letzten Sätzen seines Briefes hervor:

Es gibt gewiß noch manches zu klären. So teile ich von Martins Meinung nicht, daß es vor allen Dingen darauf ankommt, schnell möglichst große äußere Erfolge zu erzielen. Wir müssen uns selbst erst noch über vieles klar werden. Eine Ökumenizität, wie sie in Stockholm propagiert wurde, die nichts anderes als Quäkertum bedeutet und Fragen ganz peripherischer Art behandelt, mit denen man sich auch mit Buddhisten und Mohammedanern unterhalten könnte, kommt für uns gewiß nicht in Frage. Ich habe aber den Eindruck, als wenn von Martin nur dem baldigen äußeren Erfolge zuliebe sich auch auf diesen glatten Boden Heilerscher und Söderblomscher Ökumenizität begeben würde, die sogar Mosel in der „Hochkirche“ unter Berufung auf den Primat des Logos ablehnt.

Aus zwei weiteren Briefen Froboeses vom 17. November und 3. Dezember 1925 wurde noch klarer, daß die Bundesmitglieder keinerlei Gedanken an die finanzielle Lage verschwendeten und sich's gefallen ließen, daß Martin die „Una Sancta“ allein „aushielt“ und obendrein die Redaktionsarbeit leistete. Daß er nach schnellen äußeren Erfolgen strebte und mit allem einverstanden war, wenn sich nur irgendein Verleger fände, der sich für die Zeitschrift interessierte, konnte ich nur sehr verständlich finden.

Der Verleger fand sich am Ende tatsächlich, aber natürlich nur um den Preis von Zugeständnissen. In der Tat blieb der Jahrgang 1925 der einzige, in dem die „Una Sancta“ wirklich allein das Sprachrohr des Bundes war. Martin

⁸² Hermann Platz (1880–1945), 1924 Professor für romanische Sprachwissenschaft und französische Geistesgeschichte in Bonn.

⁸³ Nicolas von Arseniew (geb. 1888), 1920 Privatdozent für russische Religionsgeschichte in Riga und Lektor der russischen Sprache an der Universität Königsberg, 1922 Professor an der russischen Hochschule Berlin.

⁸⁴ Joseph Wittig (1879–1949), 1911–1926 Professor für Kirchengeschichte, Patrologie, christliche Archäologie und religiöses Volkstum in Breslau.

⁸⁵ Hans Ehrenberg (1883–1958), evangelischer Pfarrer und Philosoph, 1918 Professor in Heidelberg, 1939 Emigration nach Großbritannien.

bedrängte mich am Ende des Jahres noch einmal sehr stark, ihm die Redaktion abzunehmen. Ich konnte ihm nur anbieten, Hilfsarbeiter für ihn zu werden. Ich war übrigens selbst recht wenig zu Worte gekommen. Erst in den letzten Monaten, wo die Zeitschrift in so kritischer Lage war, gab mir Martin Raum für zwei richtige Aufsätze frei: im November und Dezember „Zur Beurteilung von Luthers Werk und Wirkung“⁸⁶, und im Dezember auch noch über das „Symbolum Nicaenum“⁸⁷, dessen 1800-Jahr-Gedächtnis ja gerade in das jetzt ablaufende Jahr 1925 gefallen war. Der Lutheraufsatz fand viel Beifall, allen voran beim Ersten Vorsitzenden Nachtigal und bei Geschäftsführer Froboese. Ich wäre wohl wirklich der Mann gewesen, der am besten ausdrücken konnte, was der engere Kreis der Bundesmitglieder erstrebte: besser und vor allem konsequenter als Martin. Aber die Freiheit dazu hätte ich unbestritten nie gehabt, solange er doch der Geldgeber war und allein in der Lage war, es zu sein.

Ich hatte mich für das Thema Luther mit so brisanten neuen Büchern auseinanderzusetzen wie Hugo Balls⁸⁸ „Folgen der Reformation“⁸⁹ und Pater Grisars⁹⁰ (S. J.) „Der deutsche Luther“.⁹¹ Balls Buch war eine Neubearbeitung seiner Emigrantenschrift „Zur Kritik der deutschen Intelligenz“⁹², die Ende 1918 im „Freien Verlag“ in Bern erschienen war. Die Grundauffassung, daß Luthers Reformation für die Sünden des preußischen Militarismus und Bismarckismus verantwortlich zu machen sei, war für mich beachtlich, wenn auch zu pauschal und nicht ohne Einschränkung zu vertreten. Für manche Leser der „Una Sancta“, insbesondere aber für deutschnationale Pastoren war der Pfälzer Ball ein verabscheuungswürdiger Landesverräter. Er galt wegen seiner Haltung im Krieg als „Deserteur“. Für die Hochkirchler verdammt ihn Pastor Mosel im „Deutschen Pfarrerblatt“⁹³ in Grund und Boden. Mißbilligen mußte ich selbst, daß er sich in der Schrift 1918 die Kritik Thomas Müntzers⁹⁴ gegen Luther zu eigen gemacht hatte. Aber das hatte Ball selbst inzwischen als Irrtum erkannt, denn er war in die katholische Kirche, die seine Heimat war, zurückgekehrt und hatte dies mit seinem Buch „Byzantinisches Christentum“⁹⁵ von 1923 öffentlich dokumentiert. Aber für Protestanten verdiente natürlich sein Wiederkatholisches auch kein Lob. In den „Folgen der Refor-

⁸⁶ Una Sancta, Heft 11 (1925), S. 168–170 und Heft 12 (1925), S. 190–193.

⁸⁷ Symbolum Nicaenum. Prinzipielles am Ausgang des Säkularjahres des ersten ökumenischen Konzils, in: Una Sancta, Heft 12 (1925), S. 186/187.

⁸⁸ Hugo Ball (1886–1927), Schauspieler, Dramaturg und Schriftsteller.

⁸⁹ Hugo Ball, Die Folgen der Reformation, München 1924.

⁹⁰ Hartmann Grisar (1845–1932), 1871–1895 Professor der Kirchengeschichte in Innsbruck.

⁹¹ Hartmann Grisar, Der deutsche Luther im Weltkriege und in der Gegenwart. Geschichtliche Streifzüge, Augsburg 1924.

⁹² Hugo Ball, Zur Kritik der deutschen Intelligenz, Bern 1919.

⁹³ „Deutsches Pfarrerblatt.“ Erschienen 1897–1944, seit 1949 fortgesetzt.

⁹⁴ Thomas Müntzer (1486 oder 1489/90–1525), Theologe und Revolutionär.

⁹⁵ Hugo Ball, Byzantinisches Christentum. 3 Heiligenleben, München 1923.

mation“ schrieb er auf S. 41 über Clemens Brentano⁹⁶: „Er ging den entscheidenden Schritt der Romantik zur Kirche und des Genies zum Katholizismus.“ Grisars Buch dokumentierte unwiderleglich den Mißbrauch Luthers in der Kriegspropaganda durch die Nationalisten. Ich mußte also das Kunststück leisten, wenn ich zustimmte, die ärgsten Schärfen auf ihr Maß zurückzuführen. Damit konnte ich wirklich im Sinne der Freunde im Bunde urteilen, und auch Martin stimmte meinem Artikel zu.

Der Verleger für die „Una Sancta“, der wie gesagt, endlich gefunden wurde, war Herr Kurtz⁹⁷ im altrenommierten Frommannschen Verlag in Stuttgart. Anfang Dezember 1925 war es soweit. Unterm 2. Dezember teilte mir Martin das Ergebnis seiner Verhandlungen in Stuttgart mit. Das bisherige Monatsblatt wurde in eine vornehm ausgestattete Vierteljahrsschrift umgewandelt. Das erste Heft sollte auf Kosten des Verlags hergestellt werden. Martin stellte aber eine Garantiesumme von 4200 M zur Verfügung, auf die der Verleger bei den drei übrigen Nummern zurückgreifen könnte, falls der Absatz die Erwartungen nicht erfüllen sollte. Um prominente Mitarbeiter zu gewinnen, sollten an diese Honorare gezahlt werden, während die Mitglieder des Hochkirchlich-Ökumenischen Bundes grundsätzlich auf Honorierung verzichten sollten. Der Bezugspreis für das Vierteljahrsheft wurde auf drei Mark festgesetzt, was eine wesentliche Verteuerung bedeutete. Martin bat mich zunächst, einen Aufruf zum Abonnement zu entwerfen, hielt es dann aber für besser, damit zu warten, bis die neue „Una Sancta“ angelaufen sei. Der Verleger wünschte von vornherein den Namen zu ändern, weil der lateinische Titel nicht zugkräftig sei. Dagegen protestierten sowohl Froboese wie ich, vorerst mit Erfolg. Zwei Jahre später setzte dann der Verlag den neuen Titel „Religiöse Besinnung“⁹⁸ durch. Damit vollendete sich die Distanzierung vom Bund. Eine leichte Entfremdung war von vornherein unvermeidlich. Martin erklärte mir gleich zu Anfang, ein Eintritt in die Redaktion sei nun nicht mehr möglich, da der Verleger nur ihn persönlich als Vertragspartner betrachten könne. Ich sollte eine regelmäßige Presse- und Bücherschau übernehmen. Aber auch das stellte sich im Laufe des Jahres 1926 als unutulich heraus, weil meist für meine Berichte kein Platz in den Heften übrigblieb. Hätten die Mitglieder des Bundes durch freiwillige Verpflichtungen die Garantiesumme aufbringen können, statt daß Martin sie allein – oder zusammen mit seinem Bruder Viktor von Martin⁹⁹ – erstellte, dann hätte der Bund wirklichen Einfluß gewonnen. Die „Religiöse Besinnung“ war am Ende nur noch eine Zeitschrift des Verlags und der Brüder von Martin, die bei der Umbenennung den Studienrat Dr. Georg Boß in Nürnberg als Redakteur einsetzten. Boß war Mitglied des Bundes und wurde

⁹⁶ Clemens Brentano (1778–1842), Dichter, Hauptvertreter der jüngeren Romantik.

⁹⁷ Hermann Kurtz (1883–1964), 1920–1934 Besitzer des Verlags Frommann.

⁹⁸ „Religiöse Besinnung. Vierteljahrsschrift im Dienste christlicher Vertiefung und ökumenischer Verständigung.“ Erschienen 1928–1933.

⁹⁹ Viktor von Martin (geb. 1894).

schon 1926 als Mitarbeiter genannt; aber seine ganze Redaktionsführung lief ziemlich verbindungslos neben den Tagungen des Bundes her. Ich habe seine Stellung natürlich nicht begehrt, auch in den zwei Jahren nicht, wo die Zeitschrift noch „Una Sancta“ hieß.

[. . .]¹⁰⁰

Es ist hier nachzutragen, daß seit der letzten Tagung Anfang Dezember 1926 der Vorsitz im Bunde von Nachtigal auf Glinz übergegangen war, den Froboese für aktivistischer hielt als den Vorgänger, womit er wohl recht hatte. Ich wußte, daß Nachtigal mir gesinnungsmäßig sehr nahestand. Mit Glinz hatte ich keine persönliche Verbindung; aber an seinem Einsatzwillen hatte ich keinen Zweifel. Ich gab mir innerlich und gegenüber Froboese brieflich zu, daß meine Teilnahme an der Berliner Sitzung¹⁰¹ notwendig erschien. Wegen meiner schulischen und vertraglichen übrigen Verpflichtungen fiel mir die Zusage aber schwer. Aus meinen Akten ergibt sich, daß ich am 19. Januar [1927] in Berlin zugegen war.

Ein „Mitteilungsblatt“, das einige Monate später ausgegeben wurde, faßte das Ergebnis der Verhandlungen in einer Form zusammen, die ich hier vollständig wiedergeben will, weil sie von mir redigiert und mit meinem Namen unterzeichnet ist:

1) Der Hochkirchlich-Ökumenische Bund erklärt seine grundsätzliche Zustimmung zu einer Arbeitsteilung mit der Hochkirchlichen Vereinigung. Indem er seine ökumenische Arbeit auf altkirchlicher Grundlage leistet, begrüßt er die hochkirchliche Arbeit der HKV innerhalb der Kirchen der Reformation als eine notwendige Ergänzung, ja Voraussetzung ökumenischen Verständnisses zwischen den Konfessionen. Der Bund empfiehlt daher seinen evangelischen Mitgliedern warm den Beitritt zur HKV und die Unterstützung aller ihrer Arbeiten.

2) Die Hochkirchliche Vereinigung sieht es als ihre Aufgabe an, praktische hochkirchliche Arbeit in den evangelischen Kirchen zu treiben. Unverrückbar festhaltend an den Prinzipien der deutschen Reformation setzt sie bei ihren Mitgliedern eine ökumenische Gesinnung voraus, für deren praktische Betätigung sie den Anschluß an den Hochkirchlich-Ökumenischen Bund warm empfiehlt.

3) Die hier versammelten Vertreter der beiden Vereinigungen geben ihrer Freude und ihrem Dank gegen Gott Ausdruck über die Tatsache, daß sie in brüderlicher Aussprache zu voller Einmütigkeit gelangt sind, wie es die vorstehenden Erklärungen bezeugen.

Im übrigen bleiben beide Organisationen vollkommen selbständig.

Dr. Karl Buchheim, Freiberg in Sachsen

¹⁰⁰ Auslassung: 10 Seiten. Ausführungen über Veranstaltungen des Ökumenischen Bundes, interne inhaltliche Meinungsverschiedenheiten und theologische Erörterungen.

¹⁰¹ Zu der in der gemeinsamen Sitzung in Berlin am 19. 1. 1927 vereinbarten Zusammenarbeit von Hochkirchlicher Vereinigung und Ökumenischem Bund vgl. Alfred von Martin, Ökumenische Chronik, in: Una Sancta 3 (1927), S. 245–251, hier S. 249/250.

Ich habe diese Erklärung verfaßt und unterschrieben, weil sie die Revision des Beschlusses der Hochkirchlichen Vereinigung vom 1. Juli 1924 bedeutete, unsern Sieg über die Tendenzen Stoevesandts und Bettacs. Ich habe aber ein Zugeständnis nicht begrüßt, das nachträglich am 2. März bei der Ratifikation der Beschlüsse durch die nächste reguläre Tagung des Bundes gemacht wurde. Das Zugeständnis wurde unter Verantwortung von Glinz als Gegenleistung zu einem Beschluß der Hochkirchlichen Vereinigung vom 1. März gemacht. Die HKV erklärte sich nämlich bereit, in ihr Arbeitsprogramm die Bemerkung aufzunehmen,

daß ihre evangelisch-landeskirchliche Einstellung keineswegs einen feindlichen Trennungsstrich gegen irgendeine andre christliche Konfession bedeute.

Sie distanzierte sich also von dem einst für unentbehrlich gehaltenen „Trennungsstrich gegen Rom“ wortwörtlich. Glinz war der Meinung, daß man diese Revision damit belohnen könne, daß man den Namen des Bundes auf die Form „Ökumenischer Bund“ reduziere. Damit war zweifellos das „Jota“ preisgegeben, das Froboese und ich nicht preisgeben wollten. Aber wir konnten doch wohl nicht behaupten, daß diese Preisgabe jetzt praktisch nicht vertretbar sei. Glinz garantierte in Person dafür, daß eine tatsächliche Verkürzung des Hochkirchlichen bei uns nicht zu befürchten war. Ich war am 2. März auf der Tagung nicht anwesend, hätte aber doch wohl, wenn ich dabei gewesen wäre, mich nicht widersetzt. Das Mitteilungsblatt, das sich auf die Tagung vom 2. März mitbezog, wurde abgeschlossen mit einem Zitat von August Vilmar¹⁰², dem einstigen entschiedenen Hochkirchler aus Kurhessen, dessen notorisch antipreußische Gesinnung für mich auch eine Garantie bedeutete.

Mit meinen gegenüber der antikatholischen Realität des Preußentums geschärften Augen erkannte ich gerade 1926/27 während des Verlaufs der hochkirchlichen Neuorientierung eine Chance, mit sächsischer Politik auf die innere Entwicklung Deutschlands einzuwirken. Ich möchte deswegen hier einen Exkurs über Parteipolitik einfügen. Ich wurde Mitarbeiter der von Friedrich Thimme¹⁰³ herausgegebenen Monatsschrift „Der Zusammenschluß“¹⁰⁴ in Berlin. Sie führte ihren Namen, weil sie zur Konsolidierung der Weimarer Republik nicht-katholische Wählerschichten für die Zentrumsparterie gewinnen wollte. Das war auch ein „ökumenisches“ Ziel. Ich benutzte die Zeitschrift, um die Chance zu zeigen, die sich möglicherweise durch den Gang der Innenpoli-

¹⁰² August Vilmar (1800–1868), evangelischer Theologe, Schriftsteller und Literaturhistoriker.

¹⁰³ Friedrich Thimme (1868–1938), 1913–1933 Direktor der Bibliothek des Preußischen Herrenhauses bzw. Landtages. Vgl. Friedrich Thimme 1868–1938. Ein politischer Historiker, Publizist und Schriftsteller in seinen Briefen, hrsg. von Anneliese Thimme, Boppard/Rh. 1994.

¹⁰⁴ „Der Zusammenschluß. Politische Monatsschrift zur Pflege der deutschen Eintracht.“ Erschienen 1926–1929. Vgl. Thimme, Historiker, S. 54–56.

tik des Landes Sachsen auftrat. Seit dem Herbst 1925 war die sächsische Sozialdemokratie tief gespalten in einen gemäßigten und einen radikalen Flügel.¹⁰⁵ Sachsen und Thüringen hatten 1923 als Aufmarschgebiet einer von Moskau gesteuerten roten Bürgerkriegsarmee dienen sollen. Das wünschten die gemäßigten alten Führer der sächsischen SPD nicht wieder zu erleben. Sie unterstützten deshalb im Reiche einen Kurs der Koalition mit den Bürgerlichen und der Stresemannschen Außenpolitik. Die Radikalen dagegen verfolgten eine Linie wie die der kurzlebigen Zeigner-Regierung von 1923. Darüber zerbrach die Landtagsfraktion in Dresden.¹⁰⁶ 23 Vertreter des Regierungsflügels bildeten eine eigene Gruppe der „Alten Sozialdemokratie“; nur 17 Radikale blieben in der offiziellen Landespartei zurück. Die Landtagswahlen vom Herbst 1926 mußten darüber entscheiden, ob die bisherige Regierung Heldt¹⁰⁷ am Ruder bleiben konnte oder nicht.

Die Republik hatte die parlamentarische Mehrheit, von der die Weimarer Verfassung beschlossen wurde, bei den Reichstagswahlen vom Juni 1920 verloren und konnte sie nicht wiedererlangen. Der Fortbestand des Parteiensystems aus dem Kaiserreich begünstigte im Wählervolk ein Übergewicht der antirepublikanischen Kräfte. Die sächsische Landtagswahl von 1926 hätte Gelegenheit zu einer Neugruppierung geben können. Zwei eindeutige Fronten hätten gegeneinander aufmarschieren sollen: für oder gegen die altsozialdemokratische Landesregierung Heldt. Damit wäre dem Volke eine klare Alternative geboten worden. Eine geschlossene Koalition aller Anhänger der Weimarer Verfassung, aus dem Bürgertum wie aus der Arbeiterschaft, hätte gebildet werden sollen. Sie hätte Aussicht gehabt, über die revolutionären Sozialisten zu siegen. Die Monatsschrift „Der Zusammenschluß“ war der Ort, wo ich einen solchen Gedanken vertreten konnte.¹⁰⁸

Ich erhielt von einigen Seiten Zustimmung. Froboese schrieb in seinem bereits mehrfach zitierten Brief vom 10. Dezember, mein Artikel sei sehr interessant, da er „in der Tat eine sehr wichtige und wenig beachtete Ursache der mangelnden Konsolidierung der Republik aufweist“. Er empfahl mir, Beziehungen zu Dr. Karl Thieme¹⁰⁹ in Leipzig aufzunehmen, der Mitglied unsres Hochkirchlich-Ökumenischen Bundes und anderseits der Sozialdemokrati-

¹⁰⁵ Zum sogenannten Sachsenkonflikt vgl. Stephan Voßen, Der Sachsenkonflikt, in: Helga Grebing/Hans Mommsen/Karsten Rudolph (Hrsg.), Demokratie und Emanzipation zwischen Saale und Elbe. Beiträge zur Geschichte der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung bis 1933, S. 263–272.

¹⁰⁶ Am 15.4.1926.

¹⁰⁷ Max Heldt (1872–1933), 1924–1929 sächsischer Ministerpräsident.

¹⁰⁸ Die sächsischen Wahlen, in: Der Zusammenschluß, Heft 9 (1926/27), S. 14–20.

¹⁰⁹ Karl Otto Thieme (1902–1963), Theologe und Historiker, 1927–1930 Assistent und Dozent an der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin, 1931–1933 Professor für Geschichte und Staatsbürgerkunde an der Pädagogischen Akademie Elbing, 1933 aus dem Staatsdienst entlassen, zeitweise in „Schutzhaft“, 1934 konvertiert, 1935 in die Schweiz emigriert, 1947 Dozent für Europäische Geschichte in Mainz, 1953 Professor.

schen Partei sei und mit dem ich wohl Berührungspunkte haben müsse. Ich wandte mich infolgedessen am 18. Dezember brieflich an Thieme, der zum 1. Januar 1927 als Assistent an der Hochschule für Politik nach Berlin übersiedelte. Aus dem Briefe geht hervor, daß ich ihn in Leipzig schon einmal selbst gesprochen hatte. Er war der Sohn eines liberalen Theologen, war aber selbst zu mehr katholischen Einsichten gelangt und zugleich für die deutsche Politik an der Bildung einer „republikanischen Union“ interessiert. Daher war mir an seiner Bekanntschaft gelegen.

Die Wahlen in Sachsen beließen der Alten Sozialdemokratischen Partei von ihren 23 Mandaten nur vier.¹¹⁰ Doch reichten diese wenigen noch aus, daß Heldt Ministerpräsident bleiben konnte, wenn sich die bürgerlichen Parteien seiner Führung unterstellten. Die radikale Sozialdemokratie blieb ausgeschaltet, nur hätte man der Koalition der Verfassungsparteien jetzt nach außen werbewirksame Form verleihen müssen, damit sie weithin populär werden konnte. Jedoch gerade dafür war die neugegründete Parteizeitung der Alten Sozialdemokraten „Der Volksstaat“¹¹¹ ganz unbrauchbar. Man hatte zum Chefredakteur Ernst Niekisch¹¹² berufen, der zwar gewiß ein originaler Kopf, aber in Sachsen ganz landfremd war.

[. . .]¹¹³ Bei den nächsten Reichstagswahlen vom Mai 1928 fiel die Alte Sozialdemokratie ins Nichts zurück.

Gleichzeitig mit ihr kam auch der Hochkirchlich-Ökumenische Bund an sein Ende. Auf der Herbsttagung des nunmehr ohnehin bloß noch „Ökumenischen“ Bundes am 25. Oktober 1927 unter dem Vorsitz von Glinz fand in geschlossener Mitgliederversammlung eine Beratung statt mit dem Thema: „Hat der Ökumenische Bund noch eine Aufgabe, und welche? Aussprache und eventuell Beratung neuer Satzungen“.¹¹⁴ Ich war bei dieser Veranstaltung nicht mit in Berlin.

[. . .]¹¹⁵

¹¹⁰ Landtagswahlen vom 31. 10. 1926. Vgl. hierzu Christopher Hausmann, Die „Alte Sozialdemokratische Partei“ 1926–1932, in: Grebing/Mommsen/Rudolph, Demokratie und Emanzipation, S. 273–294.

¹¹¹ „Der Volksstaat“ erschien in Dresden als Tageszeitung von 1926 bis 1929.

¹¹² Ernst Niekisch (1889–1967), Volksschullehrer, 1917 Eintritt in die SPD, Februar–April 1919 Präsident des Zentralrats der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte Bayerns, 1919–1922 Mitglied der USPD, 1921–22 Vorsitzender der USPD-Landtagsfraktion in Bayern, 1922–1926 Mitglied der SPD, 1926–1928 Mitglied der Alten Sozialdemokratischen Partei Sachsens bzw. Deutschlands, 1926–1934 Herausgeber der Zeitschrift „Widerstand“.

¹¹³ Auslassung: 3 1/2 Seiten. Über Ernst Niekisch und die ASP.

¹¹⁴ Vgl. hierzu Gustav Adolf Glinz, Herbsttagung des Ökumenischen Bundes. Der Weg zur Arbeitsgemeinschaft, in: Una Sancta 3 (1927), S. 524–526, hier S. 525 und Alfred von Martin, „Ökumenische Arbeitsgemeinschaft“, in: Religiöse Besinnung, Heft 2 (1928), S. 183–188, hier S. 187/188.

¹¹⁵ Auslassung: 18 Zeilen. Wiederholung der Schilderung auf S. 144f. über die Vorgänge bei der Umbenennung der „Una Sancta“ in „Religiöse Besinnung“.

Mit dem Jahre 1928 trat meine Arbeit an der Geschichte der „Kölnischen Zeitung“ in ein Stadium von entscheidender Bedeutung. Am Ende dieses Jahres sollte ich vertragsgemäß mein Manuskript in Köln abliefern. Da ich außerdem im Freiburger Gymnasium jetzt wieder meinen vollen Schulunterricht zu geben hatte, brauchte ich jeden freien Tag oder Nachmittag für diese Arbeit. Ich mußte regelmäßig einen großen Teil sämtlicher anfallender Schulferien opfern, etwaige Archivreisen in diese Wochen legen oder sie sonst dazu benutzen, mit Niederschriften voranzukommen. Während der Sommerferien 1928 war ich wochenlang in Köln. Zwar gab es da auch lustige Stunden in der Gesellschaft von Redakteuren: an deren Stammtisch im „Kitschburger Hof“ oder in der Presseausstellung in Deutz. Es gab dabei manche geistige Anregung. Sonntags konnte ich Ausflüge in die Eifel machen. Alles trug dazu bei, mich von den hochkirchlichen und ökumenischen Interessen abzulenken. So regte ich mich von mir aus zunächst wenig auf über die päpstliche Enzyklika „Mortalium animos“¹¹⁶, die den römischen Katholiken die Beteiligung an kirchlich unautorisierten ökumenischen Bestrebungen verbot.

Da erreichte mich Anfang Februar 1928 ein Brief des Pfarrers Glinz aus Müllheim, der den dringenden Wunsch äußerte, ich möchte mich für den Termin der in Aussicht genommenen nächsten Tagung des Ökumenischen Bundes freihalten. Er selbst könne sie wegen Erkrankung nicht leiten und Martin habe abgesagt. Er war mit Albani – jetzt Bibliothekar in Paderborn – in Verbindung getreten, weil er selbst an der Möglichkeit einer Weiterführung der Arbeit verzweifelte. Er schrieb:

Ich halte Dr. Albani für die letzte Möglichkeit von katholischer Seite und Sie, verehrter Herr Doktor, für die letzte Möglichkeit auf unsrer Seite. Ich bin nämlich unwiderruflich entschlossen, von der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft – er sagte nicht mehr „Bund“ – zurückzutreten. Der letzte päpstliche Erlaß scheint mir jede ehrliche Möglichkeit, mit römischen Katholiken fruchtbar und ohne beiderseitige Gewissensbeschwerung zusammenzuwirken, mehr als in Frage zu stellen. Jedenfalls bringe ich meinerseits den Mut und die Freudigkeit dazu nicht mehr auf. Ich freue mich aufrichtig, wenn es dennoch gelingen sollte, die Ökumenische Arbeitsgemeinschaft weiterzuführen. Wenn Ja, so kann dies unter Ihrer und Dr. Albanis Ägide geschehen, und ich würde in diesem Falle den Vorschlag machen, Sie beide möchten sich in den Vorsitz teilen.

Es war der Geschäftsführer Froboese, der die Tagung denn wirklich einberief, nach Berlin, auf Mittwoch, 27. Juni. Am 14. Juni schrieb er an mich:

Wir müssen uns unbedingt darüber klar werden, was nun eigentlich werden soll. Den allgemeinen Pessimismus, der sich nach Erlaß des päpstlichen Rundschreibens überall zeigt, teile ich nicht. Katholiken treten zahlreicher

¹¹⁶ Enzyklika Pius' XI. vom 6. 1. 1928.

– mit Bewilligung ihrer Beichtväter – bei uns ein. Auch Pfarrer Reymann in Oelse hat die Erlaubnis seines Bischofs, unserm Bunde beizutreten. Unsre Arbeitsgrundsätze stehen ja auch in keinem Widerspruch zur päpstlichen Enzyklika. Auch Albani liegt außerordentlich daran, daß unsre Arbeit nicht einschläft. Bei Leuten von der Art von Martins schlägt natürlich die anfängliche Begeisterung nun in das Gegenteil um. Doch wie dem auch sei: Wenn wir auf „neuer Grundlage“ nicht weiterarbeiten können, möchten wir doch unsre Angelegenheit in irgendeiner Weise liquidieren. Es wäre ja an sich richtig, daß von Martin dem Kinde, das er in die Welt gesetzt hat, auch ein Begräbnis erster Klasse bereitet. Es ist aber höchst unsicher, ob er kommen wird.

Um so dringender bat Froboese mich, zur Stelle zu sein. Auch von den beiden katholisch-apostolischen Herren Brendel und König, die immer eng mit Froboese Fühlung hielten, wurde ich schriftlich gebeten, nach Berlin zu kommen. Ich mußte wegen meiner sonstigen Arbeitsbelastung trotzdem absagen. Aber ich ließ die Herren wissen, daß ich den „Pessimismus“ auch nicht teilte:

Wenn Sie und die andern Berliner Hoffnungen für den Ökumenischen Bund haben, so erhalten Sie ihn ruhig aufrecht. Ich bleibe dann auch Mitglied. Denn ich weiß, Sie sind urteilsfähig. (. . .) Freilich, vorläufig kann ich kein Amt übernehmen.

In ähnlichem Sinne schrieb ich auch an Albani, der am 27. Juni das Hauptreferat hielt.¹¹⁷ Am Nachmittag wurde endgültig beschlossen, aus dem „Bund“ eine „Ökumenische Arbeitsgemeinschaft“ zu machen. Froboese versandte an die Mitglieder einen Bericht über den Verlauf. Er kommentierte diesen am 17. August dahin, daß die neuen Leitsätze¹¹⁸ erkennen ließen, daß es sich um einen Neubeginn handle:

daß die Ökumenische Arbeitsgemeinschaft keine Fortsetzung des bisherigen Ökumenischen Bundes, sondern etwas Neues bedeutet. Wir bitten daher um eine kurze Äußerung, ob die Mitgliedschaft auch für die neue Arbeitsgemeinschaft weiterbestehen soll. Schweigen gilt als Zustimmung.

Martin, der trotz seines „Pessimismus“ doch in Berlin erschien, ließ sich durch das Referat Albanis bekehren. Er begründete diese „Bekehrung“ später ausführlich in einem Artikel der „Religiösen Besinnung“, den er auch als Sonderdruck versenden ließ.¹¹⁹ Als Kernsatz seiner Ausführungen notiere ich hier nur, daß sich nach Albanis Vortrag eine kritische Diskussion über „Mortalium ani-

¹¹⁷ Johannes Albani, Aufgaben ökumenischer Arbeit, gedruckt in: Religiöse Besinnung, Heft 3 (1928), S. 208–227.

¹¹⁸ Gedruckt in: Alfred von Martin, „Ökumenische Arbeitsgemeinschaft“, in: Religiöse Besinnung, Heft 2 (1928), S. 183–188, hier S. 188.

¹¹⁹ Ebd.

mos“ auf der Tagung ertübrigte, weil Albani augenscheinlich erwiesen habe, daß auch die Enzyklika keineswegs alle Türen zugeschlagen habe. Freilich schien es notwendig zu betonen, daß nunmehr auch die Werbearbeit in erster Linie Sache unsrer römisch-katholischen Mitglieder und Freunde sein muß; aber auch das fand bei diesen verständnisvolle Zustimmung.

Martins Artikel schloß ab mit der Wiedergabe der neuen Leitsätze, die am 27. Juni aufgestellt worden waren.

Wenn ich selbst nachträglich die Beschlüsse prüfte, so fand ich, daß zwar der hochkirchliche Gedanke jetzt so ziemlich begraben wurde, anderseits aber die Arbeitsgemeinschaft dem, worauf mir's besonders ankam, sogar mehr entsprach als der Hochkirchlich-Ökumenische Bund. Es wurde nämlich eine Konkretisierung in dem Sinne erreicht, daß sich das Interesse fast ganz auf die Annäherung der Standpunkte deutscher Protestanten und Katholiken beschränkte. Es ging mir ja, wie ich oben dargelegt habe, gar nicht so sehr um eine globale Ökumenizität, sondern um die deutsche Kirche, die einstmals die Kirche des Reiches gewesen war, durch Luthers Reformation aber reduziert und schließlich mit der Auflösung des Reiches ganz zerstört wurde. Ich habe ausgeführt, daß die Papstkirche in Deutschland geschichtlich doch nur als der größte Splitter der „lateinischen“ Reichskirche angesehen werden kann, deren besondere Gestalt man in den Blick bekommt, wenn man bedenkt, daß es ja auch eine griechische, eine russische und eine Anzahl von orientalischen Kirchen gibt. Der Calvinismus hat trotz seiner Rom- und Reichsfeindschaft diesen „lateinischen“ oder „abendländischen“ Charakter auch, und vom Anglikanismus kann man heute nicht mehr sagen, daß er eine bloße „Landeskirche“ sei. Das Schicksal der Kirche in Deutschland ist aber gerade die verhängnisvolle Auflösung in Landeskirchen, die Luthers Reformation verschuldet hat. Sie hat seit dem Ende des Reiches auch auf die Katholiken eingewirkt. Es gab im 19. und noch im 20. Jahrhundert zum Beispiel die ziemlich ausgeprägten Varianten eines „bayerischen“ oder „österreichischen“ Katholizismus. Auf evangelischer Seite war das Schlimmste das Staatschristentum der „Altpreußischen Union“. Dieser Zustand war es ja, der mich am Ende des Ersten Weltkriegs zu hochkirchlichem Denken führte, wie es die kursächsischen Lebenserinnerungen hier an vielen Stellen zeigen. Mein Hauptwunsch war, deutschen Protestantismus verhandlungsfähig mit der katholischen Kirche zu machen. Dazu konnte die Arbeitsgemeinschaft möglicherweise ein besserer Ansatz werden, als es der „Bund“ und die Hochkirchliche Vereinigung gewesen waren.

Die Konstituierung eines neuen Vorstands der Arbeitsgemeinschaft wurde am 27. Juni vertagt. Es wurde nur bestimmt, daß zwei Vorsitzende, ein evangelischer und ein römisch-katholischer, gewählt werden sollten, die paritätisch oder alternierend tätig werden könnten. Die Geschäfte konnte einstweilen Froboese führen. Auf der nächsten Tagung in Berlin wurden die Wahlen nachgeholt. Es wurde stillschweigend angenommen, daß Albani und ich gewählt werden sollten. Doch trat an Albanis Stelle am 5. Dezember 1928 der junge

Assistent am Sozialwissenschaftlichen Institut der Universität Köln, Dr. Franz Müller.¹²⁰ Er war mir gut befreundet. Eine reibungslose Zusammenarbeit mit mir war garantiert und wurde auch nie gestört. Ich konnte die Wahl annehmen, weil ich sicher war, mein Manuskript über die Geschichte der „Kölnischen Zeitung“ in den nächsten Monaten abzuschließen.

[. . .]¹²¹

Hier ist nun der Ort, auf das zurückzublicken, was ich selbst in den Jahren des Untergangs der Weimarer Republik erlebt habe. Unmittelbar vor meiner sizilischen Reise im Frühling 1929 konnte ich mein großes Manuskript über die Geschichte der „Kölnischen Zeitung“ abschließen und es bald nach der Heimkehr dem Verlag DuMont-Schauberg vorlegen. Es war zu ausführlich geraten; ich mußte es fast um die Hälfte verkürzen, hatte aber dabei die Genugtuung, daß die Darstellung übersichtlicher und lesbarer wurde. In der neuen Fassung wurde es gern angenommen. Gegen Ende 1930 wurde es als Zweiter Band der Zeitungsgeschichte – ein erster Teil von Ernst von der Nahmer lag ja seit 1920 schon vor – publiziert. Das Buch erhielt günstige Rezensionen. Mir war damit der Beweis geglückt, daß ich nicht bloß imstande war, Geschichte zu schreiben, sondern auch die mühsame Kleinarbeit der historischen Quellenforschung zu leisten. Ich verfügte nun über eine Habilitationsschrift, mit der ich für ein akademisches Lehramt qualifiziert war. Als ich 1919 ständiger Lehrer am Freiburger Gymnasium wurde, nahm ich das Amt mit dem stillen Vorbehalt an, es nicht unbedingt als meine Lebensstellung zu betrachten, sondern möglicherweise auch Publizist oder Hochschullehrer zu werden. Publizist hätte ich mehr als einmal werden können als Herausgeber der „Una Sancta“ oder der „Religiösen Besinnung“. Noch im Jahre 1930 hat mich Dr. Georg Boß oft bedrängt, die Herausgabe der „Religiösen Besinnung“ mit ihm gemeinsam oder auch allein zu übernehmen.¹²² Ich wäre damit ein Angestellter des Verlags Frommann geworden, dessen Eigentum die Vierteljahrsschrift war. Ich hätte dabei Studienrat in Freiberg bleiben können, so gut wie Boß ja Studienrat in Nürnberg war. Ich habe das standhaft abgelehnt, weil ich mir angesichts der innerpolitischen Entwicklung, die Deutschland nahm, keine guten Chancen für die hochkirchlich-ökumenische Bewegung ausrechnen konnte, und weil ich zur Fertigstellung meiner Zeitungsgeschichte vertraglich verpflichtet war. Ich hätte auch Redakteur an der „Kölnischen Zeitung“ werden kön-

¹²⁰ Franz Hermann Müller (geb. 1900), 1928–1934, Assistent am Sozialwissenschaftlichen Institut der Universität Köln, 1936 Emigration in die USA, 1936–1940 Assistant Professor an der Universität St. Louis, Missouri, 1940–1968 Associate Professor am College of St. Thomas, St. Paul, Minnesota.

¹²¹ Auslassung: 15 1/2 Seiten. Über Veranstaltungen der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft, Briefwechsel, Bekanntschaft mit Alfred Dedo Müller, Auseinandersetzung mit den Auffassungen Otto Kunzes und Georg Meonius, Ferienreisen in die Schweiz und nach Italien, Ausführungen über Hitler, Wilhelm II. und die Rolle Preußens in der deutschen Geschichte.

¹²² Vgl. hierzu IFZ-Archiv, ED 163 (NL Thieme), Bd. 66.

nen, um es dort bequemer zu haben, der Geschichtsschreiber der Zeitung über den laufenden Auftrag hinaus zu bleiben. Hier durfte ich sogar mit einer gesicherten Lebensstellung rechnen. Denn kein Mensch konnte vor 1933 ahnen, daß der Nationalsozialismus sogar die „Kölnische Zeitung“ unterdrücken werde. Der erfolgreiche Abschluß der Zeitungsgeschichte von 1930 stellte mir Besseres in Aussicht: eben die Habilitation in Leipzig. Daß ich dann früher oder später eine Geschichtspr Professur würde erlangen können, das traute ich mir zu.

Denn, wie gesagt, ich wollte nicht lebenslang in Freiberg bleiben, jetzt weniger als früher. Ich war bei der Mehrheit meiner älteren Kollegen nicht beliebt, weil sie mich im Verdacht katholischer Neigungen hatten und weil mein Geschichtsunterricht nicht „national“ war. Auch in der Elternschaft des Gymnasiums hatte ich viele Gegner. Man nahm mir und meiner Frau übel, daß wir nicht in die „Gesellschaft ‚Phönix‘“ eintraten, also vom üblichen Lebensstil des „Akademikers“ und Reserveoffiziers abwichen. Den Zusammenkünften des Freiburger „Filialpaulus“ blieben wir nicht fern, aber warm wurden wir in diesem Kreise nicht. Der Vorsitzende Pfarrer Jagsch¹²³ von der Petrikirche war Vorstandsmitglied im Evangelischen Bund, hatte also für meine Mitgliedschaft im Zentrum nicht das mindeste Verständnis. Er war übrigens theologisch kein Licht, so daß er auch für einen Gedankenaustausch mit mir nicht in Frage kam. Im übrigen trug ich viel lieber die weiße Mütze von Jena als die blaue von Leipzig.

So war es uns eine Freude, im Sommer 1928 das hundertjährige Stiftungsfest der Sängerschaft in Jena¹²⁴ mitzufeiern. Da traf ich wirklich viele alte Freunde. Hier konnten wir ein echtes Erinnerungsfest mitbegehen. Meine Frau war ja selbst Paulinertochter, und so konnten wir uns beide noch einmal in alter Weise wohlfühlen. Es war der letzte Höhepunkt der hundertjährigen Korporationsgeschichte. Wenige Jahre später wurde unsre Sängerschaft denaturiert zu einer nationalsozialistischen „Gefolgschaft“ und während des Zweiten Weltkriegs ganz aufgelöst.¹²⁵ Es war kein ehrenvoller Untergang des alten Verbindungsstudententums, daß es sich widerstandslos von den Hitlerbarbaren „gleichschalten“ ließ und damit seine Tradition verriet. Die Sängerschaft zu St. Pauli in Jena konnte natürlich nach dem Kriege unter kommunistischer Herrschaft nicht wieder erstehen. Wir pflegten in Leipzig die Erinnerung an sie noch in einer Stammtischrunde, aber in diesem Kreis hatte ich außer unserm Hausarzt Bocksch keinen mir nahestehenden Freund. Die meisten meiner echten Freunde unter der weißen Mütze waren entweder schon im ersten Kriege gefallen oder starben darnach zu früh, zum Beispiel Rudolf Klose schon 1928, Hans Wilde 1939, Hans Schuderoff bald nach dem Kriege. Fritz Herrmann war Arzt in Pirna, kam mir aber aus den Augen und ist heute auch

¹²³ Johannes Jagsch (1874–1958), 1902–1910 Pfarrer in Tannenberg/Erzgebirge, 1910–1925 in Skäßchen, 1925–1931 in Freiberg in Sachsen.

¹²⁴ Siehe oben S. 27, Anm. 4.

¹²⁵ Die Selbstauflösung der Deutschen Sängerschaft erfolgte bereits 1935.

schon längst nicht mehr. So habe ich seit 1933 mit dem Paulinertum und dem ganzen Verbindungsstudententum nichts mehr zu tun. Der einzige, mit dem ich noch längere Zeit Beziehungen hatte, war Kurt Böttcher, Studienrat in Bautzen. Er wurde nach 1945 Kommunist. So hörte unsre Verbindung auf, als ich 1950 ins Lager des „Klassenfeinds“ nach München ging. Böttcher wurde übrigens sehr krank und ist jetzt auch schon lange dahin.

Trotzdem blieben meine Beziehungen zu Bautzen lebendig, weil ich dort nahe Freunde behielt in Rudolf und Lore Böttger. Rudolf ist heute zusammen mit Hellmut Döring in Freiberg Repräsentant meiner ehemaligen Schüler in Sachsen. Ich erwähnte schon früher, daß die Wissenschaftliche Vereinigung in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre wesentlich kein Schülerkreis mehr war. Sie veranstaltete Jahrestreffen mit Leseabenden und wissenschaftlichen Referaten im Domgemeindehaus. Der erste Referent war 1927 Dedo Müller.¹²⁶ Ihm folgten 1928 Hermann Heller¹²⁷, 1929 Joachim Wach¹²⁸, beide Hochschullehrer in Leipzig. Ich überließ es meinen Schülern, jeweils den Referenten vorzuschlagen, denn sie lernten auf den Universitäten Dozenten kennen, die sie für geeignet hielten. Heller war ein temperamentvoller linker Sozialist. Wach fühlte sich der Jugendbewegung verbunden, war aber bedeutend reservierter. Heller rechnete ihn zu den „anämischen Kerlen“, die sich nie zu einer wirklichen Tat aufraffen könnten. Der vierte Referent war 1930 Alfred Baeumler¹²⁹, der an der Technischen Hochschule in Dresden auf einige meiner Freunde begeisternd gewirkt hatte. Er war ein Anhänger Nietzsches, über dessen Werk er geschrieben hatte.¹³⁰ Als er, wie regelmäßig die Referenten, zum Mittagessen und andern Mahlzeiten unser Gast war, merkte ich in den Gesprächen seine Sympathien für den Nationalsozialismus. Er war „Sudeten-deutscher“ und teilte die alldutschen Neigungen der Deutschen im Egerland und ganz Böhmen.

[...] ¹³¹

Ich habe dem Denken Alfred Baeumlers schon 1930 angemerkt, daß es erkrankt war. Nach Hitlers „Machtergreifung“ kam er nach Berlin und spielte

¹²⁶ Alfred Dedo Müller (1890–1972), 1930–1958 Universitätsprofessor für Praktische Theologie und Direktor des Predigerkollegs St. Pauli in Leipzig.

¹²⁷ Hermann Heller (1891–1933), Jurist, 1922–1926 Direktor des Volksbildungswerkes Leipzig, 1926–1928 am Kaiser-Wilhelm-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, Berlin, 1928–1932 Professor in Berlin, 1932–1933 Professor in Frankfurt/M.

¹²⁸ Joachim Wach (geb. 1897), Religionswissenschaftler, 1924 Dozent der Dogmatik in Leipzig, ab 1935 in den USA.

¹²⁹ Alfred Baeumler (1887–1968), 1929 Professor für Philosophie und Pädagogik in Dresden, 1933 auf den neu eingerichteten Berliner Lehrstuhl für politische Pädagogik berufen, wo er zum Vertreter der Dienststelle Rosenberg für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP wurde, 1942 dort Leiter des Amtes Wissenschaft.

¹³⁰ Alfred Baeumler, Nietzsche der Philosoph und Politiker, Leipzig 1931.

¹³¹ Auslassung: 1 Seite. Über die Deutschen in Böhmen in der Zwischenkriegszeit.

dort eine Zeitlang an der Universität eine Rolle.¹³² Ich habe 1933 gefürchtet, daß er mich in seinem Fanatismus als Volksfeind denunzieren könnte. Doch ist das nicht geschehen.

Als Referenten für die Tagung der Wissenschaftlichen Vereinigung von 1931 wollte ich Professor Heldmann in Halle gewinnen. Er kam aber nicht selbst, sondern schickte uns nur einen Schüler, Herrn vom Hövel, der über den Föderalismus von Konstantin Frantz¹³³ redete. Meine Familie war einige Monate vorher von der Freiburger Fischerstraße auf die Schützenstraße umgezogen, weil wir eine größere Wohnung brauchten. Unser Sohn Hans war nun neun Jahre alt, würde bald aufs Gymnasium kommen und brauchte ein eigenes Zimmer. Die neue Wohnung war repräsentativer als die alte, aber nicht so schön gelegen. Wir haben uns in ihr nicht so wohl gefühlt wie vorher, haben auch nur knapp drei Jahre darin zugebracht, weil wir dann Freiberg verließen. Hövel war der einzige Referentengast in der neuen Behausung. Als solcher ist er mir stärker in Erinnerung geblieben als durch seinen Vortrag. Als unsre zahlreichen Gäste in Erwartung des Mittagessens an der festlichen Tafel in unserm größten Zimmer versammelt waren und deren Schmuck bewunderten, ließ auf einmal Hans seine Stimme laut und spontan ertönen: „Und wer bezahlt den ganzen Schwindel? Wir natürlich!“ Da gab es eine Sekunde lang lähmendes Entsetzen und dann eine gewaltige Lachsalve. Ich glaube, daß auch Herr vom Hövel den Zwischenfall nicht übel vermerkt hat.

Für das Jahr 1932 muß ich hier eine Lücke lassen. Ich weiß nicht mehr, ob da zur üblichen Herbstzeit überhaupt eine Jahrestagung der Wissenschaftlichen Vereinigung stattgefunden hat. Die Zeit vor den Reichstagswahlen vom 6. November, als Herr von Papen¹³⁴ das Parlament zum zweiten Male heimgeschickt hatte, war sehr turbulent. Ich weiß nur, daß wegen eines Referats mit Robert Saitschick¹³⁵ verhandelt worden ist. Den Professor hatte Kromayer bei einer Jugendtagung auf der Burg Lauenstein im Frankenwald kennengelernt und schlug ihn nun uns als Referenten vor. Die Lücke in meiner Erinnerung weist wohl darauf hin, daß keine Vereinbarung zustande gekommen ist.

Wenn so die Aktivität der Wissenschaftlichen Vereinigung vorübergehend gelähmt gewesen zu sein scheint, war die der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft schon fast zu Ende. Auf eine Berliner Tagung vom 17. Januar 1930¹³⁶ konnte keine andere mehr folgen. Hier hielt der Pfarrer Erich Sinz aus Hohen-dorf das Hauptreferat über das Thema „Kontroverspunkte der Gnadenlehre“.

¹³² Siehe oben Anm. 129

¹³³ Konstantin Frantz (1817–1891), politischer Schriftsteller.

¹³⁴ Franz von Papen (1879–1969), Juni–Dezember 1932 Reichskanzler, 1933/1934 Vizekanzler, 1934–1936 Gesandter, 1936–1938 Botschafter in Wien, 1939–1944 Botschafter in Ankara.

¹³⁵ Robert Saitschick (1867–1965), 1894 Professor für Kultur- und Geistesgeschichte in Neuchâtel, 1895 in Zürich, 1914 in Köln, 1925 emeritiert.

¹³⁶ IfZ-Archiv, ED 163 (NL Thieme), Bd. 23, Tätigkeitsbericht der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft 1930/31.

Breiteren Raum aber beanspruchte nach dem Geschäfts- und Kassenbericht eine Aussprache „über die Einrichtung unsrer Arbeit“, besonders im Hinblick auf die Zukunft unsrer Zeitschrift „Religiöse Besinnung“. Diese sollte ihren dritten Jahrgang beginnen, aber es war völlig ungewiß, wie sie finanziert werden sollte. Dr. Boß erklärte sich außerstande, die Redaktionsarbeit allein weiter zu leisten. Er wollte mich sozusagen erpressen, als Mitherausgeber einzutreten. Das Ergebnis der Diskussion war, ihm den Vorschlag zu machen, er möge nur zwei von den vier Jahreshften redigieren. Die beiden andern könnten als Sonderhefte über bestimmte Themen ausgegeben werden, deren Redaktion andere besorgen könnten. Dr. Thieme und ich erklärten sich bereit, je ein solches Sonderheft zusammenzustellen. Aber auf diese Weise wollte sich Boß keinesfalls helfen lassen: Dann wollte er die Herausgeberschaft doch lieber allein behalten. Es dauerte jedoch bis zum 27. März, ehe er sich zu diesem Entschluß durchgerungen hatte. Und es dauerte noch ein weiteres Vierteljahr, bis ich, der ja diese Verhandlungen brieflich zu führen hatte, mit ihm über die Zahlungen übereinkommen konnte, die die Arbeitsgemeinschaft leisten sollte. Schließlich übernahmen wir die Honorare, 1000 Mark an ihn selbst als Herausgeber, 1600 Mark an die Mitarbeiter. Die Gelder sollten direkt ihm überwiesen werden, so daß wir mit dem Verlag Frommann geschäftlich gar nichts zu tun bekamen. Auf diese Weise gelang es, den 3. Jahrgang finanziell zu sichern. Die Arbeitsgemeinschaft mußte darin ihren augenblicklichen Daseinszweck erblicken. Für die Abhaltung von Tagungen blieb vorerst kein Geld übrig. Leider konnte die Ausgabe der vier Vierteljahrshefte nun erst im Sommer statt Anfang 1930 beginnen. Dabei konnte publizistisch die Situation als vielversprechend betrachtet werden. Der Vorstand der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft konnte die Mitglieder durch ein Rundschreiben informieren, in dem es hieß:

Die Lage der Zeitschrift ist ideell betrachtet überaus hoffnungsvoll. Der Leserkreis reicht weit über die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft hinaus. Die „Religiöse Besinnung“ hat sich im evangelischen wie im katholischen Deutschland einen Stamm treuer Leser erobert, die sie nicht mehr missen mögen. Auf die „Bitte an die Leser“, die der Herausgeber Dr. Boß im letzten Hefte (Jahrgang II, Nr. 3)¹³⁷ veröffentlichte, sind aus beiden konfessionellen Lagern zustimmende Erklärungen in großer Zahl eingegangen, die den Herausgeber nicht selten geradezu beschwören, die in der Zeitschrift begonnene ökumenische Arbeit fortzusetzen und sich durch etwaige Enttäuschungen nicht entmutigen zu lassen. (. . .)

Auch an günstigen Rezensionen in Blättern beider Konfessionen fehlte es nicht (was mit Hinweisen aus dem katholischen Deutschland und Österreich belegt wurde).

Es ist nicht leicht, im dichtbelaubten deutschen Blätterwalde ein Plätzchen an der Sonne zu erringen. Aber der „Religiösen Besinnung“ wird es gelin-

¹³⁷ Georg Boß, Eine Bitte an die Leser, in: Religiöse Besinnung, Heft 3 (1929/1930), S. 121–123.

gen. Sie ist so originalen Wesens, daß sich ihr in ihrer Art keine zweite Zeitschrift zur Seite stellen kann. Denn es gibt keine andere periodische Druckschrift in unserm Vaterlande, in der beide große Konfessionen, Katholiken und Protestanten, prinzipiell zu gleichen Rechten in rein sachlicher Aussprache zu Worte kommen und die sich prinzipiell und primär an Leser aus beiden Lagern zugleich wendet. Es gibt aber keine Position der ökumenischen Arbeit, der größere grundsätzliche Wichtigkeit zukommen könnte als dem irenischen Gedankenaustausch gerade dieser beiden Gruppen der Christenheit.

Was der letzte Satz dieser Kundgebung besagt, war genau das, was ich vor zehn Jahren in der Hochkirchlichen Vereinigung betont hatte. Angesichts der Ausichtslosigkeit, landeskirchliche Regierungen zu hochkirchlichen Reformen zu bewegen, sei die Sammlung derer, die für eine Annäherung der beiden deutschen Hauptkonfessionen eintreten wollten, das einzige erreichbare Ziel; darin konnte man sich jetzt bestätigt fühlen. Meine Gesinnungsfreunde und ich waren 1924 aus der Hochkirchlichen Vereinigung ausgetreten, weil sie „den klaren und scharfen Trennungsstrich gegen Rom“ auf keinen Fall ziehen wollten. Die deutschen Protestanten sollten sich nicht allein an das „vom Teufel gestiftete Papsttum“ erinnern, sondern auch an die mit den Katholiken gemeinsame Herkunft aus der „Reichskirche“, die durch die unglückselige Begründung von Landeskirchen zerstört worden war. „Katholisch“ sein hatte ja in unsrer Geschichte noch einen andern Sinn als bloß „päpstlich“ sein. Ich brauchte mir nicht zu sagen, daß ich einen Fehler begangen hätte, Vorsitzender der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft zu werden. Zu fragen ist heute im Rückblick nur, warum ich mich auch nach dem Abschluß meiner Zeitungsgeschichte 1930 geweigert habe, die Herausgabe der „Religiösen Besinnung“ selbst zu übernehmen. Ich wäre doch wahrscheinlich damit der anerkannte Führer der Ökumenischen Bewegung Deutschlands geworden.

Die Antwort muß lauten: So gut die ideellen Aussichten gewesen sein mögen, die materiellen waren schlecht, und insbesondere über die politischen in Deutschland konnte ich schwere Befürchtungen nicht unterdrücken. In einem noch immer oder schon wieder preußisch bestimmten Deutschen Reiche konnte sich eine ökumenische, in letzter Absicht ja doch katholisch ausgerichtete Bewegung unter den Protestanten schwerlich frei entfalten. Unter den politischen Verhältnissen von 1931, und in den folgenden Jahren erst recht, war unsre Sache leider unzeitgemäß. Ich mußte es für einen politischen Fehler halten, mich hier publizistisch zu exponieren. Dr. Boß konnte vom Sommer 1930 an den 3. Jahrgang noch zu Ende führen. Anfang 1931 fragte er bei Dr. Thieme – jetzt Dozent an der Pädagogischen Akademie in Elbing – an, ob er die Leitung des 4. Jahrgangs übernehmen wolle, und hier hatte er Glück: Thieme erklärte sich dazu bereit. Ich besitze einen Brief Froboeses vom 14. Juni 1931, in dem er schreibt:

Auch ich freue mich, daß die Zeitschrift von Dr. Thieme weitergeführt wird. Es ist wohl selbstverständlich, daß wir nun auch noch nicht die Flinte ins Korn werfen, sondern versuchen müssen, in möglichst engem Einverneh-

men mit Thieme unsre Arbeit fortzusetzen, wenn auch – wie das unter den heutigen Verhältnissen nicht anders sein kann – in bescheidenem Umfange.

Unterm 16. Juni schrieb mir Thieme selbst aus Elbing, daß er trotz „miserabler“ materieller Bedingungen zugegriffen habe. Er hoffe zur Adventszeit zunächst ein „Eschatologie-Heft“ und dann eins über „Konfessionen und Staat“ herausbringen zu können.

Dieser Termin konnte dann nicht ganz eingehalten werden; aber am Jahresende waren die Vorbereitungen lebhaft im Gange. Die Arbeitsgemeinschaft wollte durch ein Rundschreiben an die Mitglieder für den neuen Herausgeber werben. Froboese schrieb mir am 21. Dezember, er wolle es, um alles gründlich und ordentlich zu machen, nach Neujahr versenden. Wir versprachen uns von Thieme mehr Realismus und praktische Arbeit als von Boß. Auch Thieme hatte mit diesem erst wieder Schwierigkeiten gehabt. Froboese wünschte meinen Besuch in Berlin: da wolle er mir Näheres berichten. „Erzählen ließe sich der Rattenkönig von Mißverständnissen ganz unmöglich“, schrieb er mir am 25. Januar 1932. „Sie haben ja selbst einige Erfahrung mit Boß.“

So erschien denn nun wirklich im Frühjahr 1932 das erste Heft des vierten Jahrgangs der „Religiösen Besinnung“. Der neue Herausgeber erbat sich von mir und dem katholischen Zweiten Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft, Dr. Franz Müller, „Geleitworte“. Das meinige wurde in diesem Heft veröffentlicht.¹³⁸ Ich will es zum Teil zitieren, weil es deutlich ausdrückt, daß es bei den ökumenischen Bestrebungen deutscher Protestanten am meisten darauf ankomme, ihre Blutsverwandtschaft mit römischen Katholiken zu bekennen und nicht andere Richtungen zu bevorzugen. Da wird man sich freilich auf negative Antworten gefaßt machen müssen.

Sie werden vielleicht sagen, daß Sie in Rom eine volkstumsfeindliche undeutsche Macht erblicken müßten oder daß Sie das römisch-katholische Dogma für eine von der Wissenschaft überwundene Weltanschauung halten müßten oder daß Sie in der katholischen Frömmigkeit nur eine wesensmäßig andere, vielleicht sogar minderwertige Art der Religiosität sehen könnten. Im Gegensatz dazu verlangt die ökumenische Gesinnung vom deutschen Protestanten das dreifache Zugeständnis, daß deutsches Volkstum auch im Schoße der römischen Kirche wohl aufgehoben sei, daß katholische Gläubigkeit keinen von der Wissenschaft überwundenen Standpunkt darstelle und daß keine der auf evangelischer Seite ungebräuchlichen Formen des Gottesdienstes und der Anbetung Ausfluß einer fremdartigen oder minderwertigen Religiosität sei.

Wir ökumenisch Gesinnten haben eine Fülle von Arbeit, wenn wir einen einigermaßen beträchtlichen Teil der deutschen Protestanten dazu bringen wollen, die Blutsverwandtschaft am Leibe Christi mit den römischen Katholiken wirklich zu spüren. Das Bewußtsein davon läßt sich nicht aus Büchern gewinnen, läßt sich dem Zweifler nicht mit Worten und Beweisgründen demonstrieren. Man muß die andern vielmehr von Mensch zu Mensch kennenlernen, muß

¹³⁸ Ökumenische Besinnung, in: Religiöse Besinnung, Heft 1 (1931/1932), S. 55/56.

zusammenkommen, miteinander reden und einander zum „Nächsten“ werden. Jeder Christ weiß, was das bedeutet und welche Früchte aus dem Verhältnis der Nächstenliebe reifen. Damit ist begründet, weshalb ökumenische Arbeit unter Protestanten nicht von Protestanten allein geleistet werden kann – und unter Katholiken nicht von Katholiken allein – sondern weshalb wesensnotwendig Christen aus beiden Lagern zusammenkommen müssen. (. . .)

Ein Recht des ökumenisch gesinnten Protestanten, diese seine Überzeugung zu revidieren oder ganz einzusargen, weil auf katholischer Seite gewisse irenische Vorbedingungen nicht erfüllt seien, kann es der Natur der Sache nach nicht geben. „Katholizität“ z. B., die den alten Widerwillen gegen die „Romanität“ nicht zu überwinden vermag und darum zwar mit allem „Katholischen“, nicht aber mit dem „Römischen“ ökumenische Gemeinschaft für denkbar oder wünschenswert hält: eine solche Katholizität scheint mir vorerst noch mancher Selbstbesinnung und geschichtlichen Besinnung zu bedürfen. Es gibt eine sehr kluge ökumenische Politik, die besagt, man müsse sich vor allem um die Vereinigung der außerrömischen Christenheit bemühen und demnach zuerst zwischen evangelischen und griechisch-katholischen Christen auf Verständigung bedacht sein. Gelingt diese, dann werde man dadurch einen Druck auf den römischen Annäherungswillen ausüben, der mehr Erfolg verspreche als alle direkten Verständigungsversuche. Demgegenüber muß betont werden, daß der wirklichen ökumenischen Aufgabe mit derartigen konfessionspolitischen Methoden nicht beizukommen ist. Denn die Aufgabe ist religiöser Art und wird nur erfüllt, wo ein Bewußtsein der Blutsverwandtschaft am Leibe Christi geschaffen wird.

Gedacht war dieser Artikel, wie gesagt, als Geleitwort in eine neue Phase der „Religiösen Besinnung“. Geworden ist er in Wirklichkeit zum Schlußwort unserer Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft, ja der ganzen hochkirchlichen Bewegung, die zu Beginn der Weimarer Republik entstanden, mit ihrem Untergang auch zu Ende gehen mußte.¹³⁹ Daß dies ihr Schicksal werden mußte, war mir schon immer klar gewesen. Als der Artikel geschrieben wurde, war es nur noch nicht ganz so weit. Es war schon richtig, daß mir die Führung der Arbeitsgemeinschaft übertragen wurde. Denn ich hatte am klarsten erkannt, worauf es in Deutschland am meisten ankommen mußte. Am Ende des Geleitwortes wies ich auf den heiligen Bonifatius hin, der im 8. Jahrhundert die entstehende deutsche Kirche mit Rom verknüpft hatte. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts hatten nur für einen Teil des deutschen Volkes diese Verknüpfung gelöst. Erst nach der Französischen Revolution wurde durch die große Säkularisation im Jahre 1803 die Reichskirche endgültig zerstört, die Deutschlands Stämme und Stände ein Jahrtausend zusammengehalten hatte. Damit war für mich das reale geschichtliche Feld klar erkennbar, auf dem ökumenisch gearbeitet werden mußte. „Wollen wir keine ‚Ideologen‘, sondern religiöse Realisten sein“, so schrieb ich abschließend,

¹³⁹ 1934 vereinigte sich die Ökumenische Arbeitsgemeinschaft wieder mit der Hochkirchlichen Vereinigung.

dann müssen wir die wirkliche religiöse Lage unsres Volkes im Auge haben, wie sie geworden ist. Die reale Bedeutung der geschichtlichen Fundamente darf der Christ am wenigsten verkennen, dessen Glaube ja von dem Gotte kündet, der Fleisch ward, d.h. in die Wirklichkeit der Geschichte einging, um in ihr zu bleiben bis an der Welt Ende.

Die Darstellung auf diesen Blättern wird gezeigt haben, daß die hochkirchlich-ökumenische Bewegung in die geschichtliche Situation gehörte, die uns gegeben war, als die preußische Lösung der deutschen Frage zur bloßen Episode wurde. Daß sie Episode bleiben müßte, wollten nur wenige zugeben: daher der große Hereinfall auf das „großdeutsche“ Pfschwerk Hitlers. Ich habe das turbulente Jahr 1932 mit seinen fortgesetzten Wahlaufufen und Regierungswechseln im Grunde nie anders denn als den Beginn einer gewissenlosen beschämenden Pleite durchlebt. Nicht nur Hitler, sondern auch seine Trabanten wie Goebbels¹⁴⁰, Göring¹⁴¹, Himmler¹⁴² und der famose Robert Ley¹⁴³ – der Jenenser Pauliner war – und seine Steigbügelhalter wie Papen, Blomberg¹⁴⁴, Hugenberg¹⁴⁵ samt kleineren Figuren waren politische Pfscher. Gott hat mich die lebensgefährlichen Jahrzehnte der Pfscher überstehen lassen. Das habe ich mir immer erbeten als Entschädigung für äußere Mißerfolge. Und ich muß schon sagen, daß es mit mir manchmal recht wunderbar zugegangen ist.

¹⁴⁰ Joseph Goebbels (1887–1945), 1925 Eintritt in die NSDAP, 1926–1945 Gauleiter des Gaues Berlin, 1928–1933 MdR (NSDAP), 1930–1945 Reichspropagandaleiter der NSDAP, 1933–1945 Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda.

¹⁴¹ Hermann Göring (1893–1946), 1922 Eintritt in die NSDAP, 1932–1945 Reichstagspräsident, 1933/1934 Innenminister, 1933–1945 preußischer Ministerpräsident, 1933 Reichsminister für Luftfahrt, 1934 Reichsforst- und Reichsjägerminister, 1935 Oberbefehlshaber der Luftwaffe, 1936 Beauftragter für den Vierjahresplan, 1937–1938 Reichswirtschaftsminister.

¹⁴² Heinrich Himmler (1900–1945), Diplomlandwirt, 1918–1923 Mitglied der BVP, 1923 Eintritt in die NSDAP, 1926–1930 stellvertretender Reichspropagandaleiter, 1927 stellvertretender Reichsführer der SS, 1929–1945 Reichsführer der SS, 1930–1933 MdR, 1934 stellvertretender Chef und Inspekteur der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) in Preußen, 1936 Chef der Deutschen Polizei, 1939 Reichskommissar für die Festigung des deutschen Volkstums, 1943–1945 Reichsminister des Innern und Generalbeauftragter für die Reichsverwaltung.

¹⁴³ Robert Ley (1890–1945), Lebensmittelchemiker, 1921–1928 Chemiker bei der IG-Farben Leverkusen, 1925 Eintritt in die NSDAP, 1925–1931 Gauleiter des Gaues Rheinland, 1928–1932 MdL Preußen (NSDAP), 1930–1933 MdR, 1933 Präsident des Preußischen Staatsrats, 1933–1945 Leiter der Deutschen Arbeitsfront (DAF).

¹⁴⁴ Werner von Blomberg (1878–1946), Berufssoldat, 1919–1921 Referent im Reichswehrministerium, 1921–1924 Chef des Stabes des Wehrkreiskommandos 5 in Stuttgart, 1925/1926 Chef der Heeresausbildungsabteilung im Reichswehrministerium, 1927–1928 Chef des Truppenamtes, 1927–1933 Befehlshaber des Wehrkreises in Ostpreußen, 1933 Reichswehrminister und General der Infanterie, 1935–1938 Reichskriegsminister und Oberbefehlshaber der Wehrmacht, 1938 aus dem Heeresdienst entlassen.

¹⁴⁵ Alfred Hugenberg (1865–1951), Gründer des Alldeutschen Verbandes, 1903 Verbandsdirektor der Raiffeisengenossenschaften, 1909–1918 Vorsitzender der Friedrich Krupp KG, 1919–1933 MdR (DNVP), 1928–1933 Vorsitzender der DNVP, Januar-Juni 1933 Reichswirtschaftsminister und Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft.

V. Innere Emigration im Dritten Reich (1933–1944)

Am 30. Januar 1933 kam ich nachmittags bei trübem Wetter von einem Spaziergang und sah in der Nähe vom Schloß Freudenstein eine Hakenkreuzfahne baumeln. Da wußte ich, wie die Regierungsverhandlungen nach dem Rücktritt Schleichers¹ ausgegangen waren. Sie hatten zur Berufung Hitlers zum Reichskanzler geführt. Ich ging mit schwerem Herzen nach Hause. Und wirklich: Gleich am nächsten oder übernächsten Tage begingen Papen und Hugenberg, die ja im neuen Reichskabinett die Mehrheit und sich vorgenommen hatten, Hitler in Schranken zu halten, den entscheidenden Fehler, daß sie die Auflösung des erst vor einem Vierteljahr gewählten Reichstags zuließen², in dem die Nationalsozialisten 34 Mandate weniger besaßen als vorher. Sie hätten ja wissen müssen, daß es für sie selber tödlich werden könnte, wenn sie ihm noch einmal die Chance einer neuen Wahlpropaganda einräumten. Noch besaßen sie gleich nach dem 30. Januar das Ohr Hindenburgs. Aber wie bald fand der Rattenfänger Hitler die Töne, die den alten Präsidenten bezauberten!

Ich will nicht sagen, daß ich von Astrologie viel halte. Aber das muß ich zugestehen, daß in dem astrologischen Kalender, den ich einige Jahre lang regelmäßig las, der 27. Februar 1933 als Katastrophentag vorausgesagt war. Es war der Tag des Reichstagsbrandes, den Hitler benutzte, um den Reichspräsidenten zum Erlaß der Notverordnung vom 28. Februar zu überreden, die alle verfassungsmäßigen Grundrechte des deutschen Staatsbürgers außer Kraft setzte.³ Das vielberufene „Ermächtigungsgesetz“, mit dem Ende März der neugewählte Reichstag die diktatorischen Vollmachten mit Zweidrittelmehrheit bestätigte, hat nur den Zustand legalisiert, der seit dem 28. Februar schon bestand.⁴ Insofern ist die Mehrheit der Zentrumsfraktion, die dem Ermächtigungsgesetz zustimmte, entlastet. Sie handelte unter dem Eindruck des nationalen Festrummels, der vorher in der Potsdamer Garnisonkirche veranstaltet wurde; unter dem Eindruck einer propagandistisch erzeugten unechten natio-

¹ Kurt von Schleicher (1882–1934), General, 1929 Leiter des politischen Ministeramtes im Reichswehrministerium, Juni 1932 Reichswehrminister, Dezember 1932–Januar 1933 Reichskanzler, 1934 im Zusammenhang mit der Röhmaffäre ermordet.

² Reichspräsident von Hindenburg hatte am 1. 2. 1933 nach Vortrag von Hitler und Papen den Reichstag aufgelöst und Neuwahlen für den 5. 3. 1933 angesetzt. Papen und Hugenberg, die zunächst gegen Neuwahlen waren, hatten dem Drängen Hitlers schließlich nachgegeben.

³ „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat“ vom 28. 2. 1933, in: RGBl 1933 I, Nr. 17, S. 83.

⁴ „Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“ vom 24. 3. 1933, in: RGBl 1933 I, Nr. 25, S. 141. Vgl. Das Ermächtigungsgesetz vom 24. März 1933. Quellen zur Geschichte und Interpretation des „Gesetzes zur Behebung der Not von Volk und Reich“, hrsg. und bearb. von Rudolf Morsey, Düsseldorf 1992.

nen Erhebung, als ob die echte Erhebung zum Kriegsbeginn im August 1914 wiederholt werden könnte.

Ich erlebte diese Hitlersche „Erhebung“ im Freiburger Gymnasium mit, bei Lehrern und Schülern. Es war eine erschütternde Begebenheit, die einem beinahe selber den Kopf verdrehen konnte. Sie beeindruckte auch Kollegen, von denen ich wußte, daß sie Gegner Hitlers waren. Das Lehrerkollegium hatte in den letzten Jahren ziemlich viel Zuwachs jüngerer Studienräte und Assessoren erhalten, besonders von Neuphilologen, weil die alte Schule unter Verschmelzung mit dem Freiburger Realgymnasium 1930 in eine Reformanstalt umgewandelt worden war. Der fremdsprachliche Unterricht begann jetzt in [der] Sexta mit Englisch statt mit Latein, mit dem nun erst die Quartaner anfangen. Das Griechische setzte in der Untersekunda ein, aber nur im gymnasialen Zug; im realgymnasialen blieb es weg. Der Geist der Schule blieb trotzdem im ganzen humanistisch. Dafür konnte ich selbst in der ersten realgymnasialen Klasse sorgen, die ich vier Jahre lang als Ordinarius bis zum Abitur geführt habe. Die Schüler wurden natürlich restlos nationalsozialistisch. Sie wußten, daß ich ein erklärter Gegner Hitlers war, der seine innere Gesinnung auch gegenüber dem nunmehrigen „Führer“ aller Deutschen nicht änderte. Ich kam trotzdem auch nach der „Machtergreifung“ mit der Klasse gut zurecht. Wie weit sich die jüngeren Kollegen, die sich vorzugsweise mir angeschlossen hatten, anpaßten, kann ich im einzelnen nicht sagen. Einige von ihnen kamen gern in unsre Wohnung zu Besuch. Abends trafen meine Frau und ich sie oft im Restaurant des Hotels „Zum Roß“ oder in der Weinstube von Poppitz. Unser eigentliches Stammlokal war die Weinstube zum „Dummen Hund“ am Obermarkt. Sie hieß nicht offiziell so, pflegte aber nach dem Spitznamen ihres langjährigen Kellners so genannt zu werden. Hier waren wir vom Gymnasium eine oft und gern gesehene fröhliche Runde, weil wir eine große Zeche machten und uns dabei immer anständig benahmen. Hier gab es einen ausgezeichneten „burgenländischen“ Süßwein, also „Ruster“, mit schwarzrotgoldenem Etikett, den wir demonstrativ bevorzugten. Diese Fröhlichkeit wurde natürlich beeinträchtigt, seit die Nazis am Ruder waren. Doch zu Ende kam die Runde erst, als ich zu Ostern 1934 Freiberg verließ. Die Kollegen anderer Couleur betrachteten unser Treiben etwas scheel.

Im April 1933 erging das Gesetz mit dem verlogenen Titel „zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“.⁵ Denn es handelte ganz im Gegenteil von der Aberkennung oder Beschneidung der verbrieften Beamtenrechte politisch mißliebiger Staatsdiener. Mir war klar, daß auch ich von dieser bisher unerhörten Staatswillkür bedroht war. Ich habe später gehört, daß in der Tat zwei meiner Kollegen vom Gymnasium versucht haben, mich bei der „Partei“ zu denunzieren. Beide Herren gehörten nicht zu meinen erklärten deutschnationalen politischen Gegnern. Sie müssen aus Eifersucht und Heimtücke gehandelt haben. Ich habe damals gar nicht erfahren, welche Machenschaften hinter mei-

⁵ „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ vom 7. 4. 1933, in: RGBl 1933 I, Nr. 34, S. 175–177.

nem Rücken gesponnen worden sind. Einer meiner Primaner, Wolf Preuße, der Einfluß in der Freiburger Hitlerjugend hatte, setzte sich auf die Bahn nach Dresden und beschwerte sich an zuständiger höherer Stelle über meine Ankläger. Mein Unterricht im Deutschen und in der Geschichte sei sachlich einwandfrei und sehr interessant, und meine Schüler wünschten mich als Lehrer zu behalten. Daraufhin wurden die Anklagen abgewiesen. Preuße selbst hat mir viele Jahre später diesen Hergang erzählt. Von anderer Seite habe ich auch die Namen der beiden Denunzianten erfahren. Aber ich will sie hier nicht nennen.

Eine Gefahr für mich war auch das Treiben der SA, die monatelang jeden Samstag willkürlich Hausdurchsuchungen und Verhaftungen politischer Gegner veranstaltete. Hanna und ich waren jeden Samstag froh, wenn am Morgen bei uns nichts passiert war und wir gleich nach dem Mittagessen nach Dresden fahren konnten. Hanna machte Besorgungen in Dresden, und ich ging in den Lesesaal der Staatsbibliothek im Japanischen Palais. Abends besuchten wir jeden zweiten Samstag das Dresdner Schauspielhaus. Wir hatten seit vielen Jahren Abonnementplätze, wie sie vor uns schon meine Eltern gehabt hatten. Die Bühne war eine der besten in ganz Deutschland. Ihre prominenten Künstler waren alles andere als Nationalsozialisten. Natürlich waren sie 1933 auch von „Gleichschaltung“ bedroht. Im nächsten Jahre mußten wir das Abonnement aufgeben, weil wir nach Leipzig verzogen, wo wir bald die Theaterbesuche einstellten, weil die Leipziger Bühne keinen Vergleich mit Dresden aushielt. Ebenso vorzüglich und berühmt war die Dresdner Oper, in die wir aber nur gelegentlich hineinkamen. In Leipzig hatten wir zum Ersatz die Gewandhauskonzerte.

Am 14. Juli 1933 begannen die Großen Ferien. Wir wollten sie benutzen, um auf ein paar Wochen dem Nazikäfig in Deutschland ganz zu entfliehen. Unmittelbar nach Schulschluß reisten wir mit dem Mittagzug nach Nossen und von da nach Leipzig. Im Leipziger Zug saßen uns im Abteil gegenüber zwei Pastoren, Alte Herren des Leipziger Paulus, aber glücklicherweise uns ganz unbekannt. Wir hörten stumm ihren Gesprächen zu. Mindestens der eine war ein engagierter „Deutscher Christ“, der in Hoffnungen auf die herrlichen Zeiten schwelgte, die der Kirche unter Hitler beschieden sein würden. Der ganze politische Horizont der unbekannten beiden Bundesbrüder war dementsprechend.

Wir fuhrten weiter von Leipzig nach Frankfurt am Main und nachts von da nach Basel. Als wir hier auf dem Badischen Bahnhof zu einem Gang über den Bahnsteig ausstiegen, atmete ich auf. Dieses Aufatmen hat sich in den folgenden Jahren bis 1939 regelmäßig wiederholt. Ich reiste jeden Sommer wieder in die Schweiz, weil ich die Ferien zu meiner politischen Erholung brauchte. Die Schweiz ist ja nichts anderes als ein durch frühzeitige Abspaltung stehengebliebener Rest unsres alten Reiches.⁶ Die Kantone sind kleine Reichsstände, die es in Deutschland neben einigen großen Bundesstaaten überall geben könnte, wenn die deutsche Geschichte nicht durch Einwirkung des ihr ur-

⁶ Im Westfälischen Frieden von 1648 erreichte die Schweiz ihre Entlassung aus dem Reichsverband.

sprünglich fremdartigen Staatsabsolutismus in ihrer Kontinuität gestört worden wäre. Je widerlicher mir die Politik Hitlers war, um so stärker erwachte in mir mein originales kursächsisches Bewußtsein, das dem „Schweizergeist“ verwandt ist. Ich habe seit 1933 ganz bewußt auf Reisen in andere Länder verzichtet, um jährlich wenigstens ein paar Wochen „Ersatz“ für meine politische Heimat zu haben. Ich habe mir den größten Teil der Schweiz „erwandert“ und auch mit vielen Schweizern Gespräche geführt. Sie sind höflich und glaubten manchmal, dem vermeintlich Hitlerdeutschen nach dem Munde reden zu müssen. Wenn man ihnen aber begreiflich macht, wer man in Wirklichkeit ist, dann gehen sie freudig aus sich heraus.

Wir fuhren am 15. Juli von Basel nach Bern und quartierten uns auf der Schauplatzgasse im Hotel „Bären“ ein. Ganz in der Nähe, bei der Schweizerischen Kreditanstalt, erhoben wir unser vorgesehenes Reisegeld. Über den Sonntag (16. Juli) blieben wir in Bern. Am Montag fuhren wir nach Interlaken. Das Hotel „Krebs“ bestach uns durch seine grünen Fensterläden. Wir mieteten hier ein Zimmer, wie ich's dann viele Jahre getan habe. Mit der Besitzerin Frau Marie Krebs war ich von diesem ersten Gastbesuche an persönlich befreundet. Sie war eine kluge Frau, mit der man politisch informative Gespräche führen konnte. Ich verdanke ihr neben touristischer Beratung auch gute politische Anregungen. Am Zeitungsstand im Interlakener Westbahnhof konnte man sich ausländische und Emigranten-Literatur verschaffen, die man freilich nach Hitler-Deutschland besser nicht mitnahm.

Wir blieben vom 17. bis zum 28. Juli in Interlaken und durchwanderten alles, was im Oberland für uns erreichbar war. Am 28. Juli gingen wir früh gemeinsam noch zum Interlakener Ostbahnhof. Dort setzte sich Hanna in den Kurswagen nach Dresden, während ich noch mit einer großen Rundwanderung begann: Meiringen, Innertkirchen, Handeggfall bis zum Grimselhospiz, teils zu Fuß, teils mit Postbus. Am nächsten Tag Grimselpaßhöhe, Gletsch im Rhonetal, Furka bis Realp, Andermatt. Am 31. Juli ging es über Hospental und die Gotthardpaßstraße nach Airolo; ich wiederholte also eine Wanderung, die ich schon mit Hanna gemacht hatte. Es folgte die Bahnfahrt nach Bellinzona und Locarno. Lugano ließ ich diesmal weg und fuhr dafür mit der Centovalli-Bahn nach Domodossola und durch den Simplon nach Brig. Hier erlebte ich abends am 1. August die Feier des schweizerischen Nationalfestes. Im Hotel „Victoria“ hatte ich ein interessantes Gespräch mit dem Hausdiener, der ein eifriger Katholik und Freund der Jesuiten war und mir zeigte, daß im katholischen Ausland damals noch ein Bild verbreitet war, auf dem Hitler als Freund der Kirche und verdienstvoller Wiederhersteller der „Ordnung“ erschien. Nun, so schätzten ihn im Sommer 1933 auch deutsche Benediktiner noch ein. Papen hatte ja damals erreicht, daß sich der Vatikan auf ein „Reichskonkordat“ mit Nazideutschland einließ.⁷ Noch teilten im In- und Ausland viele Ka-

⁷ Konkordatsabschluß vom 20.7.1933 (RGBl 1933 II, Nr. 38, S. 679–690).

tholiken die Illusionen Papens. Bald gab es ein böses Erwachen, wohl auch für Papen selbst, der freilich seine traurige Rolle weiterspielen mußte.

Die ganze Reise endigte nach fast vier Wochen wieder in Bern und mit einer Wanderung im Weißensteingebiet des Jura von Solothurn aus. Nach dem Ende der Ferien fing die Schule wieder an, ohne daß mich etwas behelligte. Ende September kam die Zeit, wo üblicherweise die Tagung der Wissenschaftlichen Vereinigung stattzufinden hatte. Ich hielt es für geraten, diesmal von einem auswärtigen Referenten abzusehen. Wer konnte wissen, an wen wir im nunmehr „gleichgeschalteten“ Deutschland geraten würden? So schlug ich meinen Freunden vor, diesmal selbst das Referat zu übernehmen. Sie stimmten zu. Die Tagung der Wissenschaftlichen Vereinigung konnte im übrigen ganz wie sonst am 28. September im Freiburger Domgemeindehaus abgehalten werden. Den Vorsitz übernahm an meiner Stelle Heinrich Kromayer.

Das Thema lautete: „Freiheit und Gehorsam. Über die Lage der Individualität unter den objektiven Mächten.“ Natürlich bedeutete es eine Stellungnahme gegen die Totalität des Staates, die uns auferlegt wurde. Aber das konnte nur aus dem Hintergrunde der Worte, die ich sprach, entnommen werden. Der Vortrag begann mit Distanzierung von der idealistischen Philosophie, die abstrakte Ideen über den Menschen stellt, und vom gelehrten Spezialistentum, das den Menschen sich selber entfremdet. Dagegen gilt es, „die Freiheit zu retten“.

Es gibt keine Freiheit außer in Anerkennung der konkreten menschlichen Individualitäten. Nicht ein abstraktes Vernunftswesen, nicht ein Gattungswesen *Homo sapiens*, sondern der konkrete Einzelne ist das Geschöpf, das „nach dem Bilde Gottes“ geschaffen ist.

Man darf seine Seele nicht in Frage stellen. Wer das tut, befindet sich in seinem Denken nicht in Übereinstimmung mit seinem Erleben. Er ist reif für den Selbstmord. „Indem ich erkenne, daß ich erlebe, werde ich meiner Seele inne, auch wenn ich sie etwa formal leugnen wollte.“ Man kann aber auch der Seele eines andern unmittelbar innwerden; das beweist die Erotik. Dieses „zu seiner Seele Kommen“ als Ich und als Du ist die wahre Freiheit. Ihr „Evangelium“ muß man immer zuerst verkündigen, ehe man Gehorsam heischt. Führerglaube ohne die Voraussetzung dieser Freiheit schließt immer in sich einen Götzendienst mit der Autorität. Das war wohl deutlich genug, um die Absicht dieses Vortrags zu erkennen.

Das Referat nannte nun die wichtigsten sozialen Mächte, die Gehorsam verlangen dürfen: das Volkstum, den Staat und die Kirche. Volkstum und Staat können im Nationalstaat gewissermaßen verschmelzen. Im Nationalen steckt aber immer ein naturales Element, das sehr unmoralisch werden kann. Dann droht der Staat, die Bestie im Menschen zu entfesseln, die überall herauskommt, wo man zu weit „zurück zur Natur“ geht. Im Interesse der Kultur ist darum eher eine Trennung der nationalen Gesinnung von der Politik zu fordern. Die Volkstümer als solche sollten lieber entpolitisiert werden wie früher

die Sippen und die Dynastien, die ja auch einmal politische Mächte ersten Ranges waren. Ein Prinzip „Cuius regio eius natio“ darf nicht anerkannt werden.

Statt „organischer“ Staatsauffassung oder auch brutal gehandhabtem Mehrheitsprinzips, die beide zur Unterdrückung der Freiheit führen, brauchen wir einen Staat, der die „Menschenrechte“ respektiert. Der Staat darf nicht omnipotent sein, sondern soll Privilegien des Menschen beachten, nur daß dies heutzutage nur noch demokratisierte Privilegien sein dürfen. Disziplin und Gehorsam, die von der staatlichen Autorität gefordert werden, dürfen nicht unmoralisch begründet werden. Echter Gehorsam beruht auf vernünftiger Anhänglichkeit an das Ganze, auf einem Bewußtsein der Mitverantwortung und Solidarität. Harmonische Einheit von Freiheitsanspruch und Gehorsam kann man als Loyalität bezeichnen.

Wie Volk und Staat, so ist auch die christliche Kirche eine soziale Realität und nicht etwa eine Idee. Sie ist der Effekt der geschichtlichen Tatsache der Inkarnation des Logos. Das Sosein unsrer ganzen Kultur, unsres Fühlens und Denkens, ist durch die Tatsache Kirche in einer zweitausendjährigen Geschichte noch umfassender bestimmt als durch Nation und Staat. Unsrer Kultur ist objektiv „getauft“, auch wenn das subjektive Bewußtsein dies verleugnet. Auch die „Häresie“ ist christlich, denn sie ist einseitige Auswahl aus dem Christentum. Wohl ist die Kirche noch nicht das „Reich Gottes“, aber es kann kein Christsein geben ohne lebendigen Gehorsam gegenüber der universalen geistigen Tradition der Kirche.

Christus ist der in die Zeit eingegangene, also Geschichte gewordene Gott. Geschichtserkenntnis muß darum etwas mit Gotteserkenntnis zu tun haben. Nicht die generalisierende Erkenntnis der Philosophie oder die ebenfalls generalisierende Naturwissenschaft vermögen bis zu den letzten Wirklichkeiten vorzudringen, sondern die individualisierende Erkenntnis des Einmaligen in der Geschichte. Darum glaubt der Vortragende, daß man nicht von der Philosophie oder Naturwissenschaft her zu den Wirklichkeiten des Menschen und Gottes vordringen kann, daß also Anthropologie und Theologie sich auf Tatsachen der Geschichte berufen und begründen müssen.

Diese Tagung unsrer Wissenschaftlichen Vereinigung mit meiner Rede über „Freiheit und Gehorsam“ bewies, daß sie für den Nationalsozialismus unerreichbar war. Die „Ökumenische Arbeitsgemeinschaft“ dagegen war mit der „Machtergreifung“ von selber endgültig aufgelöst. Ich erinnere mich noch an eine private Zusammenkunft mit Froboese und Thieme im Frühling 1933 in Dresden, bei der wir nur feststellen konnten, daß wir resignieren mußten. Ich habe beide Herren nicht wiedergesehen, beziehungsweise Thieme nur einmal nach fast dreißig Jahren, wo wir gemeinsame Erinnerungen nicht einmal mit einem noch so kurzen Wort erwähnten. Froboese hat vermutlich seinen Frieden mit den Nazis gemacht, weil er gar nicht anders konnte, wenn er Lehrer und Kantor bleiben wollte. Ich habe nichts darüber gehört. Thieme machte im Herbst 1933 in Leipzig von sich reden, indem er seinen Übertritt zur katho-

lischen Kirche vollzog. Er schrieb einen Brief an den Papst selber, in dem er so tat, als stünde eine ganze Gemeinde hinter ihm. Was daran war, weiß ich nicht.⁸ Ich hatte jedenfalls den Eindruck, daß er Reklame für sich selbst machte, und war darüber verstimmt. Er tat es anscheinend schon in der Aussicht, emigrieren zu können. Seine Mutter war Schweizerin von Geburt, deren Bürgerrecht nach Schweizer Gesetzen durch die Heirat nach Deutschland nicht erloschen war. Das verschaffte ihm die Erlaubnis überzusiedeln.⁹ Mir kam nach der Hitlerzeit sein Buch „Gott und die Geschichte. Zehn Aufsätze zu den Grundfragen der Theologie und der Historik“, Freiburg 1948, zu Gesicht. Die Abhandlungen stammten alle aus der Zeit seiner Schweizer Emigration. Sie berührten sich wohl mit Gedankengängen von mir; aber sein religiöser Stil war mir zu pietistisch. Unsre Wege hatten sich für immer getrennt.

Für mich stand der Ausweg in die Emigration nicht offen. Ich war ohnehin entschlossen, in Deutschland zu bleiben, und – ich muß es sagen – wunderbarerweise wurde mir sehr bald gezeigt, wie das zu ermöglichen war.

Am 22. November 1933 klingelte in meiner Freiburger Wohnung das Telefon. Der Rektor des Gymnasiums teilte mir unter größtem Bedauern mit, es sei eine Verordnung des Dresdner Kultusministeriums eingetroffen, daß es mich zu versetzen gedenke. Ich sollte am Ende des Schuljahrs mit einem Herrn vom Realgymnasium Zwickau ausgetauscht werden, zweifellos um mich wegen meiner politischen Gesinnung zu disziplinieren. Ich war ja schon einmal nach Zwickau gewiesen worden: 1914 als ganz junger Anfänger, aber dort ans Gymnasium. Mich der jetzigen Versetzung zu fügen, hatte ich gar keine Lust. Mir kam gleich der Gedanke, meine Versetzung in [den] unbefristeten Wartestand zu beantragen, unter Berufung darauf, daß der Schulbehörde ja bekannt war, daß ich mit wissenschaftlicher Arbeit beschäftigt sei. Ich hätte regelmäßig die Dresdner Staatsbibliothek zu benutzen, und das sei mir von Zwickau aus unmöglich gemacht. Es traf sich, daß meine Frau gerade einen Besuch bei ihrem Vater in Aue plante. Sie hatte dort Verschiedenes zu tun, nachdem die Mutter vor einigen Monaten im März 1933 verstorben war. Ich ließ meinen Schwiegervater fragen, ob er mir gewisse Geldzuschüsse für unsern Haushalt weiter gewähren könnte; dann könnte ich eine Verminderung meines Gehaltseinkommens verantworten. Hanna brachte seinen Bescheid zurück: „Sag‘ deinem Karli, ein freier Mann ist ein freier Mann.“ Ich solle nur ja tun, was ich für richtig hielt.

Darauf fuhr ich nach Dresden und trug dem zuständigen Ministerialrat mein Anliegen vor. Er sagte: „In den Wartestand können wir Sie nicht versetzen, aber wie wär’s mit dem Ruhestand?“ Das famose Nazigesetz „zur Wiederher-

⁸ Thieme hatte einen Kreis von 40 Personen gebildet, der am Reformationstag des Jahres 1933 eine Adresse an den Papst richten wollte, ob es für lutherische Gemeinden möglich sei, sich unter Beibehaltung protestantischer Bräuche unter die Oberhoheit des Papstes zu stellen. Vgl. Timme, Historiker, S. 60.

⁹ Siehe oben S. 147, Anm. 109.

stellung des Berufsbeamtentums“ enthielt einen Paragraphen, wonach ein Beamter in den Ruhestand versetzt werden konnte, wenn es erwünscht sei, seine Stellung für einen jungen Anwärter freizumachen.¹⁰ Der Ministerialrat ließ auf der Stelle die Höhe meines Ruhegehalts ausrechnen. Es kam heraus, daß es mir für 22 Dienstjahre zustand und 59 % meines Gehalts betrug. Damit war einschließlich der Zuschüsse meines Schwiegervaters unsre Existenz gesichert. Ich gab also meine Einwilligung. Mir fiel ein, daß der 22. November, wo ich mich entschloß, meiner Versetzung nach Zwickau zu widersprechen, der Tag der heiligen Cäcilia war, an dem ich 1915 in Frankreich verwundet und dadurch dem zivilen Leben zurückgegeben wurde. War es nicht so, als ob die Heilige jetzt zum zweiten Mal bewirkte, daß ich meinem wahren Eigenleben zurückgegeben wurde? Wurde mir nicht hier der Weg gezeigt, den Gewissenszwängen der heillosen Naziherrschaft zu entgehen? Ich gestehe, daß ich an diese Fügungen glaube. Daß ich ein Tor wäre, wenn ich nicht glauben wollte. Der Ministerialrat war offensichtlich beeindruckt und bereit zu unterstützen, was ihm als politische Charakterfestigkeit erscheinen mußte.

Ich kehrte befriedigt nach Freiberg zurück und wartete; allein es kam kein Bescheid aus dem Ministerium. Ende Dezember mußte ich mich entschließen, meine Wohnung zu kündigen, denn ich wollte am Ende des Schuljahrs keine Zeit verlieren, um nach Leipzig umzuziehen. Ich wollte ja im „Ruhestand“ nicht ruhen, sondern mit allen Kräften meine privaten Arbeiten fortsetzen: nicht bloß die an der Geschichte der „Kölnischen Zeitung“, sondern umfassende philosophische und historische Studien. Im Januar 1934 fuhr Hanna nach Leipzig, um eine Wohnung für uns zu suchen. Sie fand sie im Hause Schreiberstraße 4, fast an der Ecke zum Johannapark. Aber wir mußten sofort zugreifen, um sie uns zu sichern. Die ganzen beiden ersten Monate des Jahres vergingen, ohne daß der Schicksalsspruch aus Dresden ausgesprochen wurde. Erst zu Beginn des März traf die amtliche Mitteilung ein, daß ich mit dem Ende des Monats in den Ruhestand zu treten hätte – aber unter Fortzahlung des vollen Dienstgehalts bis zum 31. Mai. Der wohlwollende Ministerialrat in Dresden hatte die mich betreffende Verfügung des sächsischen „Reichsstattalters“ Mutschmann¹¹ so lange verzögert, damit ich aufgrund des Maigehalts, nicht schon des Märzgehalts pensioniert würde. Ich rückte nämlich mit dem 1. Mai noch einmal um eine Gehaltsstufe auf, und mein Ruhegehalt wurde da-

¹⁰ § 5 Abs. 2 des „Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ lautet: „Der Beamte kann an Stelle der Versetzung in ein Amt von geringerem Rang und planmäßigem Dienst Einkommen (Abs. 1) innerhalb eines Monats die Versetzung in den Ruhestand verlangen.“ Der Kommentar zum Gesetz von Hanns Seel (Ministerialrat im Reichsministerium des Innern), Berlin 1933, stellte fest, daß der Versetzung in den Ruhestand, wenn sie der Beamte verlangte, entsprochen werden mußte und er Anspruch auf sein volles Ruhegehalt besaß (S. 57).

¹¹ Martin Mutschmann (1879–1948), Fabrikant, 1922 Eintritt in die NSDAP, 1925–1945 Gauleiter der NSDAP des Gaues Sachsen, 1930–1933 MdR, 1933–1945 Reichsstattalter in Sachsen, 1935–1945 Ministerpräsident von Sachsen.

mit entsprechend höher. Außerdem stand mir auf diese Weise mein Dienstgehalt noch um zwei Monate länger zu, als meine tatsächliche Dienstzeit betrug. So wurde mir ein unerwartet günstiger Abgang ermöglicht. So gab tatsächlich die ministeriale Bürokratie dem scheidenden Nazigegner noch einen besonderen Segen mit auf den Weg. Hatte ich vielleicht meinem Ministerialrat durch politische Gewissenhaftigkeit imponiert, so imponierte jetzt er mir durch seine Geschicklichkeit, das ungerechte Gesetz des Terrorstaates zu meinen Gunsten zu überspielen.

Die Möbelwagen nach Leipzig, von unserm Hausmädchen Käthi betreut, die gleich mitreiste, gingen rechtzeitig ab. Wir selbst fuhren nach Aue, um dort Hannas Geburtstag am 2. April zu feiern. Pünktlich zum Quartalsende ließen wir Freiberg hinter uns; am 3. April betrat ich mit Hanna den Boden Leipzigs, während Hans noch bis zum Ende der Osterferien bei seinem Großvater blieb. Käthi half noch die neue Wohnung einzurichten, dann fuhr sie nach Freiberg zurück, denn wir gedachten von vornherein in Leipzig kein Hausmädchen mehr zur beschäftigen. Unser Hans war zwölf Jahre alt [und] genügend selbstständig geworden. Ich holte ihn vor Beginn des neuen Schuljahrs am Leipziger Hauptbahnhof ab und führte ihn in der neuen Wohnung in sein Zimmer. Er war überhaupt in seiner neuen Heimat schnell eingelebt und zufrieden. Ich ging mit ihm gleich am folgenden Tag zur Thomasschule, die auch auf der Schreiberstraße beinahe gegenüber von unsrer Wohnung lag. Wir suchten den Rektor auf und legten ihm das Freiburger Schulzeugnis vor. Meinem Sohne fehlte das grundständige Latein, weil das Freiburger Gymnasium ja eine Reformanstalt geworden war. Der Rektor war sofort bereit, ihn aufzunehmen, zumal ich die notwendigen Nachhilfestunden ja selber übernehmen konnte. Ein Jahr später wurde er noch ohne Lateinzensur in die Untertertia versetzt, und nun dauerte es nicht mehr lange, bis er den Stand seiner Klasse erreicht hatte und auch mit seinen Mitschülern verwachsen war. Erst hatten sie ihn „den vom Dorfe“ genannt, aber nun war er ganz zum Thomaner geworden, und seine Eltern freuten sich, daß er die Bildung einer althumanistischen Schule erhielt, der ich stets den Vorzug vor aller „Reform“ gegeben habe. Ich selbst war erfreut, in der großen Universitätsstadt wieder Fuß fassen zu können. Ich konnte wieder die Mitgliedschaft in meiner Bildungsstätte aus der Studentenzeit, dem Institut für Kultur- und Universalgeschichte erwerben. Dort war ich der Verwaltung ein willkommener Heimkehrer, dem man gern einen bevorzugten Arbeitsplatz einräumte. Hanna nahm ihr Tennisspiel wieder auf und konnte nach einiger Zeit in einen großen Sportclub eintreten, ohne daß man ihr Schwierigkeiten meinetwegen machte, was immerhin möglich gewesen wäre, weil man ja schließlich dahinterkam, daß ich zur „inneren Emigration“ im Nazi-Reiche gehörte.

Meine Freunde von der Freiburger Schule wollte ich nicht im Unklaren darüber lassen, daß ich aus freiem Entschlusse in den neuen Lebenskreis übergetreten war. So richtete ich an sie ein Rundschreiben „Zur inneren Lage unsres Kreises“, einen Rechenschaftsbericht, den ich größtenteils im Wortlaut hier

wiedergeben möchte. Ich betonte, daß ich mein Lehramt wohl gern und doch wohl auch mit Erfolg bekleidet hätte, aber doch jetzt noch mehr meinen eigentlichen Zielen zurückgegeben sei:

Eine Gemeinschaft von solcher Art ist, wie ich überzeugt bin, nicht nur für ganz junge Menschen gut. Sie dürfte für reifer Gewordene eher noch mehr leisten können, wenn sie recht verstanden wird. Ich bin deswegen, solange und soweit ich innere Zustimmung finde, willens, unsere Wissenschaftliche Vereinigung, die ihren Namen, nicht zu eng verstanden, gerade deshalb nicht zu Unrecht führt, weil es an den wesenhaften Dingen der Seele und des Schicksals viel zu erkennen gibt, aufrechtzuerhalten. Als einigendes Band können weiterhin unsere „Mitteilungen“ dienen, deren Redaktion unser Uli Instinsky¹² dankenswerter Weise in den Händen behalten will. Für die Vervielfältigung werden wir in Zukunft hier in Leipzig sorgen (Helmut Langbein). Vielleicht ist es möglich, im Herbst auch wieder zu einer Tagung zusammenzukommen, wenn ich auch mein eigenes Hauswesen als Stütze der Veranstaltung dort nicht mehr zur Verfügung stellen kann. Aber eine Literarische Morgenfeier, etwa am Sonntag, dem 7. Oktober, im altvertrauten Domgemeindehaus, ein gemeinsamer Ausflug am Nachmittag und ein Abendkonvent wären doch wohl ohne große Schwierigkeiten möglich. Vielleicht auch ein Begrüßungsvorabend am Sonnabend, den 6. Oktober. Im übrigen bitte ich an persönlichem Briefwechsel mit mir oder untereinander festzuhalten, der den Zusammenhang, selbst wenn Pausen unvermeidlich sind, doch nicht so leicht verlorengehen läßt. Wir, die wir jetzt hier in Leipzig dauernd oder vorübergehend ortsanwesend sind, pflegen den Zusammenhang untereinander nach Möglichkeit. Die holde Pleiße Stadt liegt außerdem gerade zentral genug, daß immer einmal der eine oder andere hierher kommen wird. In solchen Fällen bitte ich herzlich, die Verbindung mit mir aufzunehmen und sich nicht abschrecken zu lassen, wenn ich zu einem Vorschlag, der mir gemacht wird, gelegentlich zu meinem Bedauern mal Nein sagen muß.

Ich bitte alle meine Freunde aus der Wissenschaftlichen Vereinigung, dieses Schriftstück als eine Art mehr persönlich gemeinten Rundbrief aufzufassen, mit dem ich mich bei Gelegenheit meines Abschlusses der Freiburger Tätigkeit und des Endes unsrer Vereinigung unter den Schülern des Gymnasiums informierend in einem gewissen Vertrauen an jeden einzelnen wenden möchte. Daher erachte ich auch rein persönliche Antworten an mich, wenn sich jemand dazu aufschwingen will, für durchaus am Platze und werde mich darüber sehr freuen. An sich sind ja auch unsre „Mitteilungen“ nicht öffentlich gedacht, sondern für unsern persönlichen Austausch bestimmt. Von dem, was ich hier geschrieben habe, möge das besonders gelten.

Ich grüße alle Freunde mit einem herzlichen Grube,

Leipzig, am längsten Tag des Jahres, 22. Juni 1934.

Es gelang in der Tat, unsre Jahrestagungen noch einige Zeit fortzusetzen: 1934 und 1935 in Freiberg, die eine im Domgemeindehaus, die andere, wenn ich mich recht erinnere, im Hotel „Karsch“ am Bahnhof, wo Hanna und ich Woh-

¹² Uli Instinsky (1907–1973).

nung nahmen. Der Stil war insoweit verändert, wie es in meinem Rundbrief steht. Wir luden keinen auswärtigen Referenten mehr ein, sondern im Mittelpunkt stand die literarische Veranstaltung, statt des „Literarischen Abends“ eine „Literarische Morgenfeier“. Im Jahre 1936 ergab sich, daß es unmöglich geworden war, die Freunde nach Freiberg zu berufen, weil dort niemand am Orte war, der die notwendigen Vorbereitungen hätte treffen können. Hingegen ergab sich diese Möglichkeit in Dresden, weil sich Walter Kohlschmidt bereit erklärte, eine Lokalität für uns zu finden. Das „Damenzimmer“ des Hauptbahnhofrestaurants erwies sich als recht gut geeignet. Wir waren sehr ungestört, hatten geringe Kosten, und es war für Teilnehmer von auswärts besonders bequem gelegen. Die Regie der Literarischen Morgenfeier hatte Rudolf Böttger, der die Vortragenden und ihre Stoffe aussuchte und die Reihenfolge sinnvoll bestimmte. Er selbst erfreute uns dabei durch seine öfters gehörte Spezialität, den freien Vortrag der Forumszene aus Shakespeares Julius Caesar. Der gemeinsame Nachmittagsausflug ging von der Straßenbahnhaltestelle Niederpoyritz (zwischen Pillnitz und Loschwitz) hinauf auf die Elbhöhen und durch den Helfenberger Grund zurück. Abends waren wir wieder im Hauptbahnhofrestaurant. Der Tag lag später als früher üblich, am 31. Oktober 1936.

Es war die letzte Veranstaltung dieser Art, weil ich 1937 selbst verhindert war und von vornherein absagen mußte. Zum Ersatz veranstaltete ich im Dezember 1937 eine Adventsfeier in meiner Leipziger Wohnung, die freilich nur für wenige, die in der Stadt oder ihrer Umgebung wohnten, erreichbar war. 1938 konnte keine Tagung der Wissenschaftlichen Vereinigung gemacht werden, weil im September/Oktober Krieg auszubrechen drohte, der nur durch das „Münchener Abkommen“¹³, in dem die Tschechoslowakei die sudetendeutschen Gebiete an Hitler abtreten mußte, noch um ein Jahr hinausgeschoben wurde. Mit dem Herbst 1939 begann der Zweite Weltkrieg, in dessen Verlauf bald auch unsre „Mitteilungen“ eingestellt werden mußten. Innerlich hielt der Kern der Wissenschaftlichen Vereinigung weiter zusammen: in der Bundesrepublik Deutschland wie in der Deutschen Demokratischen Republik bis auf den heutigen Tag (geschrieben 1977).

Hier ist nun der Ort, auf meine Leipziger Jahre vor und während dem Zweiten Weltkrieg einzugehen. Noch als ich in Freiberg war, wandte sich der Kaplan Ernst Musial¹⁴ aus dem Leipziger Oratorium des heiligen Philippus Neri¹⁵ an mich. Er wollte mit einem Schreiben vom 2. Februar 1933 der Ökumenischen Arbeitsgemeinschaft beitreten. Er ahnte nicht, daß dieser nach der „Machtergreifung“ Hitlers nur noch die Auflösung bevorstand. Ich konnte

¹³ Münchener Abkommen vom 29.9.1938 zwischen dem Deutschen Reich, Großbritannien, Frankreich und Italien.

¹⁴ Ernst Musial (1900–1961), 1926–1934 Kaplan in Leipzig-Lindenau, 1934–1936 Seelsorger für die englisch sprechenden Katholiken in Berlin, 1936–1942 in Budapest, 1942–1945 Pfarrvikar in Falkenstein, 1945 Eintritt in das Oratorium in Frankfurt/M.

¹⁵ Philippus Neri (1515–1595), katholischer Priester, Gründer der Oratorianer.

ihm erst am 28. Februar den betrüblichen Bescheid geben, daß ich die Einstellung der „Religiösen Besinnung“ befürchten müßte.

[. . .]¹⁶

Immerhin konnte ich, als ich ein Jahr später nach Leipzig umgezogen war, die persönlichen Beziehungen zu Musial aufnehmen und nützliche Beziehungen zum ganzen Oratorium daraus machen, besonders zu Philipp Dessauer¹⁷, Werner Becker¹⁸ und Pfarrer Gunkel¹⁹. Musial selbst gab mir den guten Rat, mich dem Verleger Jakob Hegner²⁰ vorzustellen. In ihm fand ich den geeigneten Verleger für die Bücher, die ich zu schreiben hoffte. Hegner, der einen großen Ruf als Meister der Kunst des Buchdrucks besaß, residierte als eine Art Abteilungsleiter in der Großdruckerei Brandstetter auf der Dresdner Straße. Er kannte meinen Namen noch nicht, als ich zu ihm kam. Wir kamen uns aber in einem stundenlangen Gespräch ziemlich rasch nahe, und er erklärte mir, daß er mich gern als Autor annehmen werde, wenn ich ihm ein passendes Buchmanuskript vorzulegen hätte. Das würde ich aber nun erst zu schreiben haben. Er nahm einige Beiträge aus der „Religiösen Besinnung“ von mir an, um sie zu prüfen. Dann vertagten wir weitere Gespräche, weil ich zunächst verreisen wollte. Ich war im Sommer 1934 zum ersten Male nicht mehr an Schulferien gebunden und wollte dies zu meiner privaten und politischen Erholung in der Schweiz benutzen.

Am 29. Juni reiste ich von Leipzig ab: diesmal allein, denn Hanna mußte zu Hause bleiben, weil Hans ja noch Schule hatte. Ich fuhr über Probstzella und Stuttgart nach Schaffhausen. Als der Zug den Grenzbahnhof von Singen am Hohentwiel hinter sich ließ, empfand ich wieder die Erleichterung der Seele, die ich 1933 in Basel erlebt hatte, daß ich aus dem Nazigefängnis ins Land der politischen Freiheit hinüberkam. Ich fühlte, daß ein Deutschland unter Hitler niemals mein Vaterland werden könnte. Am 30. Juni reiste ich weiter über Zürich nach Lugano. Als ich am nächsten Morgen nach dem Frühstück im „Weißen Kreuz“ an die Zeitungen kam, las ich mit Aufregung die unerwarteten Nachrichten aus Deutschland, die Alarmmeldungen vom angeblichen Röhmputsch und vom Staatsstreich des sonderlichen „Reichskanzlers“, der persönlich die Pistole zückte und die Mordkommandos der SS kommandierte.²¹ An der Haustür des Hotels kam ich ins Gespräch mit einem deutschen

¹⁶ Auslassung: 1 1/2 Seiten. Briefwechsel mit Ernst Musial.

¹⁷ Philipp Dessauer (1898–1966), 1930–1945 im Oratorium in Leipzig.

¹⁸ Werner Becker (1904–1981), 1938 Eintritt in das Oratorium in Leipzig, 1939–1944 Studentenseelsorger in Leipzig, 1946–1972 Hochschuleelsorger.

¹⁹ Theodor Gunkel (1898–1972), 1926–1928 Kaplan in Chemnitz, 1928–1931 in Leipzig-Lindenau, 1931–1966 Pfarradministrator in Leipzig-Lindenau.

²⁰ Jakob Hegner (1882–1962), Verleger und Buchdrucker, 1930–1936 Direktor der Druckerei Brandstetter Leipzig, 1936 Emigration nach Österreich, 1938 nach Großbritannien, 1946–1950 Mitarbeiter im Summa Verlag Olten (Schweiz) und im Kösel-Verlag München, 1950 Mitgründer des Jakob-Hegner-Verlags Köln.

²¹ Zu den Vorgängen während des sogenannten Röhmputsches zusammenfassend Peter Longerich, *Die braunen Bataillone. Geschichte der SA*, München 1989, S. 206–219.

Geschäftsmann, der rechtzeitig sein Kapital in Sicherheit gebracht hatte und nun sein Wohnhaus im Tessin genoß. Die folgenden Tage brachten erst recht eine Flut von aufregenden Berichten über den Umsturz in Deutschland. Würden die nachfolgenden Ereignisse den Sturz des Verbrechers an der Spitze des Reiches bringen? Das wäre Deutschlands Heil gewesen, und ein paar Tage hoffte ich darauf. Der Reichspräsident Hindenburg lag fern auf seinem ostpreußischen Gute schon so gut wie im Sterben. Es wäre Sache der Reichswehr gewesen, die SS zu unterdrücken, solange er noch lebte. Aber der General von Blomberg ließ stillhalten, und als der Reichstag zusammengerufen wurde, nahm er ein „Gesetz“ an, das alles, was Hitler getan und angeordnet hatte, unbesehen für „rechters“ erklärte.²² Damit war der Verbrecherstaat endgültig etabliert, und die preußisch-deutsche Wehrmacht hatte alles geduldet, sogar die Ermordung ihres eigenen früheren Chefs, des Generals von Schleicher.²³ Das war die „Politik“ der maßgebenden Generäle. Wenige Jahre später hörte die Reichswehr auf, ein politischer Faktor zu sein. Hitler überspielte sie durch die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht²⁴, die sich ja ihrem Wesen nach als revolutionär-demagogisches Mittel gut verwenden ließ. In der Schweiz konnte ich mich genügend informieren, was dieser Ausgang der Dinge zu bedeuten haben werde.

Ich blieb während des ganzen Juli in der Schweiz, zuletzt im Hotel „Zum Hecht“ in St. Gallen. Hier erhielt ich den Besuch von Rudolf und Lore Böttger, die in Süddeutschland reisten und von Lindau oder Friedrichshafen aus auf einen Tag über den Bodensee herüberkamen. Es war der 25. Juli, der Tag, an dem ein Nazi-Putsch in Wien versucht wurde. Mittags kam die Nachricht, daß der österreichische Bundeskanzler Dollfuß²⁵ ermordet, der Putsch aber von seinem Nachfolger Schuschnigg²⁶ niedergeschlagen worden war.²⁷ Die drohende Haltung Mussolinis, der noch nicht der Verbündete Hitlers war, sondern sich als Protektor Österreichs und Ungarns fühlte, hatte dazu beigetragen. Böttgers und ich begrüßten diesen Ausgang. Abends reisten meine beiden Besucher wieder ab. Sie hatten sich Urach in der Schwäbischen Alb als Erho-

²² „Gesetz über Maßnahmen der Staatsnotwehr“ vom 3. 7. 1934, RGBI 1934 I, Nr. 71, S. 529. Das Gesetz bestand nur aus einem Artikel, der lautete: „Die zur Niederschlagung hoch- und landesverräterischer Angriffe am 30. Juni, 1. und 2. Juli 1934 vollzogenen Maßnahmen sind als Staatsnotwehr rechters“.

²³ Hierzu die Dokumentation von Theodor Eschenburg zur Ermordung des Generals von Schleicher, in: VfZ 1 (1953), S. 71–95.

²⁴ § 1 des „Gesetzes zum Aufbau der Wehrmacht“ vom 16. 3. 1935 führte die Wehrpflicht wieder ein (RGBI 1935 I, Nr. 28, S. 375).

²⁵ Engelbert Dollfuß (1892–1934), 1932–1934 österreichischer Bundeskanzler und Außenminister.

²⁶ Kurt von Schuschnigg (1897–1977), 1934–1938 österreichischer Bundeskanzler und Außenminister.

²⁷ Zum nationalsozialistischen Putschversuch in Österreich vgl. Bruce F. Pauley, *Der Weg in den Nationalsozialismus. Ursprünge und Entwicklung in Österreich*, Wien 1988, S. 130–133.

lungsort ausgesucht und luden mich zu einem Gegenbesuch dort ein. So erlebte ich mit ihnen hier in den ersten Augusttagen den Tod Hindenburgs.²⁸ Die Reichswehrgeneräle legten Hitler kein Hindernis in den Weg, sich aus dem „Führer“ der NSDAP kraft Ermächtigungsgesetz zum „Führer und Reichskanzler“ aller Deutschen zu machen.²⁹ Die verfassungsmäßige Volkswahl zum Reichsoberhaupt wurde für überflüssig gehalten. Ein politischer Witz wollte wissen, daß ein neues Verfassungsgesetz vorschreiben werde: „Der Führer und Reichskanzler ernennt und erschießt sämtliche Reichsminister persönlich.“ Man konnte diese uferlose Despotie höchstens noch mit gewissen orientalischen oder afrikanischen Sultanaten vergleichen.

Ich kehrte von Urach über Konstanz in die Schweiz zurück. Die Grenze nach Kreuzlingen überschritt ich zu Fuß und mit gesenktem Kopfe, weil ich im Lande der Freiheit doch leider nicht verbleiben konnte. Ich mußte von Zürich über Schaffhausen wieder nach Leipzig fahren. Baldmöglichst ging ich in den Brandstetter-Betrieb, um mit Jakob Hegner über mein zukünftiges Buch zu sprechen. Wir hatten, wie immer, ein langes vertrauliches Gespräch, in dem er mir unter anderem erzählte, daß er einen Volontär zur Ausbildung angenommen habe, den damals 25jährigen Heinrich Wild³⁰, der bald mein Freund werden sollte. Ich traf ihn zum ersten Male zufällig nicht im Verlag, sondern im Vortragsraum eines Hotels am Königsplatz. Der Oratorianer Dessauer wollte dort einen Vortrag halten, aber es erschien kein Publikum. Der Referent saß lediglich mit zwei andern am Tisch: mit Heinrich Wild und seiner Braut Irmgard. Der Vortrag fiel aus, aber wir saßen zu viert noch eine Weile und plauderten ein wenig. Dessauer stellte mir das Paar vor. So war sein mißglücktes Vortragsunternehmen doch nicht ganz ohne Erfolg geblieben: Es war zu einer fruchtbaren menschlichen Begegnung geworden. Übrigens wählten Heinz und Irmgard Wild bei ihrer standesamtlichen Heirat 1935, die sie, um eine Wohnung zu bekommen, der kirchlichen eine Zeitlang vorwegnehmen mußten, Hegner und mich zu Trauzeugen. Hegner legitimierte sich dabei vor dem Beamten mit einem tschechoslowakischen Paß, den er als Schutzschild vor Behelligungen wegen seiner jüdischen Herkunft betrachtete. Der Standesbeamte respektierte ihn gern; später aber erwies er sich als nicht mehr wirksam. Tatsächlich stammte Hegner nicht etwa aus Prag, sondern aus Wien. Seine Frau stammte aus einer sächsischen Pastorenfamilie, die in früherer Generation mit dem Maler Ludwig Richter³¹ verwandt war.

²⁸ Am 2. 8. 1934.

²⁹ Nach dem Tod Hindenburgs vereinigte Hitler die Ämter des Reichskanzlers und Reichspräsidenten unter dem Titel „Führer und Reichskanzler Adolf Hitler“ und vereidigte die Reichswehr auf seine Person. Vgl. das „Gesetz über das Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches vom 1. August 1934“, ausgegeben am 2. August 1934, RGBI 1934 I, Nr. 89, S. 747.

³⁰ Heinrich Wild (1909–1975), 1934 Eintritt in den Hegner-Verlag, 1936 Übernahme der Leitung in Vertretung für Hegner, 1945 Übernahme der Leitung des Kösel-Verlags.

³¹ Adrian Ludwig Richter (1803–1884), Maler und Zeichner.

Bei meinen zahlreichen Gesprächen im Verlagsbüro begegnete ich Hans Nachod³² und Paul Stern, die gemeinsam die „Summa wider die Heiden“ des Thomas von Aquino³³ übersetzt hatten.³⁴ Von diesen Gesprächen habe ich viel gehabt, weil beide auch Kenner Petrarcas³⁵ und Dantes³⁶ waren. Stern hatte seine Bibliothekarstellung verloren, weil er Jude war, und stand ziemlich mittellos da. Nachod kam aus einer reichen Bankiersfamilie und hatte es nie nötig gehabt, einen Brotberuf auszuüben. Als Menschen waren beide angenehm und sehr gebildet. Ihre Thomasübersetzung, die damals gerade gedruckt wurde, soll nach dem Urteil Josef Piepers³⁷ fehlerhaft und ungeschickt gewesen sein. Pieper war soeben Verlagsautor geworden, weil Hegner sein Manuskript über die Kardinaltugend der Tapferkeit angenommen hatte, womit er einen bedeutenden Bucherfolg erlebte.³⁸ Als Pieper einmal nach Leipzig kam, veranstaltete Hegner in seiner Wohnung einen Diskussionsabend, bei dem außer Nachod, Stern und Pieper auch Heinrich Wild und ich zu Worte kamen. Das heißt ich, soweit ich durch meine Kenntnis griechischer Philosophie mitreden konnte, denn vom heiligen Thomas verstand ich nichts. Mein eigenes Manuskript mit dem Titel „Wahrheit und Geschichte“ war damals von Hegner akzeptiert worden. Ich war im Herbst 1934 mit meiner Frau zusammen nach Karlsbad verreist. Auf einer Wanderung durch die Porta Bohemica nach Elbogen hatte ich mir das Thema zurechtgelegt. Ende März 1935 konnte Hegner, als er bei mir anrief, das fertige Manuskript bekommen.

Die Jahre von 1934 bis 1938 sind in meinem Leben die Zeit, in der ich meine Grunderkenntnisse über den Menschen und die Menschheitsgeschichte öffentlich ausgesprochen habe. Ich habe sie in den beiden Büchern des Hegner-Verlags „Wahrheit und Geschichte“³⁹ und „Logik der Tatsachen“⁴⁰ niedergelegt. Zur Ergänzung erschienen noch einige Aufsätze, von denen ich „Das Maß der Dinge“⁴¹ (in der Monatsschrift „Neue Rundschau“) für den wichtigsten halte. Im Vorwort zu „Wahrheit und Geschichte“ habe ich festgestellt, daß das mathematisch-mechanistische „Raumdenken“ zur Erkenntnis der „Wahrheit“ nicht zuständig sei, und in der „Neuen Rundschau“ habe ich dafür den

³² Hans Nachod (1885–1958), Archäologe, 1912/1913 Arbeit am Kaiserlichen Archäologischen Institut Rom, 1919–1939 unabhängiger Wissenschaftler und Schriftsteller, stellvertretender Museumskurator in Leipzig, 1939 Emigration in die USA, 1941 Wissenschaftler an der Columbia-University, 1945–1958 technisch leitender Berater von H. P. Kraus (Händler seltener Bücher in New York).

³³ Thomas von Aquin (1224 oder 1225–1274), Theologe und Philosoph.

³⁴ Thomas de Aquino, Die Summe wider die Heiden. Deutsch von Hans Nachod und Paul Stern, Erläuterungen von August Brunner. In 4 Büchern, Leipzig 1935–1937.

³⁵ Francesco Petrarca (1304–1374), italienischer Humanist und Dichter.

³⁶ Dante Alighieri (1265–1321), italienischer Dichter.

³⁷ Josef Pieper (geb. 1904), Philosoph, 1946–1976 Professor in Münster.

³⁸ Josef Pieper, Vom Sinn der Tapferkeit, Leipzig 1934.

³⁹ Wahrheit und Geschichte, Leipzig 1935.

⁴⁰ Logik der Tatsachen. Vom geschichtlichen Wesen der Schöpfung, Leipzig 1937.

⁴¹ Die neue Rundschau, August 1938, S. 122–140.

geschichtlichen personalen Menschen für das rechte „Maß der Dinge“ erklärt. Der Herausgeber Karl Korn⁴² gab mir in einer „Anthropologischen Reihe“ (Juni bis September 1938) das Wort neben Werner Sombart⁴³, Martin Dibelius⁴⁴ und Alfred Weber.⁴⁵ Er bezeichnete meinen Beitrag in einem Vorspruch als das „katholische Gegenstück“ zu dem des evangelischen Theologieprofessors Dibelius. Ich habe diese Charakteristik akzeptiert, obwohl ich der katholischen Kirche in Deutschland nicht angehörte. Ich nahm für mich in Anspruch, was ich 1933 an Musial geschrieben hatte, daß der kirchlich gesinnte Christ aufgrund des Sakraments der heiligen Taufe „katholisch“ ist. Korn dürfte meine führende Tätigkeit in der hochkirchlichen Bewegung und auch meine beiden Bücher im Hegner-Verlag gekannt haben. Bemerkenswert finde ich, daß er mich in seiner Zeitschrift als gleichrangig mit Sombart, Dibelius und Weber behandelte, die sämtlich namhafte Universitätsprofessoren waren, während ich nur ein privates Dasein aufzuweisen hatte. Ich hätte eigentlich schon damals „Professor“ sein müssen. Unter deutschen Verhältnissen hatte ich das eigentlich „nötig“. In der Tat hätte ich mich in Leipzig gleich 1934 habilitieren müssen. Eine Habilitationsschrift hatte ich ja mit meiner Geschichte der „Kölnischen Zeitung“ zur Verfügung. Aber unter Hitler war mir der Weg zur Hochschule versperrt. Er blieb versperrt, solange Deutschland nationalsozialistisch blieb. Die Geduld, auf den Sturz der Unrechtsherrschaft zu warten, mußte ich aufbringen. Einstweilen hatte mich Hegner zum „Autor“ gemacht; der „Professor“ war reine Zunkunftsmusik.

[. . .]⁴⁶

Ich habe die Arbeit an der „Logik der Tatsachen“ unter Hegners eigener Verlagsleitung nur beginnen können. Er ermutigte mich, nach dem ersten Buche „Wahrheit und Geschichte“ gleich ein zweites in Angriff zu nehmen, weil ein rechter „Autor“ nicht bloß mit einem isolierten Werke in die Öffentlichkeit treten dürfe. 1936 kam es dahin, daß die Firma Brandstetter einen jüdischen Verlagsleiter nicht mehr halten konnte. Hegner wanderte in seine ursprüngliche Heimat nach Wien zurück. Seinen Verlag mußte er in Leipzig lassen, weil er Brandstettersches Eigentum war. Er gründete in Wien einen „Thomas-Verlag“.⁴⁷ Die Leitung in Leipzig übernahm Heinrich Wild. Auch der Name des jüdischen Verlegers mußte verschwinden. Der Vorschlag, den

⁴² Karl Korn (geb. 1908), Redakteur.

⁴³ Werner Sombart, Das Wesen des Menschlichen, in: Die neue Rundschau, Juni 1938, S. 521–540.

⁴⁴ Martin Dibelius, Das Rätsel „Mensch“, in: Die neue Rundschau, Juli 1938, S. 1–11. Martin Dibelius (1883–1947), evangelischer Theologe, 1915 Professor für Neues Testament in Heidelberg.

⁴⁵ Alfred Weber, Was ist der Mensch?, in: Die neue Rundschau, September 1938, S. 234–241. Alfred Weber (1868–1958), Volkswirtschaftler, Soziologe und Kulturphilosoph, 1904–1907 Professor in Prag, 1907–1933 und nach 1945 in Heidelberg.

⁴⁶ Auslassung: 5 1/2 Seiten. Historisch-philosophische Erörterungen.

⁴⁷ Gegründet 1936 unter dem Namen „Thomas-Verlag Jakob Hegner Wien“.

Verlag „Heller-Verlag“ zu nennen, weil er früher in Hellerau bei Dresden gegründet worden war, kam von mir. Er wurde erst von der nationalsozialistischen Reichsschrifttumskammer beanstandet, am Ende aber doch genehmigt. Das Manuskript der „Logik der Tatsachen“ wurde erst Anfang September 1937 fertig. Ich hatte den ganzen Sommer aufs intensivste daran gearbeitet und auf meine Sommerreise verzichtet. Erst am 5. September reiste ich nach Interlaken ins Hotel „Krebs“. Immerhin konnte das Buch noch vor Weihnachten ausgegeben werden. Es war zu mehr als der Hälfte ein Buch über Leibniz⁴⁸ geworden und machte mich auch als eine Art von Spezialisten für Leibniz bekannt. Diese Wirkung war schon vorbereitet durch das Sammelwerk „Die Stunde des Christentums“⁴⁹, das schon Ende 1936 erschienen war und von mir eine Abhandlung über Leibniz enthielt.⁵⁰ Der Herausgeber war Kurt Ihlenfeld⁵¹ in Berlin-Steglitz, der Redakteur der evangelischen Monatschrift „Eckart“.⁵² Ich fand im Mitarbeiterkreis dieser Zeitschrift noch einmal, zum letzten Male, eine Position innerhalb des deutschen Protestantismus.

Die Fühlung mit dem Eckart-Kreis hatte ich gefunden, weil ich zu einer Tagung in Wernigerode eingeladen wurde, auf der der Professor und Romanautor Schmid-Noerr⁵³ den Hauptvortrag hielt. Es war eine schöngestige Bewegung zur Pflege christlicher Literatur, die unter dem Nationalsozialismus noch geduldet war. Ich habe bis etwa 1943 eine ganze Reihe von Artikeln im „Eckart“ veröffentlichen können, zum Beispiel 1938 den Aufsatz „Was ist Wahrheit?“⁵⁴, der sich mit dem „Maß der Dinge“ in der „Neuen Rundschau“ be- rührt. Einige behandelten kirchengeschichtliche Themen, zum Beispiel über „das Bekenntnis von Nikäa“⁵⁵ oder „Augustins Traktat ‚Von der Gottesstadt‘“.⁵⁶ Andere waren literaturgeschichtlich wie „Vom Ursprung der Roman- tik“⁵⁷ und „Humanismus der Krisis“⁵⁸. Der Aufsatz „Unser Nächster“⁵⁹ behandelte die Auslegung des Samaritergleichnisses, die ich auch später wieder vertreten habe. „Die dritte Bitte des Vaterunser“⁶⁰ war ein Kommentar zum Problem des christlichen Betens. In diesem Kreise erweckte ich nun eben auch

⁴⁸ Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), Mathematiker und Philosoph.

⁴⁹ Kurt Ihlenfeld (Hrsg.), *Die Stunde des Christentums. Eine deutsche Besinnung*, Berlin 1937.

⁵⁰ Leibniz, in: *Stunde des Christentums*, S. 74–99.

⁵¹ Kurt Ihlenfeld (1901–1972), Schriftsteller.

⁵² „Eckart. Blatt für evangelische Geisteskultur.“ Erschienen 1924–1943 in Berlin, 1951–1960 in München und Witten.

⁵³ Friedrich Alfred Schmid-Noerr (geb. 1877), Schriftsteller.

⁵⁴ Was ist Wahrheit? Zum Aufbau einer christlichen Philosophie, in: *Eckart* 14 (1938), S. 73–82.

⁵⁵ *Eckart* 18 (1942), S. 40–46.

⁵⁶ *Eckart* 18 (1942), S. 237–245.

⁵⁷ *Eckart* 16 (1940), S. 128–132.

⁵⁸ *Eckart* 19 (1943), S. 73–76.

⁵⁹ *Eckart* 17 (1941), S. 4–9.

⁶⁰ *Eckart* 16 (1940), S. 208–212.

manches Interesse für Leibniz. Mein eigentliches Forum für diese Philosophie war allerdings die katholische Zeitschrift „Hochland“⁶¹ in München. Hier wurde im März 1938 meine Abhandlung „Leibniz in seiner und unsrer Zeit“⁶² gedruckt, ergänzt im Januar 1940 durch eine Arbeit über Descartes⁶³ „Cogito ergo sum“.⁶⁴ Ein weiterer „Hochland“-Aufsatz „Der Philosoph der Monaden“⁶⁵ gehört allerdings erst in die Zeit nach Hitler (November 1946).
[. . .]⁶⁶

Bei den Vortragsveranstaltungen des Eckart-Kreises lernte ich eine ganze Reihe interessanter Leute kennen. Außer Ihlenfeld selbst gehörte dazu August Winnig⁶⁷, einst sozialdemokratischer Oberpräsident in Ostpreußen, der sich aber als solcher mit den Ostmark-Nationalisten und dem Kapp-Putsch eingelassen hatte und deswegen sein Amt verlor. Er hatte der Politik den Rücken gewandt und war schöngeistiger Schriftsteller geworden, der gut erzählen konnte. Der am meisten geehrte Kopf im „Eckart“ war Rudolf Alexander Schröder⁶⁸, der sich ganz zum überzeugten Kirchenchristen und evangelischen Liederdichter entwickelt hatte. Ihm widmete der Eckart-Verlag Anfang 1938 eine Festschrift „Werke und Tage“⁶⁹ zum sechzigsten Geburtstag, für die ich zu einem Beitrag aufgefordert wurde. Ich betitelte den Aufsatz „Glaubensverwandte Wissenschaft“.⁷⁰ Er berührte sich inhaltlich mit dem „Maß der Dinge“ und mit meinen Leibniz-Publikationen. Politisch war man im „Eckart“ sicher vor allem Nationalsozialismus. Die gemeinsame Distanz zu Hitler machte mich in diesem Kreise heimisch, der mir sonst vielleicht zu preußisch gewesen wäre. Ihlenfeld selbst war ordinierter Geistlicher der preußischen Landeskirche, der sich nach außen allerdings ganz als evangelischer Laie gab und keinerlei geistliches Amt bekleidete.

Die politischen Ereignisse besprach man damals nur in Privatgesprächen mit vertrauenswürdigen Leuten, die man genau kannte. In Leipzig gehörten dazu für mich mein nunmehriger Verleger Heinz Wild und seine Frau, ferner der Oratorianer Philipp Dessauer und Paul Stern, während Nachod nach Amerika ausgewandert war. Stern brauchte den gelben Davidstern, der den Juden an

⁶¹ „Hochland. Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst“. Begründet von Carl Muth, erschienen 1903–1941 und 1946–1971.

⁶² Hochland 35, Bd. 1 (1937/1938), S. 417–431.

⁶³ René Descartes (1596–1650), französischer Philosoph, Mathematiker und Naturwissenschaftler.

⁶⁴ Hochland 37 (1939/1940), S. 129–138.

⁶⁵ Hochland 39 (1946/1947), S. 90–92.

⁶⁶ Auslassung: 1 1/2 Seiten. Über die Philosophie von Leibniz.

⁶⁷ August Winnig (1878–1956), Politiker und Schriftsteller, 1919–1920 Oberpräsident von Ostpreußen.

⁶⁸ Rudolf Alexander Schröder (1878–1962), Schriftsteller.

⁶⁹ Werke und Tage. Festschrift für Rudolf Alexander Schröder zum 60. Geburtstag am 26. 1. 1938. Hrsg. von Ernst L. Hauswedell und Kurt Ihlenfeld, Berlin, Hamburg 1938.

⁷⁰ Glaubensverwandte Wissenschaft. Ein humanistisches Problem, in: Werke und Tage, S. 36–44.

den Pranger stellte⁷¹, nicht zu tragen, weil er eine arische Frau geheiratet und arische Kinder hatte. So konnten wir es wagen, ihn zu Gesprächen beim Nachmittagskaffee in unsre Wohnung einzuladen. Andere Partner waren für mich zwei Lexikon-Redakteure aus dem Brockhaus-Verlag, Heinrich Heffter⁷² und Blaschke. Der letztere, der wegen seiner jüdischen Frau immer in großer Sorge lebte, starb jäh und ganz unerwartet. Dagegen überdauerten meine Diskussionen mit Dr. Heffter den ganzen Hitlerkrieg, und da er als Neuhistoriker ein Fachkollege von mir war, hatten wir auch viel Austausch über historische Fragen. Besondere politische Informationen, die mir sonst nicht zugänglich gewesen wären, erhielt ich manchmal von Dr. Hans Lehmann⁷³, der Redakteur an den „Leipziger Neuesten Nachrichten“⁷⁴ war. Eine neue Bekanntschaft, hauptsächlich aufgrund politischer Gesinnungsgemeinschaft, gewann ich in dem jungen Althistoriker Hans Schaefer.⁷⁵ Er wurde später nach Jena und schließlich als Professor nach Heidelberg berufen. Da setzten wir unsern Austausch in regelmäßigen Briefen fort.

[...]⁷⁶

Ich machte in den Osterferien 1938 noch einmal, wie schon so oft, eine kleine Reise nach Böhmen. Im Teplitzer Theatercafé lernten wir einen jüdischen Rechtsanwalt kennen. Er war entzückt darüber, daß es noch Reichsdeutsche gebe, die mit ihm zwanglos zu verkehren wagten. Er hieß Beamt und war ganz deutsch gesinnt, aber neuerdings gewöhnt, von den aufgehetzten „Sudetendeutschen“ wie ein Aussätziger gemieden zu werden. Am bereits dunklen Abend des Gründonnerstags schüttete er auf einem Spaziergang vor meiner Frau sein tiefbesorgtes Herz aus. Ich war mit unserm Sohn nach Prag gereist; Hanna war allein in Teplitz zurückgeblieben. Da tat sie einen tiefen Blick in die verzweifelte Lage des sympathischen Mannes, der sich von den Tschechen wie von den Deutschen ausgestoßen fühlte. Das lange Gespräch mit Hanna war ihm ein Trost, aber helfen konnten wir ihm nicht. Unterdessen fand ich in Prag spürbar eine ebenfalls gedrückte Stimmung. Auf den regenfeuchten alten Gassen der Kleinseite und um den Hradschin lag diese Stimmung wie eine Wolke. Ich fuhr traurig aus der „Goldenen Stadt“ hinweg nach Karlsbad, wo

⁷¹ Aufgrund einer Polizeiverordnung, die am 19.9.1941 in Kraft trat, mußten alle Juden über sechs Jahre in der Öffentlichkeit einen gelben Judenstern tragen, der auf der linken Brustseite des Kleidungsstückes angenäht war. Vgl. Wolfgang Benz (Hrsg.), *Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*, 3. Aufl. München 1993, S. 614–631.

⁷² Heinrich Heffter (1903–1975), Historiker, 1933–1945 Leiter der Forschungsstelle für die Geschichte Hamburgs, ab 1945 Dozent bzw. Professor für Neuere Geschichte an der TH Braunschweig.

⁷³ Hans Lehmann (geb. 1909).

⁷⁴ 1861 begründet unter dem Titel „Leipziger Nachrichten“, 1892 umbenannt, erschienen bis 1945.

⁷⁵ Hans Schaefer (1906–1961), 1935 Privatdozent für Alte Geschichte in Leipzig, 1936 Professor in Jena, 1941 in Heidelberg.

⁷⁶ Auslassung: 1 Seite. Über das Hoßbach-Protokoll der Konferenz vom 5.11.1937.

wir uns verabredungsgemäß mit Hanna wiedertrafen. Wie übelberaten waren diese böhmischen Deutschen, die auf den „Führer“ in Berlin wie auf ihren Erlöser warteten. Wenn sie doch hätten ahnen können, was für ein falscher Messias das war!

[. . .]⁷⁷

Ich machte im Sommer 1939 meine gewohnte Jahresreise in die Schweiz, folgte dann aber noch der Einladung meines Freundes und ehemaligen Schülers Walter Reh zu einer Besuchsreise nach Bulgarien, denn er war Lehrer an der Deutschen Schule in Sofia. Die Reise ging über Prag und Preßburg. Kurz hinter dieser Hauptstadt des neuen Slowakenstaates⁷⁸ trat ein Mann in mein Eisenbahnabteil und sagte, er habe gehört, daß ich nach Sofia führe; er führe auch dahin, und ob ich mich nicht zu ihm ins Nachbarabteil setzen wollte? Es sei doch hübsch, einen Reisegefährten zu haben. Ein solcher sei, wie ein Sprichwort sage, zu erachten wie ein guter Freund. Ich erlebte, als ich ihm gefolgt war, in ihm in der Tat ein Muster orientalischer Gastlichkeit. Er war Armenier von Geburt, aber in Sofia als Kaufmann ansässig. Jetzt kam er von einer Geschäftsreise nach Berlin. Er erzählte mir recht interessant von seinen Eindrücken in Deutschland und ebenso von den Zuständen in Bulgarien und Armenien. In Belgrad hatten wir mehrere Stunden Aufenthalt. Da lud er mich zu einem Besuch in der Stadt ein. Er zeigte mir die alte Festung an der Einmündung der Save in die Donau, den Ausblick über beide Ströme, weit hinein ins flache Land und auf die ehemals österreichische Stadt Semlin, die Belgrad gegenüber liegt. Dann hatten wir noch Zeit, in ein Café zu gehen und das Belgrader Straßenleben zu betrachten. Bei der Weiterfahrt, hinter Nisch, fiel mir auf, daß die Sonne so zeitig unterging. Da merkte ich, daß wir uns im Gebiet der osteuropäischen Zeit befanden, und stellte meine Uhr um eine Stunde vor. Im bulgarischen Grenzbahnhof lud er mich zum Abendessen ein und bestellte mir ein Wiener Schnitzel, weil mir die „orientalischen Gerichte“ ja doch nicht gefallen würden. In Sofia spät abends holte mich Walter Reh im Bahnhof ab. Ich machte aber einige Tage später meinem Reisegefährten in seiner Wohnung noch einen Dankbesuch. Da gab es türkischen Kaffee und nochmals ein gutes Gespräch.

Ich hätte die Mahlzeiten gar nicht bezahlen können, weil ich mein bulgarisches Geld erst in Sofia eintauschen konnte. Ich hätte auch mangels Sprachkenntnissen mit den Zollbeamten nicht so geschickt verhandeln können, wie es mein Freund für mich tat. Es war eine Begegnung, deren ich nur rühmend gedenken kann.

⁷⁷ Auslassung: 3 Seiten. Ausführungen über die Geschichtsschreibung Gerhard Ritters und Darstellung der politischen Ereignisse des Jahres 1938 (Annexion Österreichs und Münchner Abkommen).

⁷⁸ Am 14.3.1939 entstand infolge der Zerstörung der Tschechoslowakei die Slowakei als ein Staat, der außen- und wirtschaftspolitisch in enger Verbindung mit dem Deutschen Reich stand.

Reh zeigte mir viel von Bulgarien. Ein zweitägiger Ausflug führte uns ins Rila-Kloster in den Rhodopenbergen, dem ältesten Stützpunkt des Christentums in Bulgarien. Hier und in der Kathedrale von Sofia erlebte ich feierliche Gottesdienste der einheimischen orthodoxen Kirche. Mir fiel auf, daß das Kreuzifix in diesen Kirchen nicht vorkam. Dafür sah ich Wandgemälde von sämtlichen Totenerweckungen des Neuen Testaments. Die orientalische Kirche legt nach altchristlicher Weise wenig Wert auf das Passionsleiden Christi; um so mehr auf die Glorie der Auferstehungsbotschaft. Das hat mich tief beeindruckt, denn das ist ja das eigentliche echte Evangelium, dem auch die abendländische Kirche sich wieder mehr zuwenden mußte. Mir ging auf, daß in der Überbetonung des Bloßmenschlichen [sic!], ja der menschlichen Schwachheit die Wurzel der Irrlehre des „Scheiterns“ Christi liegt. Es mußte ja so kommen, daß ein „scheiternder“ Christus säkularisiert und an die Wand gedrückt wurde. Die morgenländische Kirche hat das Bild des siegreich die Welt überwindenden Gottmenschen treuer bewahrt. Damit hat sie sich in der Flut des Islam, die viele ihrer Länder überschwemmte, dennoch behaupten können. Auch in der Flut der westlichen Aufklärung kann sich die Kirche nur behaupten und am Ende wieder siegreich Fuß fassen, wenn sie sich darauf besinnt, daß der Karfreitag kein Trauer-, sondern ein Siegestag ist, der zum Ostertag überleitet. Es ist keine gute „Reform“, wenn man heute in der Karfreitagsliturgie die zentrale Antiphon gestrichen hat:

Dein Kreuz, o Herr, verehren wir
und deine heilige Auferstehung preisen wir;
denn siehe, durch das Holz kam Freude in alle Welt.

Die Kirche ist berufen, „Hochkirche“ zu sein: Das hatte ich ja immer vertreten.

Ich habe in Sofia auch eine Moschee gesehen, und einige Tage verlebte ich mit Rehs in einem mohammedanischen Ort am Fuße des Balkans, wo am klaren Sommerabend vom Minarett die Stimme des Muezzin erklang. Von hier fuhren wir im Autobus hinauf zum Schipkapaß, den im russisch-türkischen Krieg von 1877 die „Befreier“ Bulgariens erstürmten.⁷⁹ In Sofia hatte ich schon das Denkmal des Zaren Alexander II.⁸⁰, des „Befreiers“ („Oswoboditel“), gesehen, jetzt sah ich auf der Schipka die Kriegsdenkmäler der Sieger, um deretwillen der Reisewagen extra eine Stunde Aufenthalt hatte. Wir reisten dann weiter nach Trnovo, der alten malerischen Hauptstadt des Landes, nördlich des Balkans. Die Rückfahrt nach Sofia mit der Eisenbahn ging über Plewna, der Festung, vor der die Türken den russischen Vormarsch fast ein halbes Jahr aufhalten konnten. So gewann ich auch von der türkischen Geschichte einen gewissen, nicht unbedeutenden Eindruck.

⁷⁹ Der Schipkapaß wurde am 19.7.1877 von russischen Truppen genommen.

⁸⁰ Alexander II. (1818–1881), 1855–1881 Zar von Rußland.

Unser letzter großer Ausflug ging nach Plowdiw (Philippopol) in Südbulgarien, das auch Ostrumelien genannt wird. Hier sahen wir die Extrablätter angeschlagen, die den Abschluß des Moskauer Vertrags vom 23. August 1939 zwischen Hitler und Stalin meldeten. Für die Bulgaren war das eine Freudenbotschaft, denn die Annäherung jener beiden schien die politische Lage ihres Landes entscheidend zu erleichtern. Bulgarien schwankte zwischen deutschen und russischen Sympathien. Nun schien ihm die Wahl erspart zu werden. Die Gefahr des Konfliktes schien zu schwinden. Daß der gefürchtete Krieg nur um zwei Jahre hinausgeschoben war, das merkten die Bulgaren nicht. Mir aber wurde bedenklich zumute. Denn was würde jetzt aus Polen werden, das Hitler aus dem Wege räumen wollte? Würde es nicht rätlich sein, sofort heimzureisen, ehe der Marschbefehl gegen Warschau erging wie vorm Jahre [sic!] der gegen Prag?

Ich wußte natürlich nicht, daß Hitler seinen Angriff auf Polen bereits auf den 26. August festgesetzt hatte.⁸¹ Ich hatte vor, am 30. von Sofia abzureisen und die Heimfahrt unterwegs in Budapest zu unterbrechen, um die magyarsche Hauptstadt wiederzusehen, in der ich 1917 schon gewesen war, als die alte Donaumonarchie noch bestand. So entschloß ich mich in Plowdiw, es drauf ankommen zu lassen und nicht vorzeitig auf die Heimreise zu gehen. Zunächst fuhr mein Zug normal bis Belgrad. Beim Umsteigen hörte ich aber, daß der ungarische Zug nur bis zur Grenze des eignen Landes fahren werde; wie es dann weitergehe, sei unbekannt. Nun, ich hatte ja vor, in Budapest auszusteigen, fuhr also zunächst weiter. Dann aber kamen mir starke Bedenken. Wer weiß, was in den zwei Tagen passieren würde, die ich dableiben wollte. Als wir Budapest erreicht hatten, zog ich's vor, sitzenzubleiben, um lieber so weit wie möglich heimwärts zu kommen. Der Grenzbahnhof, auf dem alles aussteigen mußte, befand sich aber in einem trostlosen Nest, sozusagen in einsamster Pußta. So stand ich nun mit meinem Koffer auf dem Bahnsteig, ratlos, was ich hier tun könnte. Aber ich hatte Glück. Ich hatte schon gemerkt, daß im stekengebliebenen Zug deutsches Gesandtschaftspersonal, ich glaube aus Konstantinopel, mitgefahren war. Diese Leute sorgten dafür, daß man aus der nicht weit entfernten slowakischen Hauptstadt einen Pendelzug hinausschickte, mit dem auch ich mit nach Preßburg hineinfahren konnte. Aber was nun? Ich konnte feststellen, daß wenigstens ein einziger Zug nachts ein Uhr nach Prag abgehen werde; den konnte ich benutzen.

Ich ging also in kein Hotel, stellte meinen Koffer nur im Bahnhof ein und hatte nun überflüssige Zeit, mir Preßburg anzusehen. Auch hier war ich 1917 schon gewesen. Damals hieß die Stadt auf magyarisch Pozsony; jetzt auf slawisch Bratislava. Ich ging aufs Schloß hinauf und trieb mich in den Straßen und Restaurationen herum, hörte mit Vergnügen in alten Gassen manchmal auch deutsche Laute, bis es dunkel wurde. Dann wartete ich auf dem Bahn-

⁸¹ Vgl. Generaloberst Halder, Kriegstagebuch, bearb. von Hans-Adolf Jacobsen, Bd. 1, Stuttgart 1962, Eintragung vom 23. 8. 1939, S. 27.

hof. Nach Mitternacht wurde mein Zug tatsächlich bereitgestellt, und im Morgenrauen des 31. August landete ich in Prag. Mit großer Freude sah ich, daß auf einem andern Bahnsteig ein Zug wartete, der schon vor Stunden hätte abgehen müssen. Ich stieg ein und glaubte, meiner Heimkehr sicher zu sein. Aber da fuhr der Zug bloß bis Lobositz. Er blieb wieder an der Grenze stehen, diesmal an der neuen „Protektoratsgrenze“.⁸² Ein deutscher Bahnbeamter erklärte mir auf meine Frage nur recht ungnädig, es ginge, weil es Krieg gebe, jetzt kein Zug hinein nach Deutschland.

Da sah ich an einer Wand im Bahnhof den Fahrplan der mir von Jugend auf so wohlvertrauten „Sächsisch-Böhmischen Dampfschiffahrt“, die von Leitmeritz bis Dresden verkehrt. Ich schleppte meinen Koffer zur Landestelle an der Elbe, und richtig, da kam ein fahrplanmäßiger weißgrüner Dampfer aus Leitmeritz. Er verkehrte allerdings nur bis Pirna. So kam ich zu einer schönen erholsamen Dampferreise auf der Elbe: vorbei an Salesel und der Dubitzer Kirche, am Schreckenstein, Aussig bis Bodenbach. Hier stieg ich aus, weil ich hoffte, von hier aus besser mit der Bahn weiterzukommen als von Pirna. Wirklich ging bald ein Zug nach Dresden, und von Dresden einer nach Leipzig, allerdings nicht über Riesa, sondern nur auf der Bummelzugstrecke über Döbeln. Kurz vor Mitternacht rief ich vom Leipziger Hauptbahnhof meine Frau an. Sie hatte keine meiner Postkarten, die ich in Bulgarien geschrieben hatte, erhalten. Als ich unsre Wohnung erreicht hatte, teilte mir Hanna mit, eben habe Dr. Lehmann von den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ telefoniert, morgen früh um 5 Uhr werde an der polnischen Grenze „zurückgeschossen“, weil die Polen in unverschämter Weise den Gleiwitzer Sender angegriffen hätten.⁸³ Der Krieg, der ein Weltkrieg werden sollte, war da. Ich hatte mit meiner abenteuerlichen Fahrt gerade noch vor Ausbruch den Heimathafen erreicht.

[. . .]⁸⁴

Seit dem Winter 1940/41 fühlte ich fast sicher, daß die Peripetie gekommen war. Um die Osterzeit 1941 raffte ich mich auf zu einer Reise nach Österreich. Das Ausland war mir des Krieges wegen seit meiner Heimkehr aus Bulgarien verschlossen. So wollte ich sehen, wie „wohl“ sich die Österreicher fühlten im „Großdeutschen Reich“. Die Eindrücke waren kümmerlich. Der geschichtliche Name war ausgetilgt. Ich mußte nach „Ober-“ und „Niederdonau“ reisen: nach Linz und Melk und Wien. In Linz fand ich das Geburtshaus der Marianne

⁸² Unter Bruch des Münchner Abkommens hatte Hitler am 14./15. 3. 1939 die Tschechoslowakei zerstört und Böhmen und Mähren dem Deutschen Reich als Protektorat angegliedert.

⁸³ Den von nationalsozialistischer Seite vorgetäuschten Angriff angeblicher polnischer Aufständischer auf den Sender Gleiwitz am 31.8.1939 nahm Hitler unter anderem als Vorwand für den Angriff auf Polen. Vgl. Jürgen Runzheimer, Der Überfall auf den Sender Gleiwitz im Jahre 1939, in: VfZ 10 (1962), S. 408–426.

⁸⁴ Auslassung: 2 1/2 Seiten. Ausführungen über den Angriff Hitlers auf Polen (1939), Frankreich (1940) und die Sowjetunion (1941).

Jung⁸⁵, die als Frau von Willemer die Muse des „Westöstlichen Diwans“⁸⁶ wurde. Da gewann ich die Anregung, über „Goethes Suleika“ eine literarhistorische Monographie zu schreiben, die ich zuerst für einen Vortrag in einem Freundeskreise in Bautzen verwertete. Nach der Hitlerzeit konnte ich sie als kleines Buch veröffentlichen.⁸⁷ In Wien machte ich zuerst einen Ausflug auf den Kahlenberg und ging zu Fuß weiter nach Klosterneuburg zum Besuch der imposanten Abtei der Augustiner-Chorherren. Ein andermal fuhr ich ins Burgenland und erblickte von der Leithagrenze aus das Schloß von Preßburg. Da erinnerte ich mich an meine Reiseabenteuer von 1939. Im Burgenland wanderte ich zu Fuß nach Rust am Neusiedler See und dachte an die Stammtischabende im „Dummen Hund“ zu Freiberg. Endlich fuhr ich noch auf den Semmering und reiste von hier weiter nach Graz, wo ich auch Erinnerungen aufzufrischen hatte. Weiter fuhr ich durch Kärnten nach Klagenfurt, zum Wörther See und nach Villach, wo ich zweimal übernachtete, aber mich sehr ärgerte über die unausstehlichen Lautsprecher der Nazi-Propaganda in den Straßen. Die letzte Station war Salzburg, von wo ich über München nach Leipzig zurückkehrte.

Zu den Gedanken, die ich mir während der Reise machte, gehörten Überlegungen, was nach Hitlers Sturz in Deutschland politisch zu tun wäre. Ich kam, wie 1919, wieder zu dem Ergebnis, es gelte vor allem für die Wiederherstellung christlichen Geistes in der Öffentlichkeit zu arbeiten. Aber da glaubte ich endgültig, mit meiner heimatlichen Landeskirche nichts mehr anfangen zu können. Die Kirche in Sachsen gehörte leider nicht zu den drei „intakten“ Landeskirchen (Hannover, Württemberg, Bayern), die es noch gab.⁸⁸ Sie war in den Händen der „Deutschen Christen“. So schien es mir nunmehr geboten, zur katholischen Kirche überzugehen. Als ich wieder zu Hause war, erklärte ich meine Absicht den Leipziger Oratorianern, insbesondere meinem Freunde Philipp Dessauer. Der war natürlich sehr erfreut und sagte sofort, eines Konvertitenunterrichts bedürfe ich nicht, denn ich verstehe ja längst vom katholischen Glauben viel mehr als die meisten Katholiken. In der Tat war ich als Hochkirchler schon seit zwanzig Jahren „katholisch“, nur bisher noch nicht „römisch“. Diese Unterscheidung war für mich wesentlich, aber nunmehr war sie nicht mehr aktuell. Ich begann also, regelmäßig an den katholischen Sonntagsgottesdiensten teilzunehmen. Dann ging ich eines Tages ins Leipziger Rathaus und erklärte meinen Austritt aus der Landeskirche. Dieser Schritt war von den Nazis sehr

⁸⁵ Marianne von Willemer geb. Jung (1784–1860), Tänzerin und Dichterin.

⁸⁶ West-Östlicher Divan. Gedichtzyklus von Johann Wolfgang von Goethe, erschienen 1819, erweitert 1827.

⁸⁷ Suleika. Vom Ewigen in der Liebe, München 1948.

⁸⁸ Bei den Kirchenwahlen am 23.7.1933, die aufgrund der neuen Reichskirchenverfassung vom 14.7.1933 erforderlich geworden waren, errangen die Deutschen Christen die Mehrheit und konnten die Herrschaft in den meisten Landeskirchen übernehmen. Nur Württemberg, Bayern und Hannover behielten ihre alten Kirchenleitungen. Zu den jeweiligen Entwicklungen in den Landeskirchen vgl. Kurt Meier, *Der evangelische Kirchenkampf*, 3 Bde., Göttingen 1976 und 1984 (Bd.3).

leicht gemacht; man brauchte nur an amtlicher Stelle eine entsprechende Erklärung abzugeben. Die Beamtin fragte mich, ob ich „gottgläubig“ oder „religionslos“ werden wollte. Als ich antwortete: „katholisch“, hörte sie kaum hin.

Am 2. Februar 1942, dem Lichtmeßtage, den ich mir ausgesucht hatte, wurde ich von Dessauer in die römisch-katholische Kirche aufgenommen. Ich sprach als Glaubensbekenntnis das Nicaenum auf Lateinisch, das ich innerlich schon als Hochkirchler angenommen hatte. Gewissensmäßig „katholisch“ war ich längst. Meiner Geschichtskennntnis war bewußt, daß meine Heimatkirche offiziell nie hatte „protestantisch“ sein wollen, daß sie Jahrhunderte lang im schärfsten Gegensatz zum Calvinismus gestanden hatte und sich „eigentlich“ hatte nennen wollen die „Katholische Kirche Augsburgischer Konfession“. Und ich wußte, daß mir die heilige Taufe als katholisches Sakrament gespendet worden war. So war für mich die Konversion nur ein Schritt aus theologischen und politischen Erwägungen, was jetzt nach den offenkundigen Verwüstungen im Protestantismus und nach den verheerenden Zerstörungen im deutschen Geiste durch den Nationalsozialismus zu tun sei. Ich dachte an den inzwischen verstorbenen Peter Wust⁸⁹ und seine Hoffnungen auf einen Umschwung im Geistesleben zugunsten des Christentums. Ich wünschte zu diesem Umschwung beizutragen.

Inzwischen hatten wir uns von unserm Sohne trennen müssen. Hans bestand zu Ostern 1940 sein Abitur an der Thomasschule. Kurze Zeit vorher bestellte mich einmal sein Klassenlehrer mit dem Ansinnen, ich möchte doch auf meinen Sohn einwirken, daß er der Hitlerjugend beitrete. Er sei der einzige in seiner Klasse, der nicht dazugehöre, und es sei zu fürchten, daß er deswegen zum Abitur nicht zugelassen werde. Ich konnte dem wohlmeinenden Herrn Kollegen nur erklären, daß ich meines Sohnes freien Willen nicht beschränken könne. Die Drohung mit der Nichtzulassung war nur ein Einschüchterungsversuch, auf den wir nicht hereinfließen. Hans erhielt gute Zensuren. Aber er mußte gleich darnach seinen Arbeitsdienst ableisten, der gesetzlich vorgeschrieben war.⁹⁰ Er wurde nach Südbayern geschickt, erst in die Gegend hinter Traunstein, dann nach Memmingen. Als er im Spätsommer 1940 wieder nach Hause kam, stellte sich heraus, daß sein Jahrgang 1922 noch nicht zum Militär ausgehoben wurde. Hans konnte sich an der Universität immatrikulieren lassen und ein Jahr lang Altphilologie und Geschichte studieren. Erst dann kam er nach Meißen zur Ausbildung bei der schweren Artillerie. Sein Ersatztruppenteil lag in Frankfurt an der Oder. Von dort schickte man ihn an den mittleren, damals ziemlich ruhigen Abschnitt der Ostfront. Hanna und ich reisten nach Frankfurt, um ihn zu verabschieden. Das war 1942.

[. . .]⁹¹

⁸⁹ Peter Wust (1884–1940), Philosoph.

⁹⁰ Das Gesetz vom 26. 6. 1935 (RGBl 1935 I, Nr. 64, S. 769–771) verpflichtete alle Jungen und Mädchen zu einem halbjährigen Arbeitsdienst.

⁹¹ Auslassung: 1 1/2 Seiten. Über den Angriff auf die Sowjetunion und die Kriegserklärung an die USA.

Ich reiste im Sommer 1942 nach Westdeutschland, hauptsächlich weil ich einen Gedankenaustausch mit Ludwig Bergsträßer⁹² haben wollte, den ich in Darmstadt mehrere Tage besuchte. Er war vorher schon zweimal bei mir in Leipzig gewesen. Wir machten uns gemeinsam ein Bild von der weltpolitischen Lage und standen dabei innerlich ganz auf der Seite der westlichen Alliierten, denn Hitler-Deutschland konnte unmöglich unser Vaterland sein. Wir hatten nur den Wunsch, von den Amerikanern und nicht etwa von den Russen „befreit“ zu werden. Bergsträßer legte mir nahe, mich mit dem von den Nazis abgesetzten Leipziger Oberbürgermeister Carl Goerdeler⁹³ in Verbindung zu setzen.

Darum schrieb ich nach meiner Heimkehr nach Leipzig an ihn. Er ließ mir im Oktober eine Einladung zukommen zu einer privaten Vortragsveranstaltung in seinem Haus, bei der Dedo Müller der Redner war. Ich war ihm nicht unbekannt, weil sein jüngster Sohn ein Klassenkamerad meines Sohnes auf der Thomasschule gewesen war. Nach Müllers Vortrag kam er zu mir und lud mich zu einem Gespräch ein. Ich habe während des Winters 1942/43 ein halbes Dutzend lange Unterredungen unter vier Augen mit ihm geführt, in denen er mich in seine fortdauernden Bemühungen einweihte, die militärischen Führer doch noch zu einem Putsch gegen Hitler zu überreden.⁹⁴ Natürlich war er über die wahre Lage des Krieges weit besser informiert, als ich es sein konnte; und so waren mir die Gespräche sehr interessant. Aber politisch gewann ich nicht den Eindruck, als ob ein Putsch jetzt noch gelingen, und wenn er gelang, daß er noch viel nützen konnte. Ich habe daher bald nach der Katastrophe von Stalingrad (Anfang Februar 1943) die Gespräche abgebrochen. Bei allen guten Wünschen, die ich für die Verschwörung hegte, mußte ich sie als zu „preußisch“ erkennen, als daß ich für diese Sache mein Leben aufs Spiel hätte setzen mögen. Ich hätte mich, wie der Hitler-Biograph Fest mit Recht urteilt, in den Untergang der preußischen Herrenschicht verwickelt, mit der ich wirklich nichts zu tun hatte. Mit diesen Verschwörern,

den Trägern vieler klangvoller Namen, trat zugleich das alte Deutschland ab, und wenn es seinen Ruhm längst dahin hatte, verspielt im opportunistischen und kurzsichtigen Zusammengehen mit Hitler, so muß doch eingeräumt werden, daß der Entschluß zur Kündigung des einstigen Bündnisses von diesen Männern ausging.⁹⁵

⁹² Ludwig Bergsträßer (1883–1960), Historiker und Politiker, 1920–1933 am Reichsarchiv tätig, 1924–1928 MdR (DDP), 1928 Eintritt in die SPD, 1948–1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates, 1949–1953 MdB.

⁹³ Carl-Friedrich Goerdeler (1884–1945), Jurist, 1930–1937 Oberbürgermeister von Leipzig.

⁹⁴ Vgl. Gerhard Ritter, Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung, 4. Aufl. Stuttgart 1984, S. 347–362.

⁹⁵ Joachim C. Fest, Hitler, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1973, S. 976.

Was Goerdeler noch an Zugeständnissen der westlichen Alliierten an die Preußen für möglich hielt und verlangen wollte, das erschien mir weder wünschenswert noch aussichtsvoll. Die Alliierten hätten schwerlich noch anerkannt, daß es gut sei, das nationalsozialistische Deutschland wieder durch ein preußisch geführtes zu ersetzen. Sie hätten mit einer Reichsregierung Goerdeler wahrscheinlich auch nicht mehr verhandelt, sondern die „bedingungslose Kapitulation“, die auf einer Konferenz in Casablanca proklamiert worden war⁹⁶, auch von ihr gefordert. So hart es einem vorkommt: Es war besser, daß Hitler noch Gelegenheit erhielt, die preußische Elite zu vernichten, ehe er selbst unterging. Die Totalkatastrophe von 1945 hatte den Vorzug, daß Preußen zerstört wurde. Dadurch hat Deutschland in neuen Formen, an die mit Preußen nicht zu denken war, die Katastrophe eben doch überstehen können. Das ist das Urteil, zu dem der Historiker, der Preußen als deutsches Verhängnis erkennt, gelangen muß.

Vorerst freilich war von 1943 an noch die Schreckenszeit des Kriegsendes zu überstehen. Goebbels proklamierte nach dem Schlage von Stalingrad den „totalen Krieg“⁹⁷, in dem jeder, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, dienstverpflichtet werden konnte. Vor der Aushebung zum sogenannten „Volkssturm“ bewahrte mich meine Kriegsverletzung von 1915, durch die ich für immer „kriegsuntauglich“ war. Aber zu irgendeinem zivilen Arbeitsdienst konnte ich jederzeit gepreßt werden. Deswegen war ich erfreut, daß ich dem schon jetzt durch Eintritt in die Firma Brandstetter zuvorkommen konnte. Heinz Wild konnte nicht länger „zurückgestellt“ werden; er mußte zum Militär einrücken. Da bat er mich um seine Stellvertretung. Ich übernahm die Leitung des Heller- und auch die des Tauchnitz-Verlags im Hause Brandstetter. Im Tauchnitz-Verlag erschien im Auftrag des Auswärtigen Amtes die Reihe des „Deutschen Tauchnitz“: Sonderausgaben moderner deutscher Romane, die nur zu Propagandazwecken in den außerdeutschen Ländern, die Hitler besetzt hielt, verbreitet wurden.⁹⁸ Dieser Romanreihe verdanke ich, daß ich in regelmäßigen Abständen nach Berlin fahren mußte, um dem zuständigen Ministerialrat Metzner⁹⁹ im Auswärtigen Amt Vorschläge zu machen und sonstige Fragen zu besprechen. Ihr verdankte ich's auch, daß mein häusliches Telefon nicht gesperrt wurde. Denn ich mußte von Berlin aus jederzeit erreichbar sein. Kurz, ich gewann eine gesicherte Position, in der ich keine anderweitigen unwillkommenen Zugriffe zu befürchten hatte. Ich erhielt auch eine „Lohntüte“ bei Brandstetter, die mein Einkommen aufstockte.

⁹⁶ Auf der Konferenz von Casablanca vom 14. bis 26. 1. 1943 einigten sich Churchill und Roosevelt auf die Forderung der „bedingungslosen Kapitulation“ Deutschlands.

⁹⁷ Rede am 18. 2. 1943 im Sportpalast in Berlin.

⁹⁸ Die Reihe „Der deutsche Tauchnitz“ erschien 1941–1944 und wurde nur an Buchhändler außerhalb des Deutschen Reiches abgegeben. Unter den 74 Titeln finden sich unter anderem Werke von Theodor Fontane, Ricarda Huch, Hermann Löns, Theodor Storm, Ernst Jünger, Wilhelm Busch, Wilhelm Hauff und Johann Wolfgang von Goethe.

⁹⁹ Kurt Metzner (geb. 1895), Referatsleiter (seit 1941) und wissenschaftlicher Hilfsarbeiter (seit 1943) in der Kulturpolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes.

Am 3. Dezember [1943] kamen meine Bautzener Freunde nach Leipzig zum Begräbnis einer Tante. Lore Böttger wohnte bei uns. Da wurden wir gegen Morgen zum 4., als es noch dunkel war, durch den ersten schweren Bombenangriff der Engländer aufgeschreckt. Das Hinterhaus unsres Hauses ging in Flammen auf. Wir mußten das Haus räumen, da man die Explosion einer in nächster Nähe stehenden Fabrik befürchtete. Da standen wir mit unserm Besuch neben der Lutherkirche und schauten erschüttert auf das Flammenmeer der brennenden Villen der Karl-Tauchnitz-Straße. Dem ersten Angriff folgten 1944 noch zahlreiche andere. Auch unser Haus brannte. Das Dach und das oberste Stockwerk wurden zerstört. Ich holte mir beim Löschversuch eine schwere Rauchbeschädigung meiner Augen, die aber dann wieder ausgeheilt werden konnte. Unsere eigene Wohnung erlitt schwere Wasserschäden, weil das Haus monatelang kein Dach mehr hatte. Aber unsre Möbel und Bücher blieben erhalten. Wenn nicht damals auch meine Akten erhalten geblieben wären – einschließlich vieler Dokumente der Geschichte der „Kölnischen Zeitung“, die sich in meiner Hand befanden –, hätte ich jetzt diesen fünften Teil meiner Lebenserinnerungen gar nicht schreiben können.

Im Sommer 1944 ging ich, um wenigstens kurze Ferien zu machen, nach Bautzen. Ich wohnte aber nicht bei Böttgers, denn Lore war allein. Rudolf war Soldat in Frankreich. Am 20. Juli machten Lore und ich einen Ausflug in die sogenannte Heide. Wir hatten keine Ahnung, was an diesem Tage geschah. Als wir nachmittags in die Stadt zurückkamen, sahen wir die Extrablätter, die das Scheitern des Stauffenberg¹⁰⁰-Attentats auf Hitler meldeten. Am nächsten Tage standen die Berichte in der Zeitung: Der Putsch war vergeblich geblieben. Ich dachte zurück an den 20. Juli 1932, wo Papens Staatsstreich Preußen wieder „preußisch“ machen wollte. Er hatte nur den Nationalsozialisten vorgearbeitet. Zwölf Jahre später mißlang der Versuch, es ihnen noch einmal zu entreißen. Die Vorgänge hatten einst und jetzt etwas Unwirkliches, weil die Uhr der Geschichte bereits weiter vorgerückt war. Im Jahre 1944 stand schon seit dem 6. Juni die amerikanisch-englische Armee in der Normandie fest auf dem Kontinent, um Hitlers Gewaltherrschaft zu brechen. Paris war allerdings noch in deutscher Hand, und dort hätte der Goerdeler-Putsch beinahe glücken können.¹⁰¹ Aber in Berlin wurde sein Feuer ausgetreten. Die letzte preußische Schilderhebung, so schreibt Fest, „hinterließ kaum eine Spur“.¹⁰²

¹⁰⁰ Claus Graf Schenk von Stauffenberg (1907–1944), Generalstabsoffizier, 1943 Stabschef einer Panzer-Division in Afrika, 1944 als Oberst i. G. Stabschef des Befehlshabers des Ersatzheeres.

¹⁰¹ Zu den Vorgängen in Paris vgl. Heinrich Bücheler, Carl-Heinrich von Stülpnagel. Soldat, Philosoph, Verschwörer, Berlin, Frankfurt/M. 1989, S. 302–321.

¹⁰² Fest, Hitler, S. 977.

VI. Leben in politischer Unsicherheit: Wissenschaftler und Politiker in Leipzig in der Besatzungszeit (1945–1949)

Während wir 1944, sooft die britisch-amerikanischen Bomben auf Leipzig fielen, so manche lebensgefährliche Situationen überstehen mußten, bescherte uns unerwartet das Weihnachtsfest eine große Freude. Als Hanna zwei Tage vor Weihnachten vom Einkaufen nach Hause kam, sagte ihr jemand: „Eben ist Ihr Sohn durch den Hof gegangen.“ Tatsächlich war Hans direkt von der Ostfront im Weichselbogen heimgekommen. Und beinahe gleichzeitig wurde uns auch ein Christbaum geliefert, den er in einem Blumengeschäft für uns bestellt hatte. Ihm stand nämlich als Urlauber ein Christbaum zu, während für uns jeder Einkauf gesperrt war. Vor einem Jahre, als unsre Wohnung nach dem Bombenangriff vom 4. Dezember 1943 vom Wasser schwer beschädigt war, hatte ich noch halb illegal auf dem Königsplatz einen Christbaum entstehen können; 1944 war das nicht mehr möglich. Mitbewohner hatten uns im ersten Stock des Hauses zwei Zimmer eingeräumt, weil unsre eignen Räume im 3. Stock unwohnlich geworden waren. Wir saßen also im Trocknen, aber Weihnachtsschmuck gab es für uns nicht. Jetzt brachte uns Hans den Christbaum mit. Er war inzwischen im Felde Leutnant geworden, hatte sich aber bei den Offizieren seines Artillerieregiments unbeliebt gemacht, weil er den Abstand von den Mannschaften nicht hielt, den die preußische Tradition verlangte. So hatte man die Gelegenheit, daß das Regiment einen Offizier zur Aufstellung einer neuen Einheit abgeben sollte, benutzt, um ihn abzuschieben. Die neue Einheit wurde in Rostock gebildet. Bevor er dort antreten mußte, kam ein kurzer Weihnachtsurlaub in Leipzig für ihn heraus. Wir fanden das alle drei äußerst begrüßenswert. Ich hatte mir auf der Karte den Frontverlauf im Weichselbogen angesehen und hatte festgestellt, wie leicht die Russen diese Front an den Flügeln eindrücken und im Rücken abschneiden könnten. Dann stand unserm Sohne, auch wenn er leben bliebe, russische Kriegsgefangenschaft bevor. Ich machte mir keine Illusionen, was dieses Schicksal bedeuten werde. Und nun war er plötzlich in Leipzig erschienen. Wie prächtig, daß er sich unbeliebt gemacht hatte!

Wir feierten ein wunderschönes Christfest und einen sehr festlichen Silvesterabend mit Sekt und Hors d'oeuvre-Platten. Erst am 2. Januar mußte uns Hans verlassen. Er wollte in Berlin eine Freundin wiedersehen; am 3. abends mußte er in Rostock sein, wo wir ihn ja aber für die nächste Zeit noch in Sicherheit wußten.

Ich hatte mich in der Hitlerzeit gehütet, Tagebuchnotizen zu machen, weil ich mich nie sicher vor einer nationalsozialistischen Haussuchung fühlte. Es war besser, keine Gedankensplitter aufzubewahren, die die Gestapo interessie-

ren könnten. Nach den Gesprächen mit Hans hatte ich verstärkt den Eindruck, daß die Gewaltherrschaft bald zu Ende gehen werde. In den Goerdeler-Putsch war ich nicht verwickelt gewesen. Bei den vielen Verhaftungen aller möglichen Leute, die in den Monaten darnach erfolgten, hatte man mich nicht behelligt. Ich gehörte also nicht zu den Verdächtigen. So fand ich, es sei zu riskieren, vom 1. Januar 1945 an wieder Notizen aufzuschreiben, weil zu erwarten war, daß die Ereignisse von jetzt an hochinteressant werden würden. So mögen diese Notizen nun hier berücksichtigt werden, gewissermaßen stellvertretend für die Aufzeichnungen, die ich während der Nazierrschaft unterlassen habe. Sie enthalten Erinnerungen an meine Verlegertätigkeit im Hause Brandstetter, meine Verhandlungen mit dem Auswärtigen Amt in Berlin wegen des „Deutschen Tauchnitz“, an die Bombenangriffe in Leipzig und ihre Gefahren und an die Eindrücke, die ich vom Verlauf des Krieges hatte.

Der Januar 1945 war unerfreulich kalt. Stromausfälle führten manchmal dazu, daß bei Brandstetter nicht gearbeitet werden konnte. Ich benutzte die regulären oder nicht regulären Freizeiten dazu, Studien über den Galaterbrief und die Ablaßthesen Luthers zu machen. Sehr regelmäßig besuchte ich die katholischen Gottesdienste, die, weil die eigene Pfarrkirche von Bomben zerstört war, in der Thomaskirche gehalten wurden. Das EpiphaniASFest vom 6. Januar begingen wir auch als hohen privaten Feiertag, denn es war das Fünfundzwanzig-Jahr-Jubiläum unsrer Verlobung im Jahre 1920 und der Todestag meiner Mutter vor dreißig Jahren 1915.

Von den Kriegereignissen bewegte mich am meisten Hitlers letzte Anstrengung im Westen, die deutsche Ardennenoffensive¹, und der Entlastungsversuch für das belagerte Budapest.² „Wenn beides mißglückt, was geschieht dann? Ist dann der Zusammenbruch nahe herbeigerückt?“³ Ich hatte eine Unterhaltung über Währungsfragen:

Daß die Reichsmark mindestens auf den zehnten Teil ihres Wertes eingeschrumpft ist, sieht man. Die Behörden geben das Geld mit vollen Händen aus, geben sich also keine Mühe mehr, die Inflation aufzuhalten. Ein untrügliches Symptom, daß sie kaum noch auf längeren Bestand ihrer Verantwortung in der Zukunft rechnen.⁴

Am 11. Januar wurde Hans 23 Jahre alt. Nun, er würde zu seinem Geburtstag immerhin noch ruhig in Rostock sitzen; Nachricht von ihm hatten wir nicht. Ich mußte an diesem Tage zeitig nach Berlin fahren. Noch ging früh um

¹ Am 16.12.1944 begann unter der Bezeichnung „Wacht am Rhein“ die deutsche Ardennenoffensive, die nach zwei Tagen bereits zum Stehen kam und Ende Dezember 1944 als endgültig gescheitert betrachtet werden mußte.

² Am 29.12.1944 hatten Teile der sowjetischen Armee Budapest erreicht und drangen in die Vorstädte ein. Vom 2. 1. bis 13.2.1945 versuchten deutsche Truppen erfolglos, die Stadt zu entsetzen.

³ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebucheintragung vom 10.1.1945, S. 2.

⁴ Ebd., S. 2/3.

7 Uhr ein Eilzug. Aber er gelangte mit großer Verspätung erst 11.10 Uhr am Anhalter Bahnhof an. Im Auswärtigen Amt entwickelte mir Metzner noch interessante Pläne zur Steigerung der Produktion des „Deutschen Tauchnitz“. Abends um 8 Uhr war ich wieder in Leipzig. Einige Tage später hatte ich in einer Konferenz der Abteilungsleiter bei Brandstetter zu berichten. Ergebnis: Ich sollte noch einmal nach Berlin fahren, um die Unterstützung des Auswärtigen Amtes zum Erwerb des nötigen Papiers zu erwirken. Bei einem Telefongespräch war Metzner sehr aufgeschlossen. Der 25. Januar wurde für meinen erneuten Besuch vereinbart.

Inzwischen hatte am 12. Januar die große Offensive der Russen an der Weichsel begonnen. Aber erst am 17. gab der deutsche Wehrmachtsbericht zu, daß die ganze Ostfront zusammengebrochen war⁵; Warschau und Krakau waren umzingelt. „Wo soll es ein Halten geben? Die Russen stehen an der Grenze Oberschlesiens. Nun erwarte ich einen entsprechenden Generalangriff im Westen.“⁶ Die Luftangriffe in der Umgebung von Leipzig zerrten an unseren Nerven. Hanna war sehr bedrückt und aufgeregt.

Ich wollte die Tage vor dem 25. [Januar] zu einem Besuch in Bautzen benutzen. Aber Schnellzüge verkehrten nicht mehr. Die feindlichen Flieger hatten zahlreiche Bahnanlagen zerstört. Die Russen hatten jetzt Warschau erobert; in Budapest kämpften die deutschen Verteidiger ihren Todeskampf. Es war die höchste Zeit, wenn ich meine Bautzner Freunde noch einmal sehen wollte. Am 19. kam ich mit dem Bummelzug von 7 Uhr früh über Döbeln bis zum Neustädter Bahnhof in Dresden. Er und seine Umgebung glichen einem Heerlager. Große Stapel mit Flüchtlingsgepäck lagen herum. Die Züge gingen meist von hier ab, weil viele Gleise des Hauptbahnhofs zerstört waren. Ich sah Bombenspuren in der Oppellvorstadt, die Paulikirche war am Turm und am Dach beschädigt. Doch kam ich nachmittags um halb vier [Uhr] glücklich nach Bautzen. Unterkommen fand ich im Gasthof „Krone“, da es nicht gut anging, bei Lore Böttger zu wohnen, die mit ihrem kleinen Sohne allein war. Am 20. kam noch Hellmut Döring dazu, und wir hatten abends zu dritt ein ausgiebiges Gespräch. In einer andern Unterredung mit Lore allein wollte sie von mir wissen, wie sie sich verhalten sollte, wenn die Russen nach Bautzen kämen. Mein Rat war, am etwaigen Angriffstag aufs Land hinaus auszuweichen und sich keinesfalls in der eigenen Wohnung „erobern“ zu lassen; dann aber baldmöglichst zurückzukehren und das Haus, in dem nur noch eine andere Familie wohnte, nicht leer stehen zu lassen. Am Sonntag, dem 21., war keine Rückfahrt über Dresden möglich, weil fast keine Züge verkehrten. Also fuhr ich am Montag früh um 5 Uhr. Der Zug war entsetzlich überfüllt. Ich mußte mir den Einstieg mit den Ellbogen erkämpfen. Besonders ein junges Mädel benahm

⁵ Der Wehrmachtsbericht vom 17. 1. 1945 berichtete u.a. von einem sowjetischen Durchbruch an der Weichselfront. Vgl. Die Wehrmachtsberichte 1939–1945, Bd. 3, München 1985, S. 404.

⁶ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebucheintragung vom 17. 1. 1945, S. 5.

sich im Gedränge ganz rabiät, so daß ich sie, als wir im Wagen waren, zur Rede stellte. Sie antwortete triumphierend: „Ja, aber ich bin drin!“ In Dresden machte ich einen Gang vom Neustädter Bahnhof zum Hauptbahnhof. In der Innenstadt war nichts zerstört. Vom Hauptbahnhof konnte ich in einem Lokalzug zum Neustädter zurückfahren. Dort hielt – oh Wunder – ein D-Zug, der 10 Minuten später abfuhr. Er hatte dann allerdings vor Riesa eine Stunde Aufenthalt. Aber darnach gelangte ich bis Mittag glatt nach Leipzig. Nachmittags konnte ich schon mein Verlagsbüro aufsuchen. In der folgenden Nacht hatte ich Luftschutzwache im Betrieb Brandstetter.

Das war, ohne daß ich es wußte, mein Abschiedsbesuch in meiner Heimatstadt. Wenige Wochen später wurde die kursächsische Hauptstadt völlig zerstört.⁷ Ich will hier nachholen, daß ich in der Vorweihnachtszeit auch meine alte Schule, das Staatsgymnasium auf der Holzhofgasse, noch einmal wiedergesehen hatte. Das Gebäude wurde nämlich als Lazarett verwendet, und hier lag – nicht verwundet, sondern erkrankt – vom November 1944 bis 8. Februar 1945 mein Freund und Verleger Heinz Wild. Um ihn zu besuchen, war ich damals nach Dresden gefahren und fand ihn in meinem Gymnasium schon soweit hergestellt, daß wir einen Spaziergang zum „Weißen Hirsch“ hinauf machen und dort einen Kaffee trinken konnten. Heinz wurde dann wenige Tage vor dem vernichtenden Angriff zu einem Ersatztruppenteil nach Wörgl in Tirol geschickt. Als ich nach langer Zeit Dresden wieder besuchen konnte, war die ganze alte Stadt ein einziger Trümmerhaufen, und auch mein Gymnasium gab es nicht mehr. Verwandte und Freunde waren unter den Trümmern begraben. Das Haus meiner Schwester Grete in Pieschen war freilich unbeschädigt. Es steht noch unverändert bis heute und auch mein Geburtshaus auf der Kamenzer Straße, wo ich bis [zum Alter von] zehn Jahren aufgewachsen bin, ist erhalten geblieben.

[...] ⁸

Unsre Lage verschlimmerte sich, weil mit dem 24. [Januar] starke Schneefälle einsetzten. Es gab Stromsperrern und Verkehrsbehinderungen. Die erneute Reise ins Auswärtige Amt nach Berlin mußte ich aufgeben und durch ein langes Telefongespräch mit Herrn Metzner ersetzen. Die Stadt füllte sich mit Flüchtlingen, meist Frauen. Auch im Hause hatten wir welche, aber nicht in unsrer Wohnung. Immerhin ging noch Post ein, auch eine Nummer der „Kölnischen Zeitung“ erhielt ich noch. Über die Kriegslage schrieb ich am 27. Januar:

Die russische Offensive ist dabei, Oberschlesien und Ostpreußen gänzlich aufzuzehren. Beide sind so gut wie ganz abgeschnitten. Der Stoß über Posen nach Berlin wird wohl noch nicht zum Ziel kommen. Es wäre gut,

⁷ In der Nacht vom 13. auf den 14.2.1945 wurde Dresden durch einen Bombenangriff der britischen Luftwaffe zerstört.

⁸ Auslassung: 2 1/2 Seiten. Über mögliche Gründe für die Zerstörung Dresdens und die Politik Hitlers und Stalins.

wenn erst das Frühjahr etwas fortschritte und im Westen auch der Generalangriff in Gang käme. Dann mindert sich die Gefahr, daß Leipzig unmittelbar Kriegsschauplatz würde.⁹

Der 28. Januar war der Sonntag Septuagesima, für uns das „Löwenfest“, das wir in Erinnerung an unsre Besuche in den Zoologischen Gärten von Dresden und Leipzig zu feiern pflegten. Seit ich katholisch bin, ist der 28. Januar mein Namenstag. Ich betrachte nicht den 4. November als solchen, denn was geht mich Carlo Borromeo¹⁰ an? Mich geht der Gedenktag Karls des Großen an, denn ich erkenne in der katholischen Kirche die Reichskirche, die wegen Luthers unglücklichem Spiritualismus in der Reformation mißachtet worden ist. Die Lutherstudien, die ich gerade damals betrieb, zeigten mir, warum der Reformator leider an der Reichskirche vorbeireformiert und geglaubt hat, fürstliche Landeskirchen seien Gott wohlgefälliger. Der Mönch im Augustinerkloster hat leider von der geschichtlichen Kirche nichts verstanden. Herzog Georg der Bärtige¹¹ hat vergeblich an die Theologen appelliert, die Kirchenreform als Sache des Reiches zu betreiben und nicht zu meinen, daß jeder Landesherr könne auf eigene Faust handeln [sic!], wie „er es sich vor Gott und Kaiserlicher Majestät zu vertreten getraue“. Karl der Große fühlte sich als fränkischer König wie als Kaiser als Beherrscher des „Imperium Christianum“. Die deutsche Reformation hat aber leider das „Sacrum Imperium“ vernachlässigt und so am Ende der Zerstörung ausgeliefert.

In den letzten Januartagen kamen zwei Briefe von Hans, aus denen wir erfuhr, daß seine neuaufgestellte Einheit aus Rostock in die Gegend von Schneidemühl abmarschiert sei. Dort verlief aber jetzt die Ostfront. Natürlich war Hanna davon sehr mitgenommen. Ich sagte ihr, daß man immerhin den Umstand, daß er sechs Wochen aus der Front heraus und von der Katastrophe in Polen verschont worden sei, als die positive Seite der Sache ansehen müsse. Erst am 17. Februar bekamen wir wieder eine Nachricht, datiert vom 3. Februar, mit dem Poststempel von Neustettin. Was konnte in den 14 Tagen, wo sie unterwegs gewesen war, alles passiert sein! Es war etwas Gutes passiert. Wir pflegten damals öfters in der Stadt Mittag zu essen, weil wir herausbekommen hatten, daß wir in gewissen Lokalen vorteilhafter speisen konnten als zu Hause. So gingen wir eine Zeitlang gern in „Auerbachs Keller“. Später war der „Kaffeebaum“ vorzuziehen. Als wir uns am 20. Februar dahin verabredet hatten, kam mir Hanna noch auf der Straße triumphierend entgegen: „Hans ist verwundet.“ Sie hatte einen Brief erhalten, der gleich zwölf Tage jünger war als der vorige: vom 15. Februar. Er meldete, daß Hans am Bein schwer verwundet im Lazarett in Stettin geborgen war. So außergewöhnlich war die Lage geworden, daß die Mutter ihn als geborgen empfand, obwohl er ernstlich

⁹ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebucheintragung vom 27.1.1945, S. 9/10.

¹⁰ Carlo Graf Borromeo (1538–1584), Kardinal und Erzbischof von Mailand.

¹¹ Georg der Bärtige oder der Reiche (1471–1539), 1500–1539 Herzog von Sachsen.

verwundet war. Hanna fühlte sich einfach an meinen „Heimatschuß“ vom 22. November 1915 erinnert und dachte unwillkürlich nur daran, daß Hans nun der Todesgefahr oder Gefangenschaft entgangen sein würde. Ich selbst konnte es nicht anders empfinden. In meinem Tagebuch steht: „Für ihn ist der Krieg aus, denn ehe er wieder gesund wird, ist der Krieg zu Ende. Gott fügt es mit ihm wie einst mit mir.“¹² Hans wurde sobald wie möglich aus Stettin abtransportiert. Der Lazarettzug kam durch Leipzig. Er war aber so klug, sich hier nicht ausladen zu lassen, sondern weiterzufahren nach Süddeutschland. Er kam ins Lazarett nach Kissingen und fiel auf diese Weise später in amerikanische, nicht russische Kriegsgefangenschaft. Wir waren uns, sobald wir's erfuhren, des Heiles dieses Hergangs klar bewußt.

[...] ¹³ Etwas erleichtert wurde unser Dasein dadurch, daß mit Anfang Februar die Winterkälte nachließ und der Schnee schmolz. Am 8. Februar hatte ich zum ersten Male beim Spaziergang am Leipziger Flutkanal den Eindruck des Vorfrühlings. Sorgen machten mir noch Lore Böttgers Nachrichten aus Bautzen. Die Lage dort war sehr ungemütlich; viele Leute wurden von der Flüchtlingspanik angesteckt. Lore hielt sich aber daran, daß ich ihr von der Flucht abgeraten hatte, und hielt in der Stadt aus. Eine schlimme Nacht war auch für uns in Leipzig die des Fastnachtdienstags vom 13. zum 14. Februar. Als der Fliegeralarm gegeben wurde, sah es so aus, als ob die britisch-amerikanischen Geschwader Leipzig angreifen wollten. Sie bogen aber beinahe in letzter Minute ab und wandten sich gegen Dresden. Im Moment fühlten wir Erleichterung; in den nächsten Tagen aber waren wir schwer bedrückt über das Ausmaß der Vernichtung in Dresden. Wenn nun wir diesmal dran gewesen wären! Zu den Toten in Dresden mußten wir Cäcilia Thiele zählen, aber leider auch meine Schwester Hanny und ihren Mann Paul List. Über sie notierte ich am 23. Februar:

Merkwürdig, ich hatte hier gleich das Gefühl des Unglücks. Beide waren keine Menschen für die neue Zeit. Sie waren keine Nazis, aber Vorkriegsmenschen. Der Untergang ihres Besitzes und ihr eigener passen logisch zusammen. Zu meinem 50. Geburtstag schrieb mir Hanny: Er fällt in eine große Zeit – nämlich in die des Überfalls auf Prag und der Schaffung des „Protektorats“. Ich mußte diese Äußerung als hilflos empfinden.¹⁴

Hanny und Paul wurden unter den Trümmern begraben; es ist nie eine Spur von ihnen gefunden worden. Ist es ein Einwand gegen meine Liebe, daß ich über diesen Untergang keine große Trauer empfand? In mir überwog allzu sehr das Gefühl, daß Hanny und Paul den Zustand totaler Verarmung unerträglich gefunden hätten. Paul hätte, weil er nominell Mitglied der NSDAP

¹² IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebucheintragung vom 20. 2. 1945, S. 16.

¹³ Auslassung: 3 Zeilen. Über die Wiederbelebung des Briefwechsels mit Herbert Schöffler.

¹⁴ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebucheintragung vom 23. 2. 1945, S. 17.

war, unter russischer Besatzung sein Ruhegehalt verloren, und ich glaube nicht, daß er mit diesem Schicksal fertig geworden wäre. So muß ich glauben, daß sogar das Ende mit Schrecken die bessere Fügung war. Es ist mir noch mit manchen andern, die ich kannte, ähnlich ergangen: schon nach dem Ersten Weltkrieg mit Jenaer Bundesbrüdern, die nie die Energie aufbrachten, ein Examen zu machen. Da sie dann im Kriege gefallen waren, überwog bei mir die Empfindung: Sie hatten es eben auch nicht nötig. Spricht das für eine im Grunde gütige Vorsehung, die über uns waltet, auch wenn uns Schlimmes zustößt?

Ich will hier auch des Schicksals meines Schwiegervaters gedenken, der mit 85 Jahren am 14. März 1945 starb, genau zwölf Jahre nach meiner Schwiegermutter, die am 18. März 1933 von schwerem Leiden erlöst wurde. Sie wurde am 21., dem Tage des unechten Potsdamrummels auf dem kleinen Friedhof in Klösterle-Zelle begraben; der Vater jetzt ebenso, aber im Untergehen der falschen Herrlichkeit. Hanna und ich konnten nicht einmal dabei sein, denn es gab keine Möglichkeit mehr, nach Aue zu reisen. Wir erfuhren die Trauernachrichten nur noch telefonisch. Auch im Falle meines Schwiegervaters, dem ich immer dankbar war, überwog bei mir der Eindruck einer gewissen Rechtzeitigkeit seines Abscheidens. Es blieb ihm erspart, den Niedergang seiner Firma in Aue, seines Lebenswerkes, zu erleben, der unter den Kommunisten unabwendbar war. Mein Schwager Ernst hat bitter darunter leiden müssen.

Meine jüngere Schwester Grete überlebte die Katastrophe in Dresden. Auch ihr Hausbesitz, das Erbe meiner Eltern, blieb erhalten. Ich wußte, daß sie robust genug war, auch mit schwierigen Nachkriegszeiten fertig zu werden. Ebenso konnte mein Schulkamerad Theodor Steinbach mit seiner Frau in Dresden am Leben bleiben. Aber ihre Tage waren natürlich auch angst- und sorgenvoll. Am 13. März 1945 erhielt ich Briefe von den Dresdnern, in denen sie mich fragten, ob sie Angst vor den Russen haben oder damit rechnen mußten, unmittelbares Kampfgebiet zu werden. In meinem Tagebuch steht: „Die Propaganda hat die Menschen um den Verstand gebracht.“¹⁵

Unsre Lage in Leipzig möchte ich hier charakterisieren, indem ich wörtlich aus dem Tagebuch zitiere¹⁶:

27. Februar: Heute Mittag etwa von 1.30 Uhr bis über 2 Uhr schwerer Luftangriff. Sämtliche Fenster bei uns kaputt. Im EBzimmer habe ich selbst einen entstehenden Brand gelöscht, der schon die Ecke des Buffets erfaßt und beschädigt hat. Pfarrhaus und Gemeindehaus (der Lutherkirche) gegenüber (auf der Schreiberstraße) sind niedergebrannt. Unser Haus steht. Wir haben es wieder gleich gerettet. Mein Arbeits- und das Schlafzimmer und im 3. Stock die Küche sind sofort wieder verwendbar. Hoffentlich folgt kein zweiter Angriff.

28. Februar: Bis [zum] Nachmittag hat sich der gefährliche Angriff nicht wiederholt. Ich kann in meinem Zimmer bei provisorisch vernagelten Fen-

¹⁵ Ebd., Tagebucheintragung vom 13. 3. 1945, S. 23.

¹⁶ Das folgende ebd., Tagebuch 1945, S. 18–20 (mit Auslassungen).

stern sogar arbeiten. Elektrisches Licht und Telefon sind intakt, Gas und Wasser versagen. Heute morgen sah ich auf der Tauchnitz-Straße einen völlig verkohlten Toten liegen. Manche Stadtteile sind unversehrt, manche hat es böse zerschlagen.

1. März: Beim Luftangriff vom 27. 2. haben wir trotz unsrer Schäden noch einmal Glück gehabt. Wenn man sieht, wie andere Häuser zugerichtet sind, merkt man das. Heute kamen bisher noch keine Flieger. Dafür ist es sehr windig. Unsrere obere Wohnung hat (außer der Küche) keine Fensterscheiben. Der Schutt und das Glas sind noch nicht weggeräumt, ein trauriger Anblick. Unten in meinem Zimmer, wo wir wohnen, haben wir die Fenster nur mühsam verstopft. Es zieht. Aber der Ofen geht wieder. Ich kann am Schreibtisch sitzen und habe noch immer alle meine Bücher. Im Büro (bei Brandstetter) konnte ich heute noch gar nichts ausrichten. Ich kam nach Hause und fand Hanna einem Nervenzusammenbruch nahe. Ich habe getröstet, nun geht es wieder.

2. März: Stürmisches, stark wechselndes Wetter. Vormittags sehr langer Luftalarm mit Angriffen in Sachsen, wenn auch nicht bei uns. Morgen soll angeblich wieder Leipzig drankommen. Unwillkürlich empfindet man Beklemmungen. Mit den Aufräumarbeiten sind wir etwas weiter.

3. März: Es ist kälter geworden. Da die Fenster nur provisorisch verstopft sind, möchte das nicht andauern. Wie lange soll der Wahnsinn dieser Lage dauern, in der wir ohne jeden Schutz sind? Denn die Nazis sind in der Luft ganz ohnmächtig geworden.

Ich holte mir viel Trost und Beruhigung durch die Religion. Natürlich gingen wir regelmäßig in die Sonntagsmesse. Die Sonntage blieben überhaupt meist alarmfrei, und Hanna bemühte sich jedesmal, sie möglichst festlich zu gestalten. Ich las zu Hause die Liturgietexte sämtlicher Tage der Fastenzeit. Am Freitag nach dem 3. Fastensonntag hieß es im Introitus: „Herr, tu an mir ein Zeichen deiner Güte, daß es meine Hasser sehen und zuschanden werden, da du, O Herr, mein Helfer und mein Tröster wurdest.“ Und im Tractus wurde gebetet: „Herr, um der Ehre deines Namens willen, mach uns frei, mit unsern Sünden übe Nachsicht deines Namens wegen.“ Am Nachmittag des 24. März ging ich ins Kolpinghaus zur Osterbeichte.

Um die Zeit des kalendermäßigen Frühlingsanfangs wurde das Wetter schön. Da konnte ich regelmäßig in den Auwäldern am Flutkanal spazierengehen. Da wurden die Sträucher grün, und ich fand schon einige Frühlingsblumen. Ich fand aber auch ganz absonderliche Sachen, Flugblätter, die von den gegnerischen Fliegern abgeworfen worden waren. Es war verordnet, solche „Hetz- und Lügenschriften“ sofort bei der Polizei abzuliefern. Sie zu behalten, war nicht ungefährlich. Aber ich konnte das schon manchmal riskieren.

Am 16. März kam ein Brief von Hans aus Kissingen. Da schrieb ich auf:

Sehr im Gegensatz dazu wird uns gemeldet, daß sein Kamerad Nebe am 18. Januar westlich von Warschau gefallen ist. Welch wunderbares Schicksal! Durch besonderen Befehl wird Hans vor Weihnachten aus der Weichsel-front herausgezogen, und dann wieder kommt er im Februar durch seine

Verwundung aus den Kesseln in Pommern heraus. Ist es anmaßend, wenn ich die Absicht Gottes, ihn zu retten, zu erkennen glaube, und das alles mit meinem eigenen Bewußtsein verbinde, der Zukunft zu gehören? Ich glaube an unsre Verschonung, obwohl ich auch Sorge habe, wenn Bomben fallen. Sorge ist der richtige Ausdruck, nicht Angst. Indem ich mich zu einem Werk berufen glaube, bin ich in Sorge um das Gelingen. Aus den Evangelien habe ich gelernt, daß in dieser Weise selbst Jesus in Sorge war. So darf ich sogar die Sorge der Echtheit der Berufung zuschreiben. Gott weiß, daß ich bei alledem demütig sein will. Die Hoffnung ist in mir, und der Frühling beflügelt sie. Heute war ein richtiger Frühlingstag.¹⁷

21. März: Das war im März 1933 der Tag von Potsdam. Damals begann die politische Charlatanerie, die heut' in Blut und Trümmern endet. Mit Zorn und Sorge war damals mein Herz erfüllt. Heute mit Schrecken vor der fürchterlichen Vernichtung um uns herum. Ich bitte Gott täglich, daß er diesen „peirasmós“¹⁸ abkürze und uns errette.¹⁹

Der 25. März war der Palmsonntag. Am Vormittag besuchte mich Fritz Bellmann, mit dem ich ein Gespräch über die Lage führte. Ich dachte auch daran, daß es der Festtag Mariä Verkündigung war.

Mein Geburtstag am 27. März war dadurch ausgezeichnet, daß er ohne Alarm verlief. Ich bekam viele Briefe und einen Geburtstagstisch mit Kuchen, Likör, Seife, Wein, Blumen und noch anderen kostbaren Dingen. Es gab ein fürstliches Mittagessen und echten Kaffee. Welch ein Festtag! Am Gründonnerstag besuchten wir außer der Kirche ein Gewandhauskonzert. Am Karfreitag bewunderte ich im Gottesdienst die Altertümlichkeit und Tiefe der Liturgie. Die Lesungen und Wechselreden entsprechen so gar nicht den sentimentalen Vorstellungen moderner Passionsbetrachtungen. Am Kar Samstag wurde der Gottesdienst leider durch Fliegeralarm unterbrochen. Am Schreibtisch war ich jetzt damit beschäftigt, eine Skizze der inneren Entwicklung Luthers niederzuschreiben. Die Osternacht und der Ostersonntag blieben alarmfrei. Ich mußte aber bei Brandstetter übernachten, weil ich Luftschutzdienst hatte. Der zweite Osterfeiertag brachte Hannas Geburtstag. Auch er blieb alarmfrei, und wir waren frohgestimmt.

Aber am 6. April vormittags gab es einen schweren Luftangriff. Der Bayerische Bahnhof brannte aus; das Reichsgericht und die Universitätsbibliothek erhielten schwere Treffer. Hauptziel waren wohl Bahnanlagen. In dem großen Haus uns gegenüber auf der Schreiberstraße brannte das Dach weg wie einst bei uns. Aber unser Haus wurde diesmal nicht beschädigt. Nur versagten Wasserleitung, Strom und Telefon. Das elektrische Licht und das Telefon wurden am nächsten Tage wiederhergestellt. Aber die Wasserleitung funktionierte nur noch im Keller. Die Leipziger Zeitungen blieben aus. Zeitungen von auswärts erhielt

¹⁷ Ebd., Tagebucheintragung vom 16. 3. 1945, S. 24/25.

¹⁸ Altgriechisch: Prüfung.

¹⁹ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebucheintragung vom 21. 3. 1945, S. 26.

ich damals manchmal an einem Kiosk am Augustusplatz: irgendeine deutschsprachige aus der Schweiz oder den Pariser „Temps“, der zugelassen wurde, weil ihn „das Volk“ nicht lesen konnte. Ich hatte mich mit meinem Kiosk-Mann sehr angefreundet und lernte durch ihn eine Reihe seiner Kunden kennen, unter denen mehrere Kommunisten waren. Wir vertrugen uns aber damals prächtig. Der gemeinsame Gegensatz gegen die Nazis verband uns, und wir hatten volles Vertrauen zueinander. Eine Zeitlang pflegte ich Sonntags vom Kiosk aus mit einigen Kommunisten spazierenzugehen. Die Freundschaft dauerte noch einige Monate fort, bis im Juli die Russen einrückten, die von den Kommunisten begrüßt wurden, von mir aber nicht. Das brachte uns auseinander.

Mit dem 10. April etwa setzte für uns die Krise der Eroberung durch die Amerikaner ein. Es lohnt sich zu zitieren, was ich in den folgenden Tagen laufend notiert habe²⁰:

10. April: Heute nachmittag 6 Uhr, zu ungewohnter Zeit, Luftangriff. Brände im Osten und Norden der Stadt. Ich kam gerade an der Thomaskirche vorbei, als ich sie hoch am Himmel kommen sah. Irgendwo fiel eine Bombe. Ich flüchtete in den Keller eines Eckhauses der Otto-Schill-Straße. Dann war's bald vorbei. Abends Gerüchte, daß Erfurt von den Amerikanern besetzt sei. Das Licht, das nach dem Angriff eine Weile weg war, kam abends 9.30 Uhr wieder.

11. April: Wenn man heute abends um 9 Uhr eine Bemerkung über den Tag niederschreibt, muß man gewärtig sein, daß vor Mitternacht noch ein Ereignis den Sinn des Tages umwirft. Es gibt dauernd Alarm: vormittags, nachmittags, abends. Dabei erfährt man wenig von der wirklichen Kriegslage und hat nur den Wunsch, die Gefahren, die vor dem Ende noch drohen, zu überwinden. Arbeiten kann ich nicht mehr viel.

12. April: Heute im Betrieb kam die Nachricht, die Amerikaner seien bis Weißenfels und Naumburg vorgerückt. Noch nähere Ortsangaben waren natürlich Unsinn. Bis Mittag gab es viermal Kleinalarm mit rasch hinterher folgender Entwarnung. Nachmittags war gar kein Alarm. Diese Ruhe spricht für die Nähe der Front. Lange Zeit hörte man in der Ferne Kanonendonner. Abends gegen 8 Uhr sagte der Drahtfunk durch, daß schon von dieser Nacht an mit neuem Alarm zu rechnen sei, der die Ankunft feindlicher Luftlandetruppen oder Panzerspitzen meldet. So ist also der Moment der Wende nahe.

13. April: Der Tag begann ganz ruhig. Im Büro wurde vor Mittag schon geschlossen, weil alles Gelegenheit haben soll, sich zu verproviantieren. Kein Luftangriff. Am Nachmittag kam eine Durchsage der Kreisleitung, die zur Ruhe, aber nicht zum Widerstand aufforderte. Unmittelbar darauf das erste Frühlingsgewitter. Nachher Geschützdonner aus der Ferne. Nach Naumburg, Zeitz und Merseburg fuhren früh schon keine Züge mehr. Da steht also der Feind! Auch schon in Lützen? In Pegau? Die Nazis, die bei uns im Hause wohnen, sind still geworden. Ich nehme an, die Amerikaner umgehen erst mal Leipzig und besetzen es vielleicht morgen. Heute früh

²⁰ Das folgende ebd., Tagebuch 1945, S. 33–39 (mit Auslassungen).

kam Nachricht, daß Roosevelt gestorben sei. „Miracle de la maison de Brandenbourg?“²¹ Oh nein! – Es ist der zweite Abend, seit wir auf den Feind warten, der zugleich unser Befreier ist. Man gibt uns Lebensmittel wie noch nie in diesem Kriege, räumt also die Läger aus, damit dem Feind nichts in die Hände fällt und man sich in diesem Punkte eine gute Erinnerung schafft. Man kann im blühenden Frühling spazierengehen, und ich sitze unter allen meinen Büchern. Vielleicht besteht wirklich Aussicht, mit ihnen zu überdauern. Man möchte sich freuen und weiß doch, daß die Krise noch zögert zu kommen. Kommt sie morgen? Übermorgen?

14. April: Was wird werden? Leipzig scheint vom Übrigen ziemlich abgeschnitten zu sein. Die Amerikaner stehen bei Magdeburg an der Elbe. Sie flankieren uns im Norden und Süden. Aber ganz kampfflos wird man ihnen den Platz wohl nicht überlassen. Dazu die Aufregung über die Lebensmittelverteilung, die die Frauen ganz krank macht. – Gestern ist Willy Brandstetter²² aus neunmonatiger Haft entlassen worden (weshalb man den Chef der Firma verhaftet hatte, weiß ich nicht mehr). Die Gestapo ist aus Leipzig geflohen. Die Stadt ist ruhig, das Wetter gut. Manchmal Geschützfeuer, aber wo man kämpft, das wissen wir nicht. Heute gegen Abend Besuch von Helmut Langbein, mit dem ich die Lage besprach.

15. April: Gestern waren es zwei Jahre, daß ich von Heinz Wild die Leitung des Hegner- und des Tauchnitz-Verlags übernahm. Heute vor 42 Jahren starb mein Vater, der nur 11 Jahre älter als Hannas Vater war. Jetzt ist es Sonntagnachmittag; so war uns wieder ein ruhiges Wochenende bis zur heutigen Kaffeestunde (mit echtem Kaffee) beschieden. Man sieht Volksturmposten und Andeutungen von Barrikaden, man hört Geschützdonner, näher oder weiter weg. Aber wir warten noch immer und wissen nicht, zu welchen Zwischenfällen es beim Einmarsch der Amerikaner kommen kann. Alle Vernünftigen bangen vor unverantwortlichem Widerstand des verbrecherischen „Werwolf“-Geistes, der uns Vernichtungsbomben zuziehen könnte. Stadtverwaltung und Polizei bemühen sich offenbar, das Äußerste zu verhüten. Aus einem Gespräch mit Dedo Müller entnahm ich, daß man Widerstand möglichst wohl nur markieren will, und daß man wohl gar keine Waffen hat, außer ein paar Panzerfäusten. Der nächste Sonntag heißt Jubilate. Möge er diesen Namen mit Recht tragen.

16. April: Ich habe heute den Prokuristen Dr. Würfel in fast verzweifelter Stimmung angetroffen über die Hilflosigkeit, mit der wir den Narren preisgegeben sind, die die Existenz von Hunderttausenden aufs Spiel setzen, indem sie die Kapitulation Leipzigs ablehnen wollen. Grimma scheint von den Amerikanern besetzt zu sein. Wir sind also ringsum eingeschlossen. Es

²¹ Diese Wendung gebrauchte Friedrich der Große nach der Schlacht von Kunersdorf am 12. 8. 1759 in einem Brief an seinen Bruder Heinrich vom 1. 9. 1759. Als Mirakel bezeichnete er den Umstand, daß die verbündeten österreichischen und russischen Truppen, die ihm gerade eine katastrophale Niederlage beigebracht hatten, diesen Sieg nicht durch Nachsetzen zu seiner Vernichtung ausnutzten. Vgl. Theodor Schieder, Friedrich der Große. Ein Königtum der Widersprüche, Frankfurt/M., Berlin, Wien 1983, S. 196 f.

²² Willy Brandstetter (geb. 1880), 1906 Eintritt in die väterliche Oscar Brandstetter Druckerei.

fährt kein Zug mehr von Leipzig ab. Auch ich überlege, ob man etwas tun könnte, den Willen der Bevölkerung, die dem Tod entgehen möchte, zur Geltung zu bringen. Aber in unsrer Lage gibt es tatsächlich kein anderes Auskunftsmittel als das Gebet. Ihm wende ich mich zu in der Erwartung, daß es helfen wird. Schwer zu ertragen ist das Warten.

17. April: Um halb drei heute nacht aus dem Schlafe gestört durch Voralarm. Bald kam der Großalarm, der das Anrücken des Feindes (von Grimma und Wurzen her) anzeigte. Es war aber, wie es scheint, nur ein Aufklärungsvorstoß bis zum Stadtrand (Liebertwolkwitz?). Nach 9 Uhr kam die Entwarnung. Wir haben uns für alle Fälle im Keller etwas eingerichtet. Brandstetter arbeitet heute nicht. Ich habe vormittags der Hanna etwas geholfen. Am Schreibtisch arbeiten kann man nicht, weil der Schlaf zu kurz war. In der Sebastian-Bach-Straße hängen schon ein paar weiße Fahnen.

Am Nachmittag dieses 17. April fuhr ich gegen 5 Uhr mit dem Rad nach dem Vorort Schleußig zu Dedo Müller. Es gab Fliegeralarm, der mich auf der Rückfahrt durch den Auwald begleitete. Er war so andauernd, daß ich nicht zweifeln konnte, daß der angreifende Feind über die Stadtgrenze kam. In aller Eile fuhr ich weiter bis nach Hause. Beim Abendessen hörten wir einen Einschlag; aber es war nicht der einer Fliegerbombe, sondern wohl von einer Granate. Es schien mir möglich, daß Artillerie unsre Straßenzüge in bestimmten Abständen bestrich, wie ich's von der Grabenstellung im Ersten Weltkrieg her kannte. Wir standen darum sofort vom Tische auf und gingen in den Luftschuttkeller unsres Hauses, wo wir die andern Bewohner sämtlich schon fanden. Viele von ihnen waren erklärte Nazis, unser Haus war auf der ganzen Schreberstraße als besonders nazistisch bekannt. Jetzt blieben auch wir unten und richteten uns für die Nacht ein. Ich versuchte auf einer provisorischen Liege zu schlafen, aber es war recht unbequem. Wir warteten die ganze Nacht vergeblich auf irgendein Zeichen der Entwarnung. Nur Radiomeldungen kamen, die zu ruhigem Verhalten aufforderten. Am frühen Morgen gingen wir in unsre Wohnung hinauf, um wenigstens in einiger Bequemlichkeit zu frühstücken. Wir waren aber die einzigen, alle übrigen blieben im Keller. Das war bei ihnen noch eine Art Nazidisziplin. Die Schreberstraße vor unsern Fenstern war absolut menschenleer. Wir hatten noch immer den Vorzug, daß unser Telefon funktionierte, während der größte Teil des Stadtnetzes von den Fliegerbomben zerstört war. Zwischen 8 und 9 Uhr früh rief ich den Pfarrer Gunkel im Oratorium in Lindenau an: ob er denn etwas von den Amerikanern gemerkt hätte. Er antwortete: „Ja, bei uns sind sie schon.“ Noch war mit der Möglichkeit zu rechnen, daß am Flutkanal einiger Widerstand versucht würde, denn der Volkssturm hatte dort „Befestigungen“ angelegt. Allerdings waren sie nicht der Rede wert. Vom Fenster aus sah ich, daß der Reichsgerichtsrat Schäfer²³ im Nachbarhaus eine weiße Fahne herausgesteckt hatte. Als wir wieder in

²³ Franz Schäfer (geb. 1879), 1909–1937 am Landgericht in Saarbrücken, seit 1937 Reichsgerichtsrat.

den Keller kamen, führten ein paar Hitlerjungen Reden, man müsse die „Verräter“ unschädlich machen. Aber der Nazifunktionär Färber war vernünftig genug, die Jungen derb anzufahren.

Als wir mittags wieder oben in der Wohnung waren, stand ein schwerer amerikanischer Panzer an der Ecke der Sebastian-Bach-Straße neben der Thomaschule; ein zweiter stand vor der Lutherkirche. Wir hörten einzelne Schüsse aus Infanteriegewehren. Auf die Straße konnte sich also niemand wagen. Gegen 4 Uhr nachmittags sah ich amerikanische Posten auf der Straße mit zwei deutschen Gefangenen, von denen einer verwundet war. Abends im Keller führte die Naziclique noch immer törichte Reden. Eine der Frauen wurde so unverschämt, daß ich sie zurückschleichen mußte. Man munkelte, in der Nacht käme nun der deutsche „Gegenangriff“. Wir verließen den Keller und schliefen nachts oben in unsern Betten. Aber wir waren im ganzen Hause die einzigen, die das wagten.

So erwachten wir morgens am 19. April gestärkt. Es war ein Prachtwetter. So wagte ich's, am Vormittag auf die Straße zu gehen. Ich kam unbehelligt bis auf den Königsplatz. Dort sah ich, daß das Rathaus von amerikanischen Posten umstellt war. Weiter durfte ich nicht gehen, aber ich durfte bei einem der Posten stehenbleiben. Man wartete auf geeignete Geschütze, um das Nazinest in dem festen Gebäude – es war ja die ehemalige, nur umgebaute Pleißenburg – auszurauchern. Soviel ich weiß, haben die Belagerten bald kapituliert.²⁴ Der nazistische Oberbürgermeister²⁵ hatte bereits in der Nacht zum 18. April Selbstmord begangen. Eine andere Gruppe wurde im Völkerschlachtdenkmal belagert; aber es wurde auch dort kein ernster Widerstand geleistet.²⁶ Die Amerikaner hätten sich der ganzen Stadt viel schneller bemächtigen können. Aber sie wußten, daß sie sich beliebig Zeit nehmen konnten. Sie wollten offenbar ohne Verluste zum Ziel kommen. Der deutsche Stadtkommandant, der sicher Befehl hatte, die Stadt als „Festung“ zu verteidigen, muß wohl vernünftig genug gewesen sein, seine Truppen herauszuziehen, falls er überhaupt welche hatte. Die Amerikaner hatten Leipzig längst umgangen, ehe sie zugriffen. Ich habe in den Tagen der Krise keinen deutschen Soldaten gesehen außer einigen Gefangenen, die die Amerikaner brachten.

Ich bekam ein achtseitiges Zeitungsblatt in die Hände: „Bekanntmachungen der Alliierten Militärregierung von Leipzig“. Unter dem Titel stand: „Die nachstehenden Proklamationen, Gesetze, Anordnungen und Bekanntmachungen sind durch Verordnung der Alliierten Militärregierung in Leipzig ausgegeben worden, wirksam 16.30 Uhr, 19. April 1945“. Dies war also der Zeitpunkt,

²⁴ Vgl. Charles B. MacDonald, *The Mighty Endeavor. American Armed Forces in the European Theater in World War II*, New York 1969, S. 487.

²⁵ Alfred Freyberg (1892–1945), 1932 Ministerpräsident in Anhalt, 1933 Staatsminister, 1936 MdR, 1940–1945 Oberbürgermeister von Leipzig.

²⁶ Vgl. MacDonald, *The Mighty Endeavor*, S. 487.

zu dem die Amerikaner die Okkupation von Leipzig als vollzogen betrachteten. Darauf folgte die „Proklamation Nr. I des Oberbefehlshabers der Alliierten Streitkräfte General Eisenhower“:

Wir haben deutschen Boden betreten als ein siegreiches Heer, jedoch nicht als Unterdrücker. In dem deutschen Gebiet, das von Streitkräften unter meinem Oberbefehl besetzt ist, werden wir den Nationalsozialismus und den deutschen Militarismus vernichten, die Herrschaft der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei beseitigen, die NSDAP auflösen, sowie die grausamen, harten und ungerechten Rechtssätze und Einrichtungen, die von der NSDAP geschaffen worden sind, aufheben. Den deutschen Militarismus, der so oft den Frieden der Welt gestört hat, werden wir endgültig beseitigen. Führer der Wehrmacht und der NSDAP, Mitglieder der Geheimen Staatspolizei und andere Personen, die verdächtig sind, Verbrechen und Grausamkeiten begangen zu haben, werden gerichtlich angeklagt und, falls für schuldig befunden, ihrer gerechten Bestrafung zugeführt.²⁷

Ich habe diesen Sätzen vorbehaltlos zugestimmt, nur hätte ich gewünscht, daß man geschichtlich korrekter von „preußischem“, nicht von „deutschem“ Militarismus gesprochen hätte. Denn das Königreich Sachsen und andere Bundesstaaten wurden 1866 und 1870 nur zwangsweise in preußischer Art „militarisiert“. Wir wollten den Militarismus ebensowenig wie die Niederländer oder die Skandinavier. Kursachsen war das erste Land, das 1756 und 1866 von den Preußen heimtückisch überfallen wurde, nicht anders als 1914 etwa Belgien, 1940 die Niederlande, 1941 Dänemark und Norwegen. Der Begriff des „deutschen“ Militarismus verleumdet uns, er entstellt die geschichtliche Wahrheit. Die sogenannte „nationale“ Geschichtsschreibung Deutschlands muß revidiert werden. Deshalb wurde denn das Deutsche Reich zum Schrecken seiner Nachbarn? Weil sie 1866 miterlebten, wie es Schleswig-Holstein, Hannover und Kurhessen erging und beinahe auch Sachsen ergangen wäre. Ich nenne ja meine hier vorliegenden Aufzeichnungen nicht umsonst „kursächsisch“. Preußen hat den europäischen Frieden nicht anders als vorher den deutschen Bundesfrieden zerstört. 1945 hat es auch dafür mit seiner eigenen Existenz bezahlen müssen. Was aber Hitlers Nationalsozialismus anlangt, so habe ich diesen einfach als eine Fremdherrschaft empfunden und daher die Apriltage von 1945 als Tage der Befreiung erlebt.

Wir mußten uns zunächst einer Ausgangssperre fügen, die aber bei Tage bald gelockert wurde. Ich konnte durch die Stadt gehen und mir Nachrichten

²⁷ Gedruckt in: Sammlung der vom Alliierten Kontrollrat und der Amerikanischen Militärregierung erlassenen Proklamationen, Gesetze, Verordnungen, Befehle im englischen Originalwortlaut mit deutscher Übersetzung, zusammengestellt von Dr. R. Hemken, Bd. 2, Stuttgart o.J. Die Proklamation wurde im September 1944 verfaßt. Sie trat jeweils in Kraft am Tag der tatsächlichen Besetzung des jeweiligen Ortes. Der Text beginnt: „Die alliierten Streitkräfte [...] haben jetzt deutschen Boden betreten. Wir kommen als ein siegreiches Heer, ...“

verschaffen. Zunächst erhielt ich noch ein amtliches Nachrichtenblatt „Die Mitteilungen“. Darin stand:

Unter der Alliierten Militärregierung kann für jeden Deutschen, der sich nichts vorzuwerfen hat und der willens ist, die Gesetze der Militärregierung zu befolgen, ein neues Leben beginnen.

Das war für mich buchstäblich wahr. Das Blatt berichtete „bisher verheimlichte“ Tatsachen, teilte mit, was mit dem Tode und was geringer bestraft werde und welche Nazigesetze aufgehoben seien. Es enthielt biographische Notizen über Eisenhower und Präsident Truman, der anstelle Roosevelts getreten war. Die erste mit Tagesdatum ausgegebene Zeitung, die ich bekommen konnte, war die „Frankfurter Presse“ Nr. 1 vom 21. April.²⁸ Sie meldete die Einnahme von Leipzig, Plauen im Vogtland und Zwickau. Auf der ersten Seite brachte sie einen Nekrolog für den am 12. April verstorbenen Präsidenten Roosevelt. Man weiß, daß dieser Tod die Hoffnungen von Goebbels und Hitler noch einmal aufflackern ließ. Aber am 21. April war das schon vorbei, und man wußte im Führerbunker der Berliner Reichskanzlei: „In zehn Tagen kommt der Tod“. Ich fand es immerhin bemerkenswert, daß ich mir, während der Tyranne noch lebte, bewußt sein konnte, daß diese Hölle überstanden war, daß man sich eines Frühlingstages erfreuen und ohne Lebensgefahr den Sonnenschein genießen konnte. Der Sonntag Jubilate am 22. April hatte gehalten, was man sich vom ihm erhofft hatte. Der Gedanke an die Ungewißheiten der Zukunft kam bei mir noch nicht auf. Hanna freilich fühlte sich fast unfähig zur Hausarbeit und war auch in Sorgen wegen unserer Ernährung, weil es kaum möglich war, Eßwaren zu kaufen. Sie ärgerte sich auch über gewisse Maßnahmen der Amerikaner, zum Beispiel, daß sie Häftlinge in engen hölzernen Käfigen an den Pranger stellten, weil das einen üblen Eindruck mache.

Auf der vierten Seite der „Frankfurter Presse“ stand die Nachricht, daß Franz von Papen, Walter Darré²⁹ und auch ein paar Fürstlichkeiten verhaftet worden seien, andere frühere Größen aber sich erschossen hätten.³⁰ Als Dokument wurde wiedergegeben die ausführliche Erwiderung Thomas Manns an die Bonner Philosophische Fakultät, als er am 18. Dezember 1936 aus der Liste der Ehrendoktoren gestrichen worden war.³¹ Seine „Ausbürgerung“ aus

²⁸ „Frankfurter Presse. Alliiertes Nachrichtenblatt der Amerikanischen 12. Heeresgruppe für die deutsche Zivilbevölkerung.“ (IfZ-Archiv, MZ 150).

²⁹ Richard Walter Darré (1895–1953), Diplomlandwirt, 1933 Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, 1934 Reichsbauernführer, 1942 aus allen Ämtern entlassen.

³⁰ Namentlich genannt werden die Reichsfrauenführerin Gertrud Scholtz-Klink-Heissmeyer, der ehemalige Polizeipräsident von Wuppertal Paul Hinkler, der Bürgermeister des Konzentrationslager-Ortes Ohrdruf, der Schulungsleiter Franz Glavemin aus Werl, der Leiter des „Völkischen Beobachters“ Max Amann, der Bürgermeister und der Vize-Bürgermeister von Leipzig.

³¹ Der Antwortbrief Thomas Manns vom 1.1.1937 ist gedruckt in: Thomas Mann, An die gesittete Welt. Politische Schriften und Reden im Exil, Frankfurt/M. 1986, S. 160–

Deutschland war schon 1933 ausgesprochen worden. Er hatte sie, da er schon im Ausland wohnte, schweigend hinnehmen können. Nach der akademischen Diffamierung wußte er etwas zu äußern, was den Deutschen viel zu wenig und eben nicht rechtzeitig gesagt worden ist: daß sie sich nämlich in „unsäglicher Unwissenheit über das, was die Weltglocke geschlagen hat“, befänden. Das war für mich, als ich es im April 1945 las, eine wesentliche Bestätigung meines eigenen, schon in Jahrzehnten gereiften Urteils. Ich glaube in der Tat, daß die deutschen Nationalisten weniger Verbrecher, als höchst fatale Ignoranten gewesen sind, aber nicht erst seit Hitler oder Papen, sondern schon um Jahrzehnte weiter zurück. Ich selber habe als Student noch nicht gehant, daß der Krieg eine ganz „falsche Rechnung“ war. Aber ich habe es wenigstens beim Kriegsausgang von 1918 begriffen. Das hat mich gegen die Hitlerei und schon gegen die Hugenbergerei vom ersten Tage an völlig immun gemacht. Ich blieb daher ohne jede Beteiligung an beiden politischen Torheiten; ich habe sie nie auch nur einen Tag als „deutsche Sachen“ anerkannt.

Für einen Glücksfall halte ich heute noch, daß Leipzig von den Amerikanern erobert worden ist, und nicht von den Russen, wenn ich auch bedauern muß, daß die Amerikaner die Monate, in denen sie Herren von Leipzig waren, nicht richtig benutzten. Sie blieben zu passiv und gaben sich nicht die Mühe, die Freunde ihrer Sache zu finden und zu ermutigen. Sie setzten einen Juristen, Dr. Vierling³², als kommissarischen Bürgermeister ein und stellten ihm einen Beirat zur Seite.³³ Aber sie gestatteten weder diesem Organ noch anderen Leuten, die gern aktiv geworden wären, eine politische Betätigung. Als das in Rußland gebildete „Nationalkomitee Freies Deutschland“ einen Versuch dazu machte, wurde es sofort daran gehindert.³⁴ Aber als dann die Russen am 2. Juli in Leipzig eingezogen waren, trat sofort die Kommunistische Partei Deutschlands auf den Plan. Die Amerikaner hätten Zeit gehabt, dafür zu sorgen, daß andere Organisationen früher da waren.

Ein Mitglied des Beirats war zum Beispiel mein Freund Dedo Müller. Aber er war nicht gerade ein berufener Politiker, wie ich aus den Mitteilungen ersah, die er mir machte. Ein besserer Informant für mich war der katholische Propst von Leipzig, Dr. Otto Spülbeck³⁵, einer der Oratorianer, der mir seit

168. Der Brief des Dekans der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn ist datiert vom 19.12.1936 (gedruckt ebd., S.160).

³² Hans Vierling (geb.1888), ab 1919 Rechtsanwalt beim Amts- und Landgericht in Leipzig, am 23.4.1945 von den Amerikanern zum Bürgermeister, am 24.5.1945 zum Oberbürgermeister berufen.

³³ Vgl. Walter L. Dorn, Inspektionsreisen in der US-Zone. Notizen, Denkschriften und Erinnerungen aus dem Nachlaß, übersetzt und herausgegeben von Lutz Niethammer, Stuttgart 1973, S. 35.

³⁴ Vgl. ebd., S.34–39 und Klaus-Dietmar Henke, Die amerikanische Besetzung Deutschlands, München 1995, S.701–708.

³⁵ Otto Spülbeck (1904–1970), 1937–1945 Pfarrer in Leipzig-Reudnitz, 1945–1955 Propst in Leipzig, 1955 Koadjutor des Meißner Bischofs und Weihbischof, Apostolischer Administrator des Bistums Meißen, 1958 Bischof von Meißen.

meiner Konversion nahestand. Am Sonntag Cantate (29. April) erhielt ich am Kiosk auf dem Augustusplatz, der von meinem Zeitungslieferanten aus der Nazizeit wieder eingenommen war, die erste Nummer der „Hessischen Post“³⁶, die von der 12. Heeresgruppe der Amerikaner „für die deutsche Bevölkerung“ allwöchentlich herausgegeben wurde und die ich mir von nun an regelmäßig bis zum Abzug der Amerikaner beschaffen konnte. Die Nummer 2 vom 5. Mai meldete den Tod Hitlers, die „Hinrichtung“ Mussolinis und die vollständige Eroberung Berlins durch die Russen. Der Selbstmord von Goebbels wurde erst noch als Gerücht mitgeteilt, ebenso daß sich Hitler „selbst gerichtet“ habe. Über Mussolini schrieb ich schon am letzten Apriltage ins Tagebuch:

Er zeigte einst wirklich staatsmännische Ansätze, aber seit 1935 verfolgte er, sich selbst weit überschätzend, hartnäckig den Weg ins Verderben. Auf der Konferenz von Stresa³⁷ trennte er sich von England und warf sich Hitler, den er vorher verachtet hatte, in die Arme. Er verriet Österreich und überbot sich immer weiter in seiner Verblendung. Es war manchmal nicht mit anzusehen.³⁸

Am 1. Mai notierte ich, daß wir beabsichtigten, unsere eigene Wohnung im 3. Stock wiederherzurichten. Denn sie war, nachdem das Haus schon in der Kriegszeit ein provisorisches Dach erhalten hatte, nicht so sehr beschädigt, daß die Herstellung unmöglich gewesen wäre. Über unsre Stimmung schrieb ich am 1. Mai:

Das vorherrschende Gefühl ist, daß wir nach der zwölfjährigen Barbarei des tyrannischen Hochstaplers wieder aufleben und eine Zukunft haben. Die neue Fremdherrschaft ist zwar nicht gut, aber die geistige Bewegungsfreiheit wird doch wieder begründet.³⁹

Natürlich hofften wir damals, unter amerikanischer Herrschaft zu bleiben, wenn es auch gewisse Anzeichen gab, daß es anders kommen könnte. Daß die Amerikaner keine politische Aktivität zuließen, gab mir bald zu denken. Ich bemühte mich, wenigstens zur Vorbereitung solcher Aktivität persönliche Beziehungen anzuknüpfen. Durch den Studienrat Mehlhorn, der früher in Bautzen gewesen war, suchte ich andere Bekannte zu gewinnen. Der wichtigste war der Studienrat Ernst Eichelbaum⁴⁰, der an der Thomasschule einer

³⁶ „Hessische Post“, hrsg. von der amerikanischen Armee. Nr. 1 vom 28. 4. 1945 (IfZ-Archiv, Z 1256).

³⁷ Auf der Konferenz von Stresa, 11.–14. 4. 1935, sprachen sich die Ministerpräsidenten der teilnehmenden Staaten Italien, Frankreich und Großbritannien gegen die einseitige Kündigung von Verträgen aus.

³⁸ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebucheintragung vom 30. 4. 1945, S. 46.

³⁹ Ebd., Tagebucheintragung vom 1. 5. 1945, S. 47.

⁴⁰ Ernst Eichelbaum (1893–1991), 1919–1943 Lehrer an der Thomasschule in Leipzig, Mitbegründer der CDU in Leipzig, 1945–1948 Stadtverordneter und 2. Bürgermeister

der Lehrer meines Sohnes gewesen, aber vor zwei Jahren wegen eines Konflikts über seinen Religionsunterricht entlassen worden war. Er wurde nach der Gründung der CDU einer der wichtigsten meiner politischen Freunde. Ein ausführliches klärendes Gespräch hatte ich am 7. Mai mit Heinrich Becker⁴¹, dem Prokuristen des Verlags Harrassowitz, vor 1933 Ministerialrat im preußischen Kultusministerium, der als Sozialdemokrat hier die Richtung der „christlichen Sozialisten“ vertreten hatte. Seinem Bekenntnis nach rechnete er sich zu den Quäkern. In ihm lernte ich einen vortrefflichen Mann kennen, der auf die Kulturpolitik schon ehemals Einfluß gehabt hatte und jetzt entschlossen war, die höhere Schule nicht wieder den privilegiert akademischen Interessen der durchschnittlichen Studienräte auszuliefern. Ich hatte Becker schon während des Krieges kennengelernt. Damals hatte der Plan bestanden, mit ihm und Dedo Müller zu weltanschaulichem Gedankenaustausch gelegentlich zusammenzukommen und als vierten den Dr. Erich Zeigner, den Präsidenten der sächsischen Linksregierung von 1923, zuzuziehen, gewiß ebenfalls einen interessanten Mann.

Gegenwärtig wollte nun Becker verhindern, daß die Stelle eines Leipziger Stadtschulrats nach den Vorschlägen einer Gruppe von Studienräten besetzt würde, die unter Führung des Studienrats Lösche standen. Dieser gehörte, weil er Vorsitzender der Goethesellschaft war, zur Leipziger Prominenz. Becker ärgerte sich darüber, daß Dedo Müller gern ein wenig den Königsmacher in der Schulpolitik spielen wollte und dabei den Herrn Lösche begünstigte, obwohl er Mitglied der NSDAP gewesen war. Becker meinte, solche Leute sollten in der neuen Kulturpolitik in Leipzig keine Rolle mehr spielen, und ich stimmte ihm zu. Dedo Müller, der in Vierlings Beirat saß, hatte politisch keine glückliche Hand. Auch Propst Spülbeck war dieser Meinung. Ich selbst hatte in zwei Gesprächen mit Lösche keinen angenehmen Eindruck. Er beschwerte sich prompt über meine „Schroffheit“. Diese war aber berechtigt, denn er hatte mir in recht arrogantem Tone erklärt, PG, d. h. nazistischer Parteigenosse, sei doch jeder aktiv tätige Bürger gewesen, die Übrigen seien sowieso die Unbrauchbaren, und ohne PGs werde man in der Bonzenwirtschaft versumpfen. Das war mir natürlich in die Nase gefahren, und ich war deshalb verstimmt auch gegen Müller. Ich fand es ziemlich verständnislos, daß er mich fragte, ob ich Schulrat für die Volksschulen werden wolle. Denn er hätte doch wissen können, daß ich keine bürokratische Stellung anstrebte, am wenigsten im Volksschulwesen, von dem ich nichts verstand. Um einen neuen Brotberuf mußte ich mich freilich kümmern, denn mein Ruhegehalt war mit dem Kriegsausgang dahin. Im April 1945 hatte ich es zum letzten Male erhalten; im Mai

von Leipzig, 1949–1957 Oberstudiendirektor in Wuppertal, 1952–1963 Bundesvorsitzender des Gesamtverbandes der Sowjetzonenflüchtlinge, 1957–1965 MdB.

⁴¹ Heinrich Becker (geb. 1891), 1930–1933 Ministerialrat im preußischen Kultusministerium, ca. 1950–1970 Leiter bzw. Direktor des Bibliographischen Instituts Markkleeberg bei Leipzig.

war es ausgeblieben. Die Bankkonten wurden von der amerikanischen Militärregierung gesperrt. Glücklicherweise hatte ich aber vorgesorgt und besaß vorläufig genug Geld in meinem Schreibtischfach. Vorläufig konnte ich auch noch Verlagsleiter im Hause Brandstetter bleiben. Doch würde ich diese Stellung ja aufgeben müssen, wenn Dr. Wild zurückkehrte.

Eine Aufgabe, die ich sofort angreifen konnte, war die, den Heller-Verlag wieder in Gang zu bringen. Für Tauchnitz konnte ich die Erlaubnis zum Neudruck eines englischen Wörterbuchs erwirken. Dem Heller-Verlag wollte ich vor allem seinen alten Namen „Verlag Jakob Hegner“ zurückgeben. Von Hegner selbst war nicht anzunehmen, daß er nach Leipzig zurückkehren werde. Er hatte, wie ich erzählt habe, 1936 auswandern müssen, und hatte in Wien den Thomas-Verlag gegründet. Hier brachte er im Herbst 1937 ein aufsehenerregendes Buch heraus: „Dreimal Österreich“ des Bundeskanzlers Schuschnigg.⁴² Gerade das dürfte dazu beigetragen haben, daß er nach dem Einrücken der Hitlertruppen im März 1938 verhaftet wurde. Man ließ ihn aber wieder frei gegen sein Versprechen, nach England auszuwandern. Auf der Reise kam er durch Leipzig und besuchte mich auf der Schreiberstraße. Er ging nach London, doch erfuhr ich über sein Leben während der Kriegszeit nichts.

Mitte Juni 1945 erhielt ich zum ersten Male von einem früheren Hegnerautor, Julius Overhoff⁴³, ein Lebenszeichen. Es gab noch keinen Postverkehr, aber durch private Vermittlung erreichte mich der am 6. Juni in Frankfurt geschriebene Brief am 15. Overhoff erkundigte sich nach Hegner und Dr. Wild und außerdem nach dem Schicksal des Suhrkamp-Verlags. Diesem hatte er seine Dichtung „Griechische Familienbriefe“ oder „Briefe aus Megara“⁴⁴ anvertraut, gegen deren Veröffentlichung in der Nazizeit vorher der Heller-Verlag gewisse Bedenken gehabt hatte. Ich beantwortete Overhoffs Brief mit allen Angaben, die ich machen konnte. Vor allem konnte ich ihm mitteilen, daß der alte Name des Hegner-Verlags wiederhergestellt worden sei.

Das war nicht leicht gewesen. Rechtsanwalt Schärfl, der juristische Berater der Firma Brandstetter, hatte Bedenken gehabt. Ich konnte aber die Namensänderung mit Hilfe Propst Spülbecks bei der Militärregierung durchsetzen. Wir erhielten auch die Erlaubnis, als erste Veröffentlichung den Druck liturgischer Texte der Oratorianer vorzubereiten. Die Kirchen in Deutschland waren die einzigen Organisationen, denen die Amerikaner nicht mißtrauten. Das war sehr charakteristisch für die Lage, in der wir uns befanden. Ich erhielt eines Tages im Verlag den Besuch eines amerikanischen Offiziers, der in wahre Begeisterung geriet, als ich ihm erzählte, daß ich zu Hause unter meinen Büchern auch solche von jüdischen Autoren besäße. Er sagte, das müsse er sofort nach Amerika berichten; das werde bei seinen Bekannten großen Eindruck machen. Denn in Amerika sei allgemein die Meinung verbreitet, daß die Deut-

⁴² Kurt von Schuschnigg, *Dreimal Österreich*, Wien 1937.

⁴³ Julius Overhoff (1898–1977), Dichter und Schriftsteller.

⁴⁴ Julius Overhoff, *Eine Familie aus Megara*, Berlin 1946.

schen blind und untertänig alle Vernichtungsbefehle der Naziregierung ausgeführt hätten. Daß solche Pauschalurteile bestanden, hinderte leider auch die Militärregierung daran, sich Sympathien zu erwerben, die ihr sonst gern entgegengebracht worden wären. Ich geriet einmal in der amerikanischen Kommandantur gemeinsam mit einigen andern Petenten an einen Militärgeistlichen, der uns mit einer ganz unsachlichen Strafpredigt abspesen wollte, die die meisten nicht einmal verstehen konnten. Das war natürlich eine sehr verkehrte Politik.

Der Briefvermittler, der meine Verbindung mit Overhoff ermöglichte, gab mir auch Gelegenheit, einen Brief Bergsträbers zu beantworten, der mich ebenfalls auf besonderem Wege erreicht hatte. Bergsträber war in Darmstadt als Regierungspräsident für die hessischen Provinzen Starkenburg und Oberhessen eingesetzt worden. Er schrieb, daß er sogar Aussicht habe, Oberpräsident in Kassel zu werden. In diesem Falle könne er einen Schulmann brauchen, um das Unterrichtswesen zu reorganisieren. Ob ich dann vielleicht diesen Posten übernehmen würde? Ich antwortete ihm zunächst am 12. Juni mit dem Hinweis, daß Leipzig vielleicht an die Russen kommen werde und daß es mir dann lieb sei, nach dem Westen überzusiedeln. Vielleicht könnte versucht werden, eine Filiale des Hegner-Verlags nach Frankfurt zu verlegen, falls es gelinge, die Genehmigung der Militärregierung dafür zu erhalten. Ich traute den Amerikanern zu, daß sie einsehen könnten, daß das für sie vorteilhaft sein werde, mit einem so völlig antinazistischen Verlag wie Hegner zusammenzuarbeiten. Aber da hatte ich mich getäuscht. Es war aussichtslos, auf der Kommandantur für so etwas Verständnis zu finden. Ich schrieb am 17. Juni gleich noch einen zweiten Brief an Bergsträber, in dem ich ihm das mitteilte. Wenn aber aus der Berufung nach Kassel etwas werden sollte, würde ich kommen. Es wurde nichts daraus, denn Bergsträber selbst kam nicht nach Kassel, sondern blieb in seinem Amt in Darmstadt.

Inzwischen wollte ich aber keine Zeit verlieren zu tun, was ich eigentlich vorhatte, nämlich mich an der Philosophischen Fakultät in Leipzig zu habilitieren. Am 15. Juni hatte ich eine Unterredung mit dem Dekan Professor Gadamer.⁴⁵ Sie verlief sehr günstig. Wir waren schon lange miteinander bekannt. Ich war durch meine Mitgliedschaft im Institut für Kultur- und Universalgeschichte seit mehr als zehn Jahren bereits in die Universitätskreise aufgenommen. Interessierte Professoren der Philosophischen, aber auch der Juristischen Fakultät veranstalteten in vielen Semestern im Institut ein regelmäßiges Kolloquium über wissenschaftliche Fragen, zu dem ich als Teilnehmer zugelassen wurde. Ich hatte auch Gelegenheit, mich an den Diskussionen zu betei-

⁴⁵ Hans-Georg Gadamer (geb. 1900), Philosoph, 1937 Professor in Marburg, 1939 in Leipzig, 1947 in Frankfurt/M., 1949 in Heidelberg, 1968 emeritiert, 1947 provisorischer Vorstand der Ortsgruppe Leipzig der Gesellschaft für Deutsch-sowjetische Freundschaft, 1947 Vorsitzender der sächsischen Landesleitung des Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands.

gen. Professoren wie Gadamer, Heimpel⁴⁶, Hans Freyer⁴⁷ und andere behandelten mich ganz kollegial. Freyer, der Institutsdirektor, war übrigens gleich mir Abiturient des ehemaligen Königlichen Gymnasiums in Dresden. Wir waren schon seit der Schulzeit bekannt, wenn auch nicht näher. Man dürfte von mir gewußt haben, daß ich mich habilitieren wollte, und hatte Verständnis dafür, daß ich das unter der Nazierrschaft unterließ. Gadamer jedenfalls begrüßte mich gleich damit, daß er meinen Besuch erwartet habe. Er hatte nur gedacht, ich würde die *venia legendi* für Philosophie erstreben. Ich sagte ihm aber, daß ich fachlich doch Historiker sei. Meine Geschichte der „Kölnischen Zeitung“ entsprach den Ansprüchen, die man an eine Habilitationsschrift stellt, am besten. Darum wollte ich die *venia* für Geschichte haben. Er bat mich um eine Eingabe an ihn als Dekan, die Aufschluß gebe über meine wissenschaftliche Produktion: Bücher und wichtige Aufsätze. Den Brief, in dem die Titel aufgezählt waren, schickte ich ihm bereits am 20. Juni zu. Damit war die Sache eingeleitet. Zum Referenten über meine Habilitationsschrift wurde Professor Freyer bestimmt. Ein amtliches Gesundheitszeugnis konnte ich bald nachreichen. Aber inzwischen wechselte in Leipzig die Besatzungsmacht.

[...] ⁴⁸

Meine persönlichen Stimmungen und Erlebnisse in der Übergangszeit von der amerikanischen zur russischen Herrschaft kann ich am besten durch Anführung von Abschnitten aus dem Tagebuch darstellen⁴⁹:

20. Juni: Heute zu Rad bei Sinz in Hohendorf; hin und zurück über 50 Kilometer. Es gab Kartoffeln, etwas Mehl, Erbsen, Eier, Obst. Die amerikanische Kontrolle bei Grotzsch habe ich sorgfältig umfahren. Dort hätte man mir bestimmt die Beute wieder abgenommen. Ich bog also sofort zum Bahnhof Grotzsch ab und fuhr über Göllwitz. Zurück über Oellschütz, Droßkau, Pödelwitz, Leipen, Priegel, Peres und Pulgar nach Zwenkau, wo man in Sicherheit ist. Das Wetter war sehr schön, die Saaten stehen gut. Sinz war erfreut; sein polnischer Schwiegersohn ist nach Westen fort zur dortigen polnischen Armee. Im Radio Nachrichten, die nach völliger Vertreibung der Deutschen aus Ostpreußen, Pommern, Schlesien und Böhmen aussehen. Wenn jetzt das Meißner Land zur Tschechoslowakei käme, so wäre das ein Mittel, die Stellung des Volksdeutstums wiederherzustellen. Die Lausitz wird in Prag sowieso verlangt.

⁴⁶ Hermann Heimpel (1901–1988), 1931 Professor für Mittelalterliche und Neuere Geschichte in Freiburg i.Br., 1934 in Leipzig, 1941 in Straßburg, 1946 in Göttingen, 1956 Direktor des Max-Planck-Instituts für Geschichte in Göttingen.

⁴⁷ Hans Freyer (1887–1969), Philosoph und Soziologe, 1922–1925 Professor für Philosophie in Kiel, 1925–1947 für Soziologie in Leipzig, danach Verlagsarbeit, 1952–1955 verschiedene Gastprofessuren, 1955–1963 Professor in Münster.

⁴⁸ Auslassung: 4 Seiten. Über das preußisch-russische Verhältnis im 18. und 19. Jahrhundert.

⁴⁹ Das folgende IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuch 1945, S. 31–37 (mit Auslassungen).

21. Juni: Unsre Kartoffel- und Fettvorräte sind gleicherweise ergänzt worden durch Sinz und durch eine neue Sendung aus Aue. Brief von da vom 18. Aue ist unter russischer Regierung; es ist alles in Ordnung geblieben. Osteuropäische Zeit ist eingeführt, die noch eine Stunde mehr vorgeht als unsre Sommerzeit. Wir müssen das auch erwarten, da doch wahrscheinlich die Russen zu uns kommen. Der heutige Tag, für den der Wechsel angekündigt war, ist noch vorübergegangen. Einige amerikanische Truppenteile sind abgezogen, aber andere sind noch da.

22. Juni: Die Zeit der längsten Tage ist gekommen. Heute ist auch der Jahrestag des verhängnisvollen Angriffs auf Rußland, den Hitler wagte. Warum hat er ihn gewagt, statt in Nordafrika bis zum Suezkanal vorzudringen und den Weg Alexanders des Großen⁵⁰ nach Indien zu suchen? Dieser Tag hat am meisten dazu beigetragen, Hitlers Werk zur Episode zu machen. Heute ist diese Episode schon vorüber. „Schon“ im Sinne der Geschichte. Für mein Leben hat sie fast allzu lange gedauert. Es dauert überhaupt alles entsetzlich lange: daß von Hans oder von Lore keine Nachricht kommt und daß dieser Schwebezustand in Leipzig anhält, bei dem wir nicht wissen, ob die Amerikaner über Nacht abziehen und die Russen das Regime übernehmen, ob die Wirtschaft und das öffentliche und geistige Leben wieder in Gang kommen oder tot bleiben sollen. Im Hegner- und Tauchnitz-Verlag festigt sich im ganzen meine Position. Von Wild und Krause-Brandstetter wird nicht erwartet, daß sie nach Leipzig zurückkehren, sondern daß sie eher Zweigniederlassungen im Süden oder Westen aufmachen werden. So bleibt die Leipziger Tätigkeit bis auf weiteres bei mir. Doch wünschte ich mir weit mehr, Bergsträßer beriefe mich in den hessischen Dienst oder die Leipziger Fakultät gäbe mir einen Lehrauftrag für Parteigeschichte. Im Börsenverein lernte ich Herrn Schultz kennen und hatte ein vertrauliches Gespräch mit ihm, das mir zeigte, wie ratlos die Organisation der Buchhändler ist.

23. Juni: Ich fühle mich ernstlich erholungsbedürftig. Letzte Nacht ging mir der Gedanke an die kommende russische Besetzung durch die Seele. Nicht daß ich die Russen fürchte. Ich fürchte nur, die Chance zu verlieren, nach Westdeutschland zu reisen. Aber vielleicht ist die Leipziger Philosophische Fakultät die bessere Chance. Oder ist alles Täuschung, und ich bleibe ein Unbekannter?

26. Juni: Im Rathaus mit Heinrich Becker zusammen Audienz bei Dr. Zeigner, der jetzt gewissermaßen der Kultusminister der Stadt ist. Feiner alter Herr. Kennt den Hegner-Verlag und steht P. Arkenau⁵¹ nahe. Ich trug ihm meine Absicht vor, mich um die *venia legendi* für Geschichte zu bewerben. Nach einigen Ausführungen interessierte ihn das. Er schrieb sich meinen Namen und die Adresse auf. Von dieser Fühlungnahme wird Becker den Dekan Gadamer unterrichten, was meiner Bewerbung wohl gut bekom-

⁵⁰ Alexander der Große (356–323 v. Chr.), 336–323 v. Chr. König von Makedonien.

⁵¹ Aurelius Arkenau (1900–1991), Dominikanerpater, 1928–1932 Seelsorger in Köln, 1932–1934 Präfekt an der Ordens- und Missionsschule der Dominikaner in Vechta, 1934 bis Anfang der 40er Jahre Seelsorger in Berlin-Moabit, 1937–1940 Prior des Dominikanerkonvents St. Paulus, 1943 Anstaltspfarrer im Leipziger Frauengefängnis, 1946 Seelsorger in Köln, Düsseldorf und Worms.

men wird. Zeigner, der sächsische Ministerpräsident von 1923, hat mir bedeutenden Eindruck gemacht. Offenbar ist er, gerade weil er über den Durchschnitt ist, damals so angefeindet worden.

29. Juni: Ich war seit gestern krank, weil der Darm streikte. Heute abend geht mir's aber besser. Der Appetit ist wieder da, und ein wenig mehr als Ende Mai haben wir ja zu essen.

Wegen dieser Bemerkung im Tagebuch möchte ich rückschauend hier einflechten, daß der 29. Mai ein Tag war, wo Hanna völlig verzweifelt in der Küche stand, weil absolut nichts Eßbares mehr im Hause war. Ich suchte vergeblich, sie zu trösten. In diesem Augenblick klingelte es an der Wohnungstür. Wir bekamen Besuch von Frau Reichsgerichtsrat Schäfer von nebenan. Sie brachte uns spontan vier Pfund Kartoffeln und mehrere Pfund Möhren. Die Szene glich wirklich einem kleinen Wunder. Wir bekamen in der nächsten Zeit noch von anderen kleine Lieferungen, darunter von Langbein sieben Pfund von einem halben Zentner, den er für sich aufgetrieben hatte. Er erhielt dafür von uns eine kleine Flasche Cognac zur Aufmunterung für seinen Lieferanten. Diese Aushilfen sind erwähnenswert, weil sie zeigen, wie schwierig es doch war, sich durch die Wochen der amerikanischen Besetzung durchzuschlagen. Die Russen führten dann ein System von Lebensmittelkarten ein, von dem ich bald merkte, daß die Staffellung der Karten für „Arbeiter“, „Angestellte“ und „Sonstige“ recht wenig moralisch war.

Erst in den letzten Tagen vor dem Abzug wurde die amerikanische Kommandantur plötzlich großzügig, zum Beispiel in der Erteilung einer Druckerlaubnis. Am 30. Juni bewilligte mir bei meinem letzten Besuche in der Kommandantur der Captain Lester für die Firma Brandstetter den Druck von 30000 Exemplaren des englisch-deutschen Lexikons von Wesely. Damit war der Gesamtbetrieb auf Wochen hinaus mit Arbeit versorgt. Justus Brandstetter⁵² und Dr. Würfel waren deshalb außerordentlich zufrieden mit meiner Tätigkeit. Würfel zeigte sogar Interesse für meine Bücher. Einstweilen war ich also in meiner Stellung als Verlagsleiter gesichert, und man bezahlte mir gern das laufende Monatsgehalt. Es war die Jahreszeit, in der ich früher an eine Sommerreise zu denken pflegte.

Aber die Schweiz liegt jetzt in unendlicher Ferne. Die politische Lage erschien jetzt ein wenig entspannt. Sowjetisiert, so hörte ich, soll Deutschland nicht werden. Auch die Kommunisten sind für demokratische Wahlen.⁵³

Am 2. Juli wurde es wahr, daß die Russen als Besatzungsmacht in Leipzig einrückten. Ich schrieb ins Tagebuch:

2. Juli: Ein Glück, daß gestern der Sonntag noch ruhig verlief. Denn der heutige Tag war doch aufregend. Die Amerikaner waren über Nacht bis auf ge-

⁵² Justus Brandstetter (geb. 1884), 1909 Eintritt in die väterliche Oscar Brandstetter Druckerei.

⁵³ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebucheintragung vom 30. 6. 1945, S. 38.

ringe Reste verschwunden. Ich sah vom Bürofenster aus lange Kolonnen Infanterie und Panjewagen durch die Dresdner Straße ziehen. Die Motorisierung ist viel geringer als bei den Amerikanern. Ich hatte vormittags eine lange Unterredung mit Heinrich Becker; dann eine ebensolange mit Propst Spülbeck. Zwischendrin habe ich an den „Antifaschistischen Block“ einen kurzen Brief geschrieben, um ihm mein Interesse zu bekunden. Der Propst ist damit einverstanden, während er das Hervortreten des P. Arkenau, als eines Geistlichen, zu weitgehend findet. Leider macht sich deutscher kommunistischer Mob hie und da unangenehm bemerkbar. Hanna war heute sehr betroffen, und mir fiel es nicht leicht, sie zu trösten. Es war wie am 29. Mai, als wir nichts zu essen hatten. Die Amerikaner hätten ein viel besseres Andenken hinterlassen, wenn sie nicht ein Vierteljahr lang tatenlos hätten alles gehen lassen, wie es ging. Ich höre, daß Vierling als Bürgermeister zurückgetreten, und daß Zeigner⁵⁴ in seine Stellung eingerückt ist.⁵⁵

Auch der bisherige Polizeipräsident Heinrich Fleißner⁵⁶ hatte sein Amt abgegeben. Mit ihm, einem alten Sozialdemokraten, hatte ich Anfang Juni in Führung zu kommen gesucht; aber es war mir nicht gelungen. Um so wichtiger wurde mir jetzt die gute Verbindung mit Heinrich Becker. Glücklicherweise funktionierten die Telefone, die einige Zeit stillgelegt wurden, sehr bald wieder. Man spürte Veränderung im öffentlichen Leben.

3. Juli: Die Amerikaner haben jede geistige Regung niedergehalten. Sie haben sich auf den Gedanken festgelegt, daß das deutsche Volk selbst schuldig sei, und denken nicht daran, daß es vielmehr durch Terror und Propaganda unterdrückt und überschrien worden ist. Sachsen ist 1866 nicht anders vergewaltigt worden als 1938 Österreich. Der Westen hat kein Interesse für die Widersprüche in der deutschen Seele und begeht hier einen entscheidenden Fehler. Die Russen werden uns – auf ihre Art – vermutlich wirklich befreien. Diese Vermutung kam mir manchmal schon früher.⁵⁷

Ich übernehme hier diese Stelle, weil sie zeigt, daß mir der Gedanke, die russische Besetzung könne zum Ansatz einer Revision des deutschen Geschichtsverständnisses werden, von allem Anfang an nicht fernlag. Könnte es nicht so kommen, daß sie zum Ende des Bismarck-Reiches führte und damit wieder Raum schuf für stärkere Auswirkungen der kursächsischen Geschichte? Die Amerikaner zogen sich aufgrund der interalliierten Vereinbarungen bis über die Werra zurück. Was sie jetzt den Russen überlieferten, war der gesamte Raum, auf dem sich einst die kursächsische Geschichte abgespielt hatte. Dieser Raum war im 19. Jahrhundert nur zum Teil preußisch geworden. Preußen

⁵⁴ Zeigner wurde am 16. 7. 1945 zum Oberbürgermeister ernannt.

⁵⁵ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuch 1945, S. 39/40.

⁵⁶ Heinrich Fleißner (1888–1959), 1923–1933 Polizeipräsident in Leipzig, Mai–August 1945 erneut Polizeipräsident, dann in den Ruhestand versetzt.

⁵⁷ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuch 1945, S. 40/41.

aber hatte seit der Vertreibung der Deutschen aus dem größten Teil Ostelbiens faktisch schon aufgehört zu bestehen. Dagegen rückten die einst kursächsischen Gebiete nun wieder zusammen. Der „Freistaat Sachsen“ wurde, seit die Oder/Neiße-Grenze gezogen worden war, um die diesseits der Neiße gelegenen Teile der Oberlausitz vergrößert, vor allem durch die alte „Sechsstadt“ Görlitz, die die Preußen 1815 annektiert hatten. Die thüringischen und provinzsächsischen Gebiete rückten innerhalb der „Ostzone“ wieder nahe an den Freistaat Sachsen heran. Niemand konnte wissen, wie sich das in der zukünftigen Geschichte einmal auswirken könnte. Ich will aber hier betonen, daß für mich in dieser territorialen Neugestaltung ein Trost lag. Die oben zitierte Tagesbuchstelle zeigt, daß mir das mit dem Tage, wo die Rote Armee zum Völkerschlachtdenkmal kam, bewußt wurde. Es öffentlich auszusprechen, kam allerdings nicht in Frage, denn es war vorerst nichts als reine Spekulation in eine noch völlig dunkle Zukunft hinein.

Am 5. Juli abends rief mich Dr. Spülbeck an, um mich für den nächsten Sonntagnachmittag zu einer Vorbesprechung über die Gründung einer „christlichsozialen“ Partei einzuladen. Die Russen hätten allen „antifaschistischen“ Parteien erlaubt, wieder tätig zu werden. War es nicht also wirklich so, als sollten uns einige Freiheitsregungen wieder gestattet werden? Ich war hoffnungsvoll gestimmt und sagte dem Propst meine Teilnahme an der Sache zu.

Die Versammlung vom 8. Juli tagte ganz in der Nähe meiner Wohnung im Hause des Baumeisters Peuser auf der Elsterstraße. Ich traf mehrere Dutzend Leute an, die mir unbekannt waren. Am Vorstandstische saßen außer Herrn Peuser der Kaufmann Pudor⁵⁸, der in der Weimarer Republik der Führer der Leipziger Liberalen gewesen war, ein Gewerkschaftler namens Schneider⁵⁹ und der Dominikaner P. Aurelius Arkenau, den ich bei dieser Gelegenheit auch zum ersten Male sah. Er verwaltete ein katholisches Pfarramt im Vorort Wahren. Nur gehört hatte ich schon öfters von ihm. Er hatte, was unser Propst nicht ganz billigte, Verbindungen mit den Kommunisten, weil er ihnen in der Nazizeit mehrmals geholfen hatte. Er hatte z. B. einem ihrer Führer zur Flucht verholfen. Wahrscheinlich war er der politische Kopf, auf den die Einberufung der Versammlung zurückging. Denn der Baumeister Peuser war von ihm beeinflußt. Er stand den Dominikanern nahe, weil er für sie in Berlin ein Haus gebaut hatte. In der Versammlung vom 8. Juli aber dominierten die Liberalen, wie das in Leipzig zu erwarten war. Um so mehr war ich bemüht, von der ersten Stunde an Einfluß zu nehmen. Von mir kam der Vorschlag, die zu gründende Partei als die „Demokratische Partei Deutschlands“ (DPD) zu bezeichnen, weil es gut sei, die Analogie zur SPD und KPD zu betonen. Der Vorschlag wurde angenom-

⁵⁸ Richard Pudor.

⁵⁹ Georg Schneider (1892–1977), 1926–1933 Provinzialverwaltungsrat in Ratibor, Mitbegründer der CDU in Leipzig, 1946–1947 Landesgeschäftsführer der CDU Thüringen, 1948–1960 Mitglied des Hauptvorstandes der Deutschen Angestelltengewerkschaft, seit 1951 deren stellvertretender Bundesvorsitzender, 1953–1965 MdB.

men. Es wurde ein Gründungsausschuß von 18 Mitgliedern gebildet, in den ich hineingewählt wurde. Er trat zwei Tage später in den Geschäftsräumen von Pudor zusammen, die in der Innenstadt lagen. In dieser waren ja viele Häuser zerstört oder beschädigt, aber manche waren auch erhalten geblieben.

Die Initiative ging also vorwiegend von Katholiken aus: erst von Arkenau und dann von mir. Irgendwelche Spannungen zur evangelischen Konfession konnten unter den gegebenen Verhältnissen natürlich nicht auftreten. Wohl aber kann man von einem Versuch sprechen, den Liberalen zuzukommen. Trotzdem aber konnte man eigentlich nicht von einer „christlichsozialen“ Partei sprechen. Wir wollten versuchen, alle nichtsozialistischen Bürger politisch zu organisieren. Ich wollte den Fehler vermeiden, der in der Weimarer Republik gemacht worden war, wo man fast durchgängig das Parteiensystem aus dem Kaiserreich aufrechterhalten hatte. [...] ⁶⁰ Ein neuer parlamentarischer Staat bedarf neuer politischer Parteien. Ich bleibe darum überzeugt, daß gerade mit der Gründung der Demokratischen Partei in Leipzig der richtige Weg betreten wurde. Nur ist es sehr bezeichnend, daß wir gerade daran von der sowjetischen Militärregierung gehindert worden sind. Ich werde darauf noch zu sprechen kommen, muß nur hier erst noch den weiteren Verlauf unsrer Leipziger Parteigründung berichten.

Bei der Sitzung in den Räumen Pudors vom 10. Juli skizzierte ich einen Aufruf, mit dem wir uns an die Öffentlichkeit zu wenden hätten. Ich stieß damit auf starken Widerspruch, aber nach längerer Debatte ergab sich doch, daß die Mehrheit meine Gedanken erwägenswert fand. Ich wurde beauftragt, meinen Aufruf auszuarbeiten, und in der Sitzung vom 14. Juli wurde er trotz der Einwendungen einiger Herren aus der Wirtschaft gutgeheißen. Es wurde ein Redaktionskomitee gebildet, das ihn in die endgültige Form bringen sollte. Von diesem wurden schließlich alle meine Formulierungen angenommen. Nur ein einziger Satz wurde auf Antrag des Freiherrn von Stoltzenberg ⁶¹, offenbar eines schwarzrotgoldenen Liberalen, eingefügt. Ich gebe hier das Dokument in seiner parteioffiziell gebilligten Fassung im Wortlaut wieder:

Aufruf

der Demokratischen Partei Deutschlands, Bezirk Leipzig. Männer und Frauen in Stadt und Land! Deutsche Jugend! Nach mehr als zwölf Jahren Gewissenszwang ist das deutsche Volk aufgerufen, sein durch wahnwitzige Machtpolitik von Grund auf zerstörtes Gemeinwesen neu zu bauen.

Was uns hinterlassen wurde, sind Trümmer und Chaos: die Trümmer unsrer Arbeitsstätten, Wohnungen und Kulturdenkmäler und das Chaos des wirt-

⁶⁰ Auslassung: 7 Zeilen. Hinweis auf die sächsischen Landtagswahlen von 1926.

⁶¹ Wilhelm von Stoltzenberg (1895–1955), Rechtsanwalt, ab 1945 LDP-Mitglied, 1946 Vorsitzender des Kreisverbandes Leipzig und Mitglied des Zentralvorstandes der LDP Sachsen, 1947–1949 Bezirksverbandsbeisitzer, ab 1949 Beisitzer des Landesvorstandes der LDP Sachsen, 1946–1952 MdL in Sachsen, 1949–1950 Staatssekretär im Ministerium für Aufbau der DDR, 1950–1953 Präsident des Landesverwaltungsgerichtes Thüringen.

schaftlichen und geistigen Lebens. Unsre Sache ist es, aus dieser entsetzlichen Katastrophe wieder einen Weg zur Klarheit und Ordnung zu finden. Für den Krieg, den Hitler entfesselt hat, werden wir alle mitverantwortlich gemacht. Europa erwartet von uns, daß wir uns nicht fernerhin vom Völkerrecht ausschließen, sondern uns einfügen in eine Welt, die sich auf der Grundlage des Bundes der Vereinigten Nationen erneuern und befrieden will.

Der Hebel, mit dem der Nationalsozialismus das Bestehende zum Einsturz brachte, war die schrankenlose und willkürliche Diktatur seiner Partei. Die Grundbedingung des Neuaufbaus ist also die Absage an solche Diktatur und die Wiederherstellung der natürlichen Kräfte der politischen Willensbildung.

Diese natürlichen Ströme fließen zusammen in der Gesamtvertretung der antifaschistischen Parteien. Unentbehrlich ist unter ihnen der Strom jener bewußt demokratischen Kräfte, die von den früheren republikanischen Mittelparteien herkommen. In dem Raume, den sie ausfüllten, darf keine Lücke bleiben, weil hier so viele lebendige Kräfte ihren Schwerpunkt haben, die Deutschland jetzt in seiner Not am wenigsten entbehren kann. Darum tritt an diese Stelle die

Demokratische Partei Deutschlands

In ihrem Namen rufen wir zu uns den Arbeiter, den Bauern, den Bürger, unsre altbewährten Mitkämpfer und die Jugend, die gewillt ist, sich von der oberflächlichen Romantik der Soldatenspieler und von der Denkfaulheit des Kadavergehorsams abzuwenden und dem leuchtenden Ideal der politischen Freiheit zuzustreben. Das Banner der Freiheit und Einheit des Reiches, für die im Jahre 1848 die Väter der Demokratie ihr Blut gaben, ist das unsere. Welches sind die Güter, die wir wieder erlangen und für immer festhalten wollen?

Fragt euch, was ihr unter Hitlers Tyrannei habt entbehren müssen, dann werdet ihr selbst finden, was wir uns zu sichern haben. Vornehmlich sind es sieben Dinge: Freies Wort und sicheres Recht, gerechten Lohn und billiges Brot, kaufkräftiges Geld, einen friedlichen Staat und religiösen Geist.

Freies Wort:

Zwölf Jahre war das Wort in Ketten geschlagen. Schon der Gedanke, ehe er ausgesprochen wurde, sollte in Uniform gepreßt werden. Jede selbständige Urteilsbildung durch Rundfunk oder Schriften wurde zum Verbrechen gestempelt, nur das überlaute Mundwerk der Propaganda war frei, und schlimmer noch: das giftige Wort des Denunzianten. Vergeßt nicht, wie unsittlich und eines großen Volkes unwürdig dieser gegenseitige Verkehr im Flüsterton und mit scheuen Blicken nach rechts und links gewesen ist! Darum proklamieren wir wieder die freie Presse, die Versammlungs- und Koalitionsfreiheit, die Freiheit des Forschens und Glaubens!

Sicheres Recht:

Die verheerende Unsicherheit des Rechts unter der Naziherrschaft haben wir alle gespürt. Es war eine orientalische Despotie, im grellen Widerspruch zum germanischen Geist, den die Nazis anpriesen! Wir haben ein Leben der Furcht geführt, und die Greuel der Konzentrationslager haben uns vor aller Welt entehrt!

Gerechten Lohn:

Der Nationalsozialismus prahlte mit „Schönheit der Arbeit“ und „Kraft durch Freude“. In Wirklichkeit kam es ihm nur an auf äußerste Ausbeutung

für den Krieg. Man verteilte Zuckerbrot, um bald desto rücksichtsloser die Peitsche zu schwingen. Willkürliche Vergünstigungen sind kein gerechter Lohn. Sie demoralisieren den Arbeiter. Das neue Deutschland wird sozial sein. Es wird klare Ansprüche auf Erholung und Fürsorge anerkennen.

Billiges Brot:

Wir dürfen uns nicht von der Weltwirtschaft abschließen, sondern müssen uns eingliedern und unser Volk an den Gütern der Welt teilnehmen lassen, soviel wir davon durch unsre Produktion einzutauschen imstande sind. Wir brauchen eine leistungsfähige bäuerliche Veredelungswirtschaft, die der Ernährung des Volkes besser dient als konkurrenzunfähige Getreidewirtschaft. Die Beseitigung der unproduktiven Kriegsrüstung wird unsre Wirtschaft ihren ureigenen Zwecken, der Erzeugung von Nahrung, Kleidung und Wohnungen wiedergeben.

Kaufkräftiges Geld:

Durch verderbliche Inflation schon einmal ausgeplündert, sah unser Volk seit langem mit Schrecken die Entwertung seiner Ersparnisse. Daß eine gewaltige Verarmung eingetreten ist, wird jedem klar, der sich den Umfang der Zerstörung an den Produktionsanlagen, Verkehrsmitteln, Wohnungen usw. vor Augen führt. Wir werden einen Mißbrauch der Währung zur Staatsfinanzierung nicht dulden, sondern arbeiten, um das Mißverhältnis zwischen Geld und Gütern zu überwinden und unsern Kredit in der Welt wiederherzustellen.

Einen friedlichen Staat:

„Im Namen unseres Volkes“ wurden seit 1938 unsre sämtlichen Nachbarn überfallen oder mit Überfall bedroht. „Im Namen unseres Volkes“ wurde der Krieg begonnen und totalisiert. Es war für die andern Völker unmöglich, neben einem solchen Angreiferstaat zu leben. Nicht minder unmöglich war es im Grunde für uns, in ihm zu leben. Denn dieser im innersten Wesen unfriedliche Staat führte Krieg auch gegen seine eigenen Bürger. Er lebte von Ausbeutung und Vergewaltigung. Einen friedlichen Staat fordert nicht nur die Kultur, sondern auch alle kluge Politik. Darum verurteilen wir auch den von Preußen gezüchteten Militarismus, der das deutsche Bürgertum korrumpiert hat und zuletzt Hitlers Steigbügelhalter und Mitschuldiger geworden ist.

Religiösen Geist:

Hinter den Redensarten vom „Allmächtigen“ und der „Vorsehung“, die Hitler im Munde führte, verbarg sich in Wahrheit die Vergötzung seiner eigenen Person. Wenn er von „Verantwortung vor der Geschichte“ sprach, meinte er in Wirklichkeit seine absolute Verantwortungslosigkeit. Der völkische Gedanke ist seinem innersten Wesen nach heidnisch und der Rassenwahn ist Ausdruck unmenschlicher Barbarei. Es konnte nicht anders kommen, als daß der Nazistaat immer stärker zur Religionsverfolgung überging. Aber die Kirchen haben sich als ein Hort der Freiheit erwiesen. Vergeßt nicht, deutsche Männer und Frauen, aus diesen Zusammenhängen eine Lehre zu entnehmen! Es gibt kaum ein anderes Volk, das sich in Geist und Leben so weit von den religiösen Bindungen gelöst hat wie das unsre. Man kann sich aber nicht ungestraft aus der Verantwortung vor Gott ablösen.

Demokratische Partei Deutschlands
Bezirk Leipzig

Hier folgten im Original des Aufrufs noch sieben Namensunterschriften, die ich in der gegebenen Reihenfolge anführen will: Kaufmann Richard Pudor, Rechtsanwalt Dr. Freiherr von Stoltzenberg, Fabrikdirektor Dr. Ing. Müller-Bernhardt⁶², Bez.-Leiter Paul Nowak⁶³, Volkswirt Dr. Hans Reif⁶⁴, Verlagsleiter Dr. Karl Buchheim, Rechtsanwalt C. G. Ruland⁶⁵ und der Arbeitsausschuß. Dann wurde die Geschäftsstelle angegeben, in der man seinen Beitritt anmelden konnte. Vier von den sieben Unterzeichnern waren bekannte Leipziger Liberale. Nowak war ein katholischer Gewerkschaftler. Ruland war als Vertreter der evangelischen Christen anzusehen. Er hatte mir, als ich mit dem Entwurf des Programms betraut worden war, in einem Brief vom 11. Juli nahegelegt, den P. Aurelius Arkenau als Mitarbeiter heranzuziehen, damit in den Text hineinkäme,

daß der Abfall von Gott eine der wesentlichsten Voraussetzungen dafür war, daß die NSDAP dieses Unheil anrichten und die seelische und charakterliche Substanz des Volkes zerstören konnte.

Er war besonders zufrieden, weil mein Aufruf diesem Anliegen entsprach. Von dieser Stunde an begann für uns beide eine lebenslange politische und persönliche Freundschaft. Der Aufruf wurde als Plakat gedruckt und lag fertig vor, um an den Anschlagsäulen veröffentlicht zu werden. Aber der Anschlag wurde von der Sowjetischen Kommandantur verhindert. Eine „Erste öffentliche Kundgebung“, die für Sonntag, den 29. Juli, 10 Uhr vormittags angekündigt war, wurde verboten.

Warum sie dem Verbot verfiel und warum mein Programm nicht publiziert werden durfte, wurde mir erst nachträglich klar. Anstößig war den Russen sicherlich der Satz: „Die Grundbedingung des Neuaufbaus ist (...) die Wiederherstellung der natürlichen Kräfte der politischen Willensbildung.“ Eine solche Wiederherstellung wünschte die Rote Armee gerade nicht. Das Besatzungsregime brachte vielmehr aus Moskau eine Direktive mit, wonach in

⁶² Hans Müller-Bernhardt (geb. 1887), Ingenieur, 1945 LDP-Mitglied, ab Oktober 1945 geschäftsführender Landesvorstand der LDP in Sachsen, ab 1946 MdL in Sachsen.

⁶³ Paul Nowak (geb. 1892), Metallpolierer, 1923–1933 Arbeitsrichter, ab 1945 CDU- und FDGB-Mitglied, 1946–1950 Beisitzer im Landesvorstand der CDU Sachsen, 1948–1950 Beisitzer und ab 1949 Leiter der Abteilung (Arbeit/Sozialfürsorge) im Hauptvorstand der CDU, 1946 Sekretär der Kreisleitung des FDGB in Leipzig und im Bundesvorstand des FDGB, 1946–1950 Stadtverordneter in Leipzig, 1946–1950 MdL in Sachsen, 1948–1949 im Plenum der Deutschen Wirtschaftskommission.

⁶⁴ Hans Reif (1899–1984), 1945 Mitbegründer der LDP Leipzig, ab 1946 FDP-Vorstandsmitglied in Berlin, 1958–1959 Landesvorsitzender der FDP in West-Berlin, 1948–1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates, 1949–1957 MdB, 1946 Professor für politische Wirtschaftslehre an der Hochschule für Politik, später Otto-Suhr-Institut in Berlin.

⁶⁵ Carl Günther Ruland (1874–1962), Rechtsanwalt, 1945 Mitbegründer der CDU in Leipzig, 1945–1950 1. Vorsitzender der Kreisleitung der CDU in Leipzig, 1949–1950 Leiter der Abteilung (Justiz) im Hauptvorstand der CDU, 1946–1950 MdL in Sachsen, 1948–1950 Präsident des Oberlandesgerichts Sachsen.

Deutschland Parteien nur nach einem ganz bestimmten Schema zuzulassen seien: zwei „Arbeiterparteien“, die KPD und die SPD, und zwei „demokratische“ bürgerliche Parteien. Als ich einen Monat später die Kommandantur betrat, um mit anderen Vertretern zusammen die Lizenz für die Christlich-Demokratische Union entgegenzunehmen, sprach mich auf der Treppe ein deutschsprechender Offizier an und fragte, für welche Partei ich käme. Als ich antwortete: Für die CDU, bestätigte er: „Ah, die Partei Erzbergers“. Der Kreml wünschte also die Wiederherstellung des republikanischen Zentrums und einer liberalen Partei im Sinne der Deutschen Demokraten der Weimarer Zeit oder Stresemanns. Er wollte nicht die „lebendigen Kräfte“ der Parteibildung begünstigen, sondern das Weimarer System aufrichten, um es dann im sowjetischen Interesse fortzubilden. Es stellte sich bald heraus, daß die beiden „Arbeiterparteien“ dazu bestimmt waren, sich zu verschmelzen, die beiden „bürgerlichen“ aber getrennt zu bleiben, damit man sie desto leichter dirigieren konnte.

Ich habe bereits gesagt, daß in meinem Programmentwurf ein einziger Satz nicht von mir stammt, sondern vom Baron Stoltzenberg eingeführt worden ist: „Das Banner der Freiheit und Einheit des Reiches, für die im Jahre 1848 die Väter der Demokratie ihr Blut gaben, ist das unsere.“ Vielleicht kann man merken, daß dieser Satz im Text ein Fremdkörper ist. Ich war in der Weimarer Zeit Mitglied des „Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold“, weil ich die Reichsverfassung gegen die „Nationale Opposition“ Hugenburgs, des Stahlhelms und des Alldeutschen Verbandes verteidigen wollte. Die schwarzrotgoldene Fahne war allein die echte deutsche Trikolore, wenn es schon eine Trikolore geben sollte. Aber was die Achtundvierziger hatten schaffen wollen, war leider nicht das ersehnte deutsche „Reich“, sondern ein Nationalstaat, wie ihn die Franzosen besaßen, wenn auch ein nationaler Bundesstaat. Das „Reich“, das die Achtundvierziger wollten und das nachher Bismarck auf preußische Weise errichtete, bewahrte nicht die Kontinuität der deutschen und mitteleuropäischen Geschichte, sondern unterbrach sie und hielt deshalb den Belastungen der beiden Weltkriege am Ende nicht stand. Die wahre Aufgabe der Achtundvierziger wäre eine gründliche Reform und Erneuerung des Deutschen Bundes gewesen, der noch als eine Fortsetzung des alten Reiches angesehen werden kann. Statt solcher Reform hat die Frankfurter Paulskirche ein aus der Fremde übernommenes Ideal verwirklichen wollen und ist damit gescheitert. Selbstverständlich hätte ich nun 1945 die „Wiedervereinigung“ der östlichen und westlichen Besatzungszonen gern gesehen und von Herzen gewünscht, aber ich habe innerlich fast von vornherein nicht daran geglaubt.

Ich ahnte, daß sich die nationale „Einheit“ als ein trügerisches Ideal erweisen, und deswegen ein ungeeignetes Ziel sein werde. Die russische Politik konnte dieses Ziel für Deutschland zwar erstreben, aber nur unter Gleichschaltung mit dem Bolschewismus, also mit einem Vorzeichen, unter dem die politische Freiheit verloren ging.

Dafür war das Verbot meines Leipziger Parteiprogramms bezeichnend. Das Besatzungsregime gedachte offensichtlich, das Parteiwesen so zu gestalten,

daß es von den Berliner Parteizentralen aus Einfluß auf ganz Deutschland ausstrahlen könnte. Berlin war im Juli 1945 noch keine Viersektorenstadt, sondern allein in russischer Hand. Die Potsdamer Konferenz der Siegermächte stand ja erst noch bevor.⁶⁶ Der „Befehl Nr. 2“ der roten Besatzungsarmee, der die „Erlaubnis“ zur Bildung politischer Parteien erteilte, erging aber bereits am 10. Juni⁶⁷; sehr im Unterschied von den Amerikanern, die Parteien bis auf weiteres nicht zuließen. Am 12. Juni erschien die KPD auf dem Plan⁶⁸, einige Tage später die SPD.⁶⁹ Der Gründungsaufruf der Berliner „Christlich-Demokratischen Union“ war vom 26. Juni datiert.⁷⁰ Als letzte erschien Anfang Juli die „Liberal-Demokratische Partei“ (LDP).⁷¹

Als wir in Leipzig am 8. Juli im Hause Peuser unsere Demokratische Partei Deutschlands (DPD) gründeten, wußten wir von den Berliner Vorgängen gar nichts, denn wir waren ohne jede Verbindung nach außen. Wir wußten nicht einmal, was in Dresden oder Chemnitz vor sich ging, und ebensowenig, was man in andern Gegenden Deutschlands unternahm oder unternehmen durfte. Die Berliner Parteien wurden aber als Zentralen für ganz Deutschland organisiert.

Auch die Berliner CDU errichtete daher eine „Reichsgeschäftsstelle“.⁷² Die Führung lag hier in den Händen des früheren Reichsministers Andreas Hermes⁷³, der von der Militäradministration zum Zweiten Bürgermeister von Ber-

⁶⁶ Konferenz von Potsdam zwischen den USA, Großbritannien und der UdSSR vom 17. 7. bis 2. 8. 1945.

⁶⁷ Gedruckt in: Um ein antifaschistisch-demokratisches Deutschland. Dokumente aus den Jahren 1945–1949, hrsg. vom Außenministerium der DDR und dem Außenministerium der UdSSR, Berlin (Ost) 1968, S. 54.

⁶⁸ Am 11. 6. 1945 veröffentlichte die KPD ihr Gründungsprogramm. Vgl. Werner Müller, Kommunistische Partei Deutschlands (KPD), in: SBZ-Handbuch. Staatliche Verwaltungen, Parteien, gesellschaftliche Organisationen und ihre Führungskräfte in der Sowjetischen Besatzungszone Deutschlands 1945–1949, hrsg. von Martin Broszat und Hermann Weber, München 1990, S. 440–459, hier S. 443.

⁶⁹ Am 15. 6. 1945 präsentierte der Zentralausschuß der SPD der Öffentlichkeit seinen Gründungsaufruf. Vgl. Werner Müller, Sozialdemokratische Partei Deutschlands (SPD), in: SBZ-Handbuch, S. 460–480, hier S. 464.

⁷⁰ Vgl. Siegfried Suckut, Christlich-Demokratische Union Deutschlands CDU(D), in: SBZ-Handbuch, S. 515–539, insbes. S. 515–517.

⁷¹ Die am 16. 6. 1945 gegründete Deutsche Demokratische Partei benannte sich am 30. 6. um in Liberal-Demokratische Partei Deutschlands und erhielt am 10. 7. die Lizenzierung durch die SMAD. Vgl. Horst Dähn, Liberal-Demokratische Partei Deutschlands (LDP), in: SBZ-Handbuch, S. 544–573, insbes. S. 545/546.

⁷² Die Berliner CDU verstand sich als gesamtdeutsche Gründung, als „Reichspartei“. Vgl. Werner Conze, Jakob Kaiser. Politiker zwischen Ost und West 1945–1949, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1969, S. 61; Suckut, CDU, S. 519.

⁷³ Andreas Hermes (1878–1964), Land- und Volkswirt, 1920–1922 Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, 1922–1923 Reichsfinanzminister, 1928–1933 MdR (Zentrum), 1945 stellvertretender Oberbürgermeister von Berlin, Vorsitzender des Gründungsausschusses der CDU in Berlin und der SBZ, 1945 1. Vorsitzender des Parteivorstandes der CDU, 1946–1954 Vorsitzender des neugegründeten Deutschen Bauernverbandes.

lin eingesetzt war. Von Hermes scheint der Name „Christlich-Demokratische Union“ zu stammen, weil der Name „Zentrum“ zu sehr konfessionell abgestempelt war und Hermes von vornherein Katholiken und Protestanten gleichmäßig ansprechen wollte. Für die Russen war dieser Wechsel belanglos. Für sie handelte es sich in Berlin sicherlich genau wie in Leipzig um die Wiedererrichtung der „Partei Erzbergers“. Der Gründungsauftrag vom 26. Juni war von fünf- unddreißig Männern und Frauen unterzeichnet, die nicht alle aus dem früheren Zentrum kamen. Es waren ehemalige Deutsch-Demokraten darunter wie Ernst Lemmer⁷⁴, Dr. Walther Schreiber⁷⁵, Otto Nuschke⁷⁶, Ferdinand Friedensburg⁷⁷ und noch einige frühere Parteineutrale wie Rudolf Pechel⁷⁸, Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, Theodor Steltzer⁷⁹ und Otto-Heinrich von der Gablentz.⁸⁰ Die ersten Hauptforderungen des CDU-Auftrags waren

⁷⁴ Ernst Lemmer (1898–1970), Journalist, 1922–1933 Generalsekretär der Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine, 1924–1933 MdR (DDP/Deutsche Staatspartei), 1945 Mitbegründer der CDU in Berlin und in der SBZ, 1945 Mitglied im FDGB-Gründungsausschuß, 1945–1947 CDU-Delegierter im Zentralen Blockausschuß, 1945–1947 2. Vorsitzender der CDU, 1946–1949 3. Bundesvorsitzender des FDGB, 1946–1949 MdL in Brandenburg, 1950–1956 Mitglied des Abgeordnetenhauses von West-Berlin, 1952–1970 MdB, 1956–1965 Bundesminister.

⁷⁵ Walther Schreiber (1884–1958), Rechtsanwalt, 1919–1933 MdL Preußen (Zentrum), 1925–1932 Minister für Handel und Gewerbe in Preußen, 1945 Mitbegründer der CDU in Berlin und in der SBZ, 1945 2. Vorsitzender der CDU in der SBZ, 1947–1948 1. Landesvorsitzender der CDU Berlin, 1946–1948 stellvertretender Stadtverordneten-Vorsteher in Berlin, 1951–1953 Vorsitzender der CDU West-Berlin, 1950 Bürgermeister in West-Berlin, 1953–1955 Regierender Bürgermeister von West-Berlin.

⁷⁶ Otto Nuschke (1883–1957), Journalist, 1919 Mitglied der Nationalversammlung, 1921–1933 MdL Preußen (DDP/Deutsche Staatspartei), Mitbegründer der CDU in Berlin und in der SBZ, 1945–1947 Parteivorstandsmitglied der CDU in der SBZ, 1948–1957 1. Vorsitzender der CDU, 1946–1952 MdL in Brandenburg, 1946–1948 MdL in Sachsen-Anhalt, 1949–1957 stellvertretender Ministerpräsident bzw. stellvertretender Vorsitzender des Ministerrates der DDR und Leiter der Hauptabteilung Kirchen.

⁷⁷ Ferdinand Friedensburg (1886–1972), Bergassessor, 1921–1925 Landrat im Kreis Rosenberg/Westpreußen, 1927–1933 Regierungspräsident in Kassel, 1945 Mitbegründer der CDU in Berlin und in der SBZ, 1946–1947 Mitglied im geschäftsführenden Parteivorstand der CDU in der SBZ, 1946–1951 1. stellvertretender Oberbürgermeister von Groß-Berlin bzw. ab 1948 Bürgermeister in West-Berlin, 1950–1952 Mitglied des Abgeordnetenhauses von West-Berlin, 1952–1965 MdB, 1945–1968 Präsident des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung West-Berlin.

⁷⁸ Rudolf Pechel (1882–1961), Publizist, 1919–1942 Herausgeber und Chefredakteur der „Deutschen Rundschau“, 1945 Mitbegründer der CDU in Berlin und in der SBZ, 1945 Chefredakteur der „Neuen Zeit“, ab 1946 Herausgeber und Chefredakteur der „Deutschen Rundschau“.

⁷⁹ Theodor Steltzer (1885–1967), 1920–1933 Landrat in Rendsburg, 1945 Mitbegründer der CDU in Berlin und in der SBZ, 1945–1947 Regierungspräsident in bzw. Ministerpräsident von Schleswig-Holstein.

⁸⁰ Otto-Heinrich von der Gablentz (1898–1972), 1925–1934 Mitarbeiter im Statistischen Reichsamt Berlin, 1945 Mitbegründer der CDU in Berlin und in der SBZ, 1945–1948 Vorsitzender des wirtschaftspolitischen Ausschusses bei der Hauptgeschäftsstelle

die Wiederherstellung der Rechtssicherheit und der geistigen und religiösen Gewissensfreiheit. Vieles klang ähnlich wie in meinem Leipziger Aufruf. Größer als bei mir war die Nähe zu sozialistischen Gedanken.⁸¹ Es wurde einer Sozialisierung der Bodenschätze das Wort geredet, was damit begründet wurde, „daß das Notprogramm für Brot, Obdach und Arbeit keine Rücksichten auf private Interessen mehr zulasse“. „Der Bergbau und andere monopolartige Schlüsselunternehmungen unsres Wirtschaftslebens müssen klar der Staatsgewalt unterworfen werden.“ Das entsprach natürlich den Wünschen der sowjetischen Besatzungsmacht, zweifellos aber auch dem freien Willen vieler von den Unterzeichnern. Die neue Partei sollte und wollte ja angesichts der unübersehbaren Verwüstung des Nationalvermögens mit den übrigen, besonders den sozialistischen Parteien zusammenarbeiten. Abgesehen von den Bodenschätzen und den Schlüsselunternehmungen wollte sie sich aber doch für die Erhaltung und Stärkung des Privateigentums einsetzen. Sie wollte am Aufbau einer neuen deutschen Demokratie mitarbeiten.

Am 14. Juli traten in Berlin je fünf Vertreter aus den vier erlaubten Parteien zusammen zu einer festen Arbeitsfront der „antifaschistisch-demokratischen“ Parteien, zum „Antifaschistischen Block“.⁸² Als wichtigste Forderung wurde hier beschlossen: „Ehrliche Bereitschaft zur Durchführung der Maßnahmen der Besatzungsbehörde und Anerkennung der Pflicht zur Wiedergutmachung“. Angesichts der bestehenden Lage klang das alles durchaus beifallswürdig. Es war aber eine äußerst zentralistisch angelegte Ordnung des Partei-systems. Wenn es gelang, von Berliner Parteizentralen aus mit diesem System ganz Deutschland zu durchdringen, dann verfügte die russische Administration über zahlreiche Kanäle, ihren Einfluß überall hin auszubreiten. Bemerkenswert ist vor allem, daß dieses System so frühzeitig angelegt wurde, daß es beim Zusammentritt der Siegermächte in Potsdam schon bereitgestellt war.

Wir in Leipzig befanden uns nach der Ablehnung unsrer Demokratischen Partei in einer kritischen Lage. Natürlich wurden in der Bevölkerung alle möglichen Gerüchte kolportiert. Eine Neuregelung der Besatzungszonen, über die nach der Potsdamer Konferenz sogar die „Hessische Post“ vom 26. August einen Bericht enthielt⁸³, sollte angeblich sogar Sachsen von der russischen Besetzung wieder befreien. Es hieß, die russische Zone sollte auf Mecklenburg, Pommern, Brandenburg außer Berlin und einen Teil von Schlesien beschränkt werden, Sachsen aber samt Teilen der Provinz Sachsen ein „Freistaat“ mit britischer Polizei werden. Da spitzte ich natürlich die Ohren: Das hätte ja die Wiederherstellung des alten Kurstaats bedeutet. Daß im Lande in solchem Sin-

der CDU, 1949 Lehrbeauftragter, 1953 Professor an der FU West-Berlin, 1955–1966 Direktor der Hochschule für Politik.

⁸¹ Vgl. Conze, Jakob Kaiser, S. 15–23.

⁸² Vgl. Siegfried Suckut, Block-Ausschüsse, in: SBZ-Handbuch, S. 595–618.

⁸³ Die „Hessische Post“ war ein Wochenblatt. In der Ausgabe vom 25. 8. 1945 findet sich kein Hinweis auf den von Buchheim dargestellten Sachverhalt.

ne geredet wurde, kann ich mit einer Notiz vom Tage nach unserm Versammlungsverbot belegen:

30. Juli: Trübe Aussichten für Ernährung und Produktion. Die Russen plündern uns aus. Ob es wirklich so ist, daß sie schnell ausräumen, weil die Engländer kommen? Die Kommunisten, die behauptet haben, die Rote Armee komme als Freund des deutschen Volkes, verlieren beständig an Sympathien. Brandstetter freilich druckt Bücher für einen russischen Militärverlag. Das gibt Arbeit, macht aber vielleicht von den Russen abhängig. Die Verlage dürfen z. Z. nichts verkaufen.⁸⁴

Für mich persönlich waren die ersten Augusttage sehr bedeutsam. Gadamer gab mir am Telefon hoffnungsvollen Bescheid über meine Zulassung zur Universität. Man könne mich für einen Lehrauftrag sehr gut brauchen wegen meiner Zuständigkeit für die Zeitungsgeschichte. Im Wintersemester solle ich schon mit einer Vorlesung beginnen und auch im Kolloquium der Fakultät mitarbeiten. Diese Sache schien also perfekt zu werden. Aber was würde aus den Buchhandels- und Parteiangelegenheiten werden? Da würden wir, schrieb ich am 3. August, natürlich besser fahren, wenn wir wirklich unter die Herrschaft der Engländer kämen. Ein sächsischer Freistaat, während Preußen überhaupt aus der Weltgeschichte verschwindet, das wäre eine bedeutende Chance. Mein Versuch, wenigstens lokal in Leipzig als politischer Führer aufzutreten, war mir von den Russen durchkreuzt worden. Wahrscheinlich, so notierte ich weiter, sei ich doch eher zu historischer als zu politisch aktueller Arbeit berufen. Vordringlich mußte mir ja erscheinen, vor politischem Eingreifen für eine Revision des Geschichtsbildes zu arbeiten. „Es ist besser Geschichte zu erkennen als zu machen.“⁸⁵

In diesen Tagen erfuhren wir, daß der Baumeister Peuser nach Berlin gereist sei und sich in der „Reichsgeschäftsstelle“ für die Gründung einer Leipziger Orts- oder Bezirksgruppe der CDU von Berlin aus bemühe. Da mußten wir uns also vorsehen, nicht verdrängt zu werden. Rechtsanwalt Ruland rief mich an, was zu tun sei. Wir trafen uns im Johannapark, der zwischen unsern Wohnungen in der Tauchnitz- und der Schreiberstraße lag. Von diesem Spaziergang an verband uns beide ein besonderes Vertrauensverhältnis, das für unsre politische Tätigkeit bestimmend blieb. Wir kamen überein, mit der Berliner CDU an Ort und Stelle Fühlung zu nehmen. Da ich wegen meiner Tätigkeit im Verlag nicht gut selbst nach Berlin reisen konnte – was ja damals ein Unternehmen nicht ohne Risiko war –, erklärte sich der Studienrat Ernst Eichelbaum, der Zeit hatte, weil er keine Schule halten durfte, bereit, die Mission zu übernehmen. Aber die Reiseschwierigkeiten waren so groß, daß er am Samstag, dem 4. August, noch nicht zurückgekehrt war. Wir mußten ohne seine Informationen in die Sitzung der Demokratischen Partei gehen, die für diesen Tag ange-

⁸⁴ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuch 1945, S. 57.

⁸⁵ Ebd., S. 60.

setzt war. Da die bisherige Partei nicht weitermachen durfte, beantragte Ruland den Anschluß an die am 26. Juni in Berlin begründete CDU. Die Mehrheit wünschte aber den Anschluß an die LPD. Die christliche Gruppe wurde überstimmt. Da erhob sich Ruland sofort und erklärte unsern Austritt. Er verließ zusammen mit mir den Tagungsraum und gab nur noch bekannt, daß sofort in seiner Wohnung ein neuer Ausschuß gebildet werden sollte, an dem jeder teilnehmen könnte, der ihm jetzt folge. Das kam so plötzlich, daß niemand mehr das Wort nehmen konnte. Einige der Anwesenden gingen sogleich mit uns zusammen hinaus, einige andere folgten uns nach einiger Besinnung. In Rulands Wohnung konstituierten wir uns als Leipziger Vorstand der CDU. Mir fiel es zu, die Konstituierung nach Berlin am Telefon mitzuteilen. Peuser muß gerade in der Reichsgeschäftsstelle anwesend gewesen sein, denn er kam an den Apparat und protestierte. Ich erklärte ihm, daß wir uns zu unserm Bedauern in der Zwangslage befunden hätten, sofort zu handeln. Am nächsten oder übernächsten Tage kam Eichelbaum zurück und bestätigte, daß man in Berlin unsern Beschluß dankend zur Kenntnis genommen habe.

Ebenso nahm ihn die Leipziger Kommandantur zur Kenntnis. Unterm 22. August wurden wir „registriert“ und für den 24. in die Kommandantur zur Entgegennahme eingeladen. Auf unsrer Seite war die Lage gegenüber dem Juli insofern anders geworden, als wir inzwischen nicht nur mit Berlin, sondern auch mit Chemnitz und Dresden Verbindung bekommen hatten. Wir wußten jetzt, daß Christliche Demokraten in Chemnitz unter Pfarrer Ludwig Kirsch⁸⁶, in Dresden unter Professor Hickmann⁸⁷ tätig geworden waren. Kirsch war früher Landesvorsitzender der Zentrumspartei. Hickmann war Landtagsabgeordneter der Deutschen Volkspartei gewesen. Beide hatten, weil ihre Städte von Anfang an zum russischen Besatzungsgebiet gehörten, schon lange Verbindungen mit der Berliner Reichsgeschäftsstelle. Von Hickmann wurden wir darauf hingewiesen, daß es empfehlenswert sei, den Namen Christlich-Demokratische Union anzunehmen und einem „Landesverband Sachsen“ beizutreten, als dessen Vorsitzender er von der Militärbehörde anerkannt wurde. Die Leipziger Kommandantur ließ ihn am Registrierungstage eigens nach Leipzig kommen, um zu bezeugen, daß sich der Leipziger Bezirk ihm unterstelle, so wie er seinerseits der Berliner Reichsgeschäftsstelle sich un-

⁸⁶ Ludwig Kirsch (1891–1950), 1930–1933 1. Landesvorsitzender des Zentrums in Sachsen, 1945 Mitbegründer der CDU in Sachsen, 1945–1950 1. Kreisleiter der CDU Chemnitz-Stadt, 1946–1948 Beisitzer, 1948–1950 stellvertretender Landesvorsitzender der CDU in Sachsen, 1948–1950 Mitglied im geschäftsführenden Hauptvorstand der CDU.

⁸⁷ Hugo Hickmann (1877–1955), Religionslehrer, 1922–1933 MdL in Sachsen (DVP), 1926–1933 Landtagsvizepräsident, 1945–1950 1. Landesvorsitzender der CDU in Sachsen, 1945–1947 Mitglied im geschäftsführenden Hauptvorstand der CDU, 1946/1948 und 1949 CDU-Delegierter im Zentralen Blockausschuß, 1947 4. stellvertretender Vorsitzender der CDU in der SBZ, 1947–1948 Vorsitzender der kommissarischen Parteileitung der CDU, ab 1948 2. Vorsitzender der CDU, 1946–1950 MdL in Sachsen.

terstellt hatte. Auf die Zentralisierung des Parteiapparats in Berlin kam es den Russen an, und damit auch auf die Einfügung Leipzigs. Unsre Trennung von den Liberaldemokraten und auch ihre entschlossene Plötzlichkeit am 4. August waren also das einzig Mögliche und Richtige. Nun war Ruland unser anerkannter Bezirksvorsitzender, und ich war Mitglied des Leipziger Vorstands der Union. Mit Peuser gab es noch einige Ärgerlichkeiten, aber dann mußte er sich bescheiden. Pater Arkenau und Eichelbaum gehörten dem Vorstand gleichfalls an, außerdem einige andere wie der Chefarzt des Katholischen Krankenhauses, Dr. Singer⁸⁸, und die Kaufleute Rambo⁸⁹ und Matthes, die sich in der Nazizeit zu einer Gruppe „Bund der wahren Deutschen“ zusammengetan hatten. Josef Rambo übernahm das von den Russen als besonders wichtig betrachtete Amt des Parteisekretärs. Zusammen mit Rambo, Ruland, Matthes und einem gewissen Wolfrum wurde ich in den Arbeitsausschuß des Antifaschistischen Blocks berufen, der seine Sitzungen im Oktober unter einem nicht ungeschickten kommunistischen Vorsitzenden aufnahm.

Gerade in der Zeit der Parteikonstituierung klärte sich auch die Frage meiner Zulassung zur Habilitation. Am 17. August sagte mir Professor Freyer am Telefon, daß er die Zulassung beantragen werde. Die Öffnung der Universität war noch nicht in Sicht, aber die Philosophische Fakultät kam wieder richtig in Gang. Ihre Diensträume wurden wiederhergestellt. Am 15. September empfing mich der Dekan Gadamer zum ersten Mal in seinem Dienstzimmer. Er sagte, daß an Vorlesungen noch nicht zu denken sei. Auch wenn die Universität eröffnet werde, würden Vorlesungen in Geschichte und Philosophie noch nicht zugelassen. Aber meine Habilitation werde vollzogen werden. Es sei auch wahrscheinlich, daß ich dann einen Lehrauftrag für Geschichte der politischen Parteien bekommen werde. Das bedeutete für mich eine Verdienstmöglichkeit. Ich mußte ja bemüht sein, mir ein neues regelmäßiges Einkommen zu sichern, da ich Verlagsleiter bei Brandstetter nicht bleiben konnte und wollte. Sonst hätte ich, da mir mein Ruhegehalt nicht mehr gezahlt wurde, wieder an die höhere Schule zurückgehen müssen. Es kam mir aber darauf an, bei der wissenschaftlichen Tätigkeit, die ich elf Jahre in Leipzig hatte ausüben können, zu bleiben. Unter diesen Umständen entschloß ich mich, mich an Heinrich Becker zu wenden, der inzwischen eine einflußreiche Stellung in der SPD und im Kulturrat im Leipziger Rathaus bekleidete. Eine Anstellung im Bibliothekswesen ließ sich am leichtesten mit einer Lehrtätigkeit an der Universität vereinbaren.

⁸⁸ Bernhard Singer (geb. 1896), 1945–1950 Mitglied der CDU-Kreisleitung in Leipzig, 1946–1950 MdL in Sachsen, 1950 Mitglied des engeren CDU-Landesvorstandes in Sachsen.

⁸⁹ Josef Rambo (geb. 1898), Versicherungskaufmann, 1945 Mitbegründer und Geschäftsführer der CDU in Leipzig, 1946 Stadtverordneter in Leipzig, ab 1950 Landesvorsitzender der CDU in Sachsen, MdL in Sachsen und Direktor der Leipziger Emissions- und Girobank, 1949 2. Bürgermeister von Leipzig, 1950 Präsident des Verwaltungsgerichts Sachsen.

Der Leiter des Kulturamts war Stadtrat Holtzhauer.⁹⁰ Ihn traf ich am 9. Oktober zufällig im Rathausgang und kam in ein langes Gespräch mit ihm über historische Vorlesungen. Er forderte mich auf, ihm eine Denkschrift einzureichen. Einige Tage später sandte ich sie ihm zu. Nebenbei hatte ich damit auch ihn für mein Anliegen interessiert. Am 24. Oktober teilte mir Becker mit, meine Anstellung an der Universitätsbibliothek in Verbindung mit der Dozentur an der Universität sei im Laufen. Am 21. November war es soweit. Der Vorsteher des Hauptverwaltungsamts des Oberbürgermeisters Zeigener ließ mich zu sich bitten. Ich erfuhr, daß ich auf Vorschlag Holtzhauers gleich zum Leiter der Universitätsbibliothek vorgesehen sei. Das ging nun wirklich über meine Wünsche hinaus. Ich wollte es vermeiden, mit Verwaltungsaufgaben belastet zu sein, denn das würde ja die Möglichkeiten zu wissenschaftlicher Tätigkeit nur wieder einschränken. Ich machte also Becker gegenüber Andeutungen, daß mir eine etwas weniger prominente Stellung lieber sein würde. In der Tat hatte man einen Bewerber, den ich selbst für geeigneter halten mußte als mich: den Dr. Otto Kiemeyer⁹¹, der mit mir zusammen vorgeschlagen worden war. So wurde ein Tausch vorgenommen: Kiemeyer sollte als Direktor die Verwaltung übernehmen, und ich sollte der „Leiter der geisteswissenschaftlichen Abteilung“ werden, gleichgestellt mit dem „Leiter der naturwissenschaftlichen Abteilung“, Dr. Helmut Mogk⁹², dem einzigen unter den bisherigen Bibliotheksräten, der nicht Mitglied der NSDAP gewesen war. Gleich nach Neujahr wurden wir drei von Universitätsdirektor Professor Schweitzer⁹³, Ordinarius für Archäologie, in unsre Ämter eingeführt als die „Tresviri Bibliothecae restituendae“. Es war ein kleiner feierlicher Akt, zu dem das ganze Bibliothekspersonal in Arbeitstracht zusammengeholt wurde.

Für mich war die Konsequenz, daß ich Willy Brandstetter bitten mußte, mich ohne Kündigung aus meiner Verlagstätigkeit zu entlassen. Er war dazu bereit. Ein schriftlicher Vertrag zwischen uns existierte ohnehin nicht, und er hatte selbst meine Stellung in der Firma wohl immer nur als provisorisch angesehen. Ich erklärte mich bereit, die geringfügigen Verlagsgeschäfte im Nebamt weiterzuführen, und habe das auch eine Zeitlang getan. Da in dieser Zeit Heinrich Wild einmal nach Leipzig kam, konnte er selbst noch alle Angelegenheiten in der Firma ordnen. Denn er schied auch aus, blieb in München und übernahm dort die Leitung des Kösel-Verlags. Er bestimmte Brandstetter,

⁹⁰ Helmut Holtzhauer (1912–1973), Buchhändler, 1945 Stadtrat (KPD), 1946 3. Bürgermeister von Leipzig (SED), 1948–1951 Minister für Volksbildung in Sachsen, 1951–1954 Leiter der Staatlichen Kommission für Kunstangelegenheiten.

⁹¹ Otto A. Kiemeyer (geb. 1906), 1933 Emigration nach Spanien, 1936 nach Griechenland, 1946–1947 kommissarischer Leiter der Universitätsbibliothek Leipzig.

⁹² Helmut Mogk (geb. 1896), 1927 Universitätsbibliothek Leipzig, 1947 Lehrauftrag an der Universität Leipzig (Biologie, Ökologie, Bibliothekswissenschaft).

⁹³ Bernhard Schweitzer (1892–1966), 1925 Professor für Klassische Archäologie in Königsberg, 1932 in Leipzig, 1948 in Tübingen.

mich für meine nebenamtliche Arbeit noch etwas zu entschädigen, da ich selbst dafür nichts verlangt hatte.

Was ich für die Philosophische Fakultät noch zu leisten hatte, Kolloquium in der Fakultätssitzung und Probevorlesung, beide über Monate hinaus verschoben, wurde im April und Anfang Mai 1946 nachgeholt. Gleichzeitig mit mir erwarb der junge Ägyptologe Dr. Siegfried Morenz⁹⁴ die *venia legendi*. Er war bisher ein eifriger Mitarbeiter in der CDU gewesen. Aber als er Dozent geworden war, gab er jede politische Betätigung auf.

Mit alledem war ich seit dem 1. Januar 1946 in den aktiven Staatsdienst zurückgekehrt, freilich ohne Beamtenrechte, die es unter dem russischen Regime nicht mehr gab, im Angestelltenverhältnis auf vierteljährliche Kündigung. Außerdem war ich ordentliches Mitglied der Philosophischen Fakultät. Am 5. Februar wurde die Universität eröffnet. Ich durfte bereits mit Assistentenstimmrecht an der Wahl des neuen Rektors teilnehmen, denn die Militärregierung wollte den Professor Schweitzer nicht weiter akzeptieren, weil er unter den Amerikanern gewählt worden war. Die Neuwahl fiel auf Gadamer, der den Russen genehm war. Infolgedessen brauchte die Philosophische Fakultät einen neuen Dekan: den Altphilologen Friedrich Klingner.⁹⁵ Es bewährte sich, was Gadamer in seinen Memoiren mitteilt, daß in der Leipziger Fakultät die Philologen den Ton angaben.^{95a} Mir konnte das recht sein; ich war auch mit Klingner gut bekannt. Unter seinem Dekanat wurde meine Habilitation endgültig vollzogen.

Mein neues Amt an der Bibliothek verdankte ich nicht der Universität. Hier war für die Zeit, wo es keine Landesregierung in Dresden gab, das Kulturstadtrat des Leipziger Rates zuständig. Der Stadtrat Holtzhauer und Heinrich Becker, der sein Referent war, beriefen mich. Becker hatte, wie früher schon gesagt, Einfluß in der SPD. Wir standen uns damals in der Gesinnung sehr nahe. Auch Becker hätte es sehr gern gesehen, wenn sich die Gerüchte bestätigten hätten, die Russen zögen wieder ab. Als sie nicht abzogen, äußerte er zu mir: „Dann ist das eben unser Schicksal.“ Auch darin gab ich ihm recht. Holtzhauer kannte ich von früher kaum. Er war Kommunist, und ich wäre ihm sicherlich näher bekannt geworden, wenn ich nicht seit September 1945 im Rathaus regelmäßig zu tun gehabt hätte. Es wurde nämlich im Antifaschistischen Block beschlossen, daß die Parteien je einen Beobachter zu den Ratssitzungen delegieren sollten. Die CDU entsandte mich. Ich übernahm damit eine interessante Aufgabe. Als „Beobachter“ hatte ich kein Stimmrecht und brauchte auch kaum in die Debatten einzugreifen. Ich hatte nur meiner Partei zu „berichten“.

⁹⁴ Siegfried Morenz (1914–1970), 1946 Dozent für Ägyptologie und hellenistische Religionsgeschichte an der Universität Leipzig, 1946 Professor in Leipzig, 1961 in Basel, 1966 in Leipzig.

⁹⁵ Friedrich Klingner (1894–1968), 1925 Professor für Klassische Philologie in Hamburg, 1930 in Leipzig, 1948 in München.

^{95a} Vgl. Hans-Georg Gadamer, *Philosophische Lehrjahre. Eine Rückschau*, Frankfurt/Main 1977, S. 112.

Da der Oberbürgermeister Zeigner streng auf sachliche Arbeit hielt, kam es zu keinen Konflikten. Am 21. September 1945 nahm ich zum ersten Male an der Ratssitzung teil. Zeigner widmete mir eine kurze Begrüßung und bat mich nach der Sitzung mit in sein Dienstzimmer, um mit mir über den Hegner-Verlag zu sprechen, von dessen Büchern er gern noch das eine oder andere haben wollte. Zu neuer Produktion konnte er uns nicht verhelfen, weil nach wie vor auf Befehl der Militärregierung sämtliche Verlage geschlossen blieben. Zeigner war ein kultivierter Mann mit viel geistigen und sogar religiösen Interessen. Er war mit Pater Arkenau befreundet, und ich erfuhr, daß er sogar den Propst Spülbeck aufsuchte, um ihm sein oft schweres Herz auszuschütten. Kirchliche Konsequenzen daraus zog er freilich nicht. Ich merkte mit der Zeit, daß er als Privatmann anders redete denn als Parteimann. So kann ich ihm wirkliche Klarheit und Charakterfestigkeit leider nicht zubilligen.

Die CDU in Leipzig festigte während des Wintersemesters ihre Position. Sie erhielt repräsentative Geschäftsräume im Europahaus. Im Februar 1946 trat der bisherige selbsternannte Vorstand zurück, um durch einen endgültigen ersetzt zu werden. Etwas über 3000 Mitglieder entsandten 52 Wahlmänner, die die Wahl vollzogen. Ruland wurde als Vorsitzender bestätigt, der Gewerkschaftler Nowak erschien als sein Stellvertreter unentbehrlich. Einige Wahlmänner wollten den Geschäftsführer Rambo zum 3. Vorsitzenden machen; er erhielt aber nur 21 Stimmen gegen 30 für den bisherigen Vorsitzenden der Ortsgruppe Leipzig-Süd Hlawaczek.⁹⁶ So wurde ein „Geschäftsführender Vorstand“ gebildet aus Ruland, Nowak, Hlawaczek, ferner Eichelbaum als Schrift- und Rambo als Geschäftsführer. Ich erhielt bei dieser Gelegenheit 18 Stimmen und war froh, daß es nicht mehr waren. Dafür wurde ich einstimmig zum Beisitzer gewählt, zusammen mit Hellbach⁹⁷, Matthes, Frau Reschke⁹⁸ und Dr. Singer. Damit blieb ich, was ich schon vorher gewesen war. Ich erstrebte nicht mehr, denn damit behielt ich meinen Einfluß und wurde doch nicht mit Verwaltungsgeschäften belastet. Die Sitzung dauerte von 15.00 bis 19.00 Uhr am 16. Februar 1946. Ich wollte meine Parteitätigkeit auf Theorie und Publizistik konzentrieren. Damals war ich gerade mit einer Leibniz-Denkschrift beschäftigt, die für den bevorstehenden dreihundertsten Geburtstag des Philosophen bestimmt war, den die Stadt Leipzig feiern wollte. Ich gehörte zu denen, die den Einfluß Rambos nicht stärken wollten. Die Russen waren gewohnt, nach dem Beispiel ihrer heimatlichen Bolschewiki den „Parteisekretär“ für den ausschlaggebenden Mann zu halten, der den Kurs der Partei bestimmen sollte. Sie hatten im Grunde keinen Begriff vom westlichen parlamentarischen Parteiwesen, sondern sie behandelten auch im Mehrparteienstaat die Parteien als Organisationen, die Befehle entgegennehmen und ausführen sollten. Der „Parteisekretär“ war der Mann, an den sie sich dabei hielten, und Rambo war

⁹⁶ Walter Hlawaczek (geb. 1884), 1947 Stadtrat.

⁹⁷ Arnim Hellbach (geb. 1916), Buchhändler.

⁹⁸ Curt Matthes und Ilse Reschke.

nicht der Mann, der sich den Befehlen gegenüber als Anwalt seiner widerstrebenden Partei zu fühlen vermochte. Wir hatten 1946 schon Erfahrungen darüber gemacht. Wir hatten auch erlebt, daß Hauptmann Bravermann⁹⁹, der für uns zuständige Politoffizier der Militäradministration in unsre Vorstandssitzung kam, um dafür zu sorgen, daß wir die erwünschten Beschlüsse faßten.

Die Erfahrung hatten wir kurz vor Weihnachten 1945 machen müssen, als es zwischen der „Reichsführung“ der CDU in Berlin und der Militärregierung zum Konflikt wegen der „Bodenreform“ kam.¹⁰⁰ Die Parteien sollten der Enteignung alles privaten Grundbesitzes von über hundert Hektar zustimmen. Begründet wurde diese Maßregel mit der Notwendigkeit, den politischen Einfluß des preußischen Junkertums für immer zu vernichten, das ein Steigbügelhalter des Nationalsozialismus gewesen war. Die Liberaldemokraten fügten sich; die Vorsitzenden der CDU, Andreas Hermes und Walther Schreiber, versuchten Widerstand zu leisten. Aber es war für „antifaschistische“ Blockparteien sehr schwierig, den Widerspruch zu begründen, denn die geschichtliche Notwendigkeit, das reaktionäre Preußentum für immer auszuschalten, war nicht zu bestreiten. Nach meinen eigenen politischen Einsichten mußte ich der „Bodenreform“ grundsätzlich zustimmen, wenn es auch wünschenswert gewesen wäre, das Unrecht, das im Einzelfall angerichtet werden konnte, zu berücksichtigen. Übrigens wurde wenigstens der Kirchenbesitz von der Maßregel ausgenommen. Die Leipziger Vorstandsmitglieder waren prinzipiell mit mir einig. Wir hatten praktisch sowieso keine Möglichkeit, die Enteignung zu verhindern. Darum war es politisch klüger, in diesem Falle der Besatzungsmacht nachzugeben. Unser Vorstand faßte einen entsprechenden Beschluß. Daß wir in Gegenwart des Hauptmanns Bravermann beschließen mußten, war peinlich. Aber daß wir den Widerspruch von Hermes und Schreiber nicht unterstützen konnten, entsprach doch wirklich der Meinung, der wir uns in der gegebenen Lage nicht entziehen wollten. Hermes und Schreiber forderten die Partei im Lande zu einer Haltung auf, die politisch nicht überzeugend zu begründen und praktisch angesichts der Übermacht der russischen Militärmacht nicht zu vertreten war. In der Tat antwortete die SMA nur mit der Erklärung, daß sie zu den beiden Zonenvorsitzenden der CDU kein Vertrauen mehr habe.¹⁰¹ Darauf mußten Hermes und Schreiber zurücktreten. Ihre Nachfolger wurden Jakob Kaiser und Ernst Lemmer, die beide aus der Gewerkschaftsbewegung kamen und innerhalb der Zonengewerkschaft, des „Freien Deutschen Gewerkschafts-Bundes“ (FDGB), Stellungen bekleideten.

Ich glaube, daß beide wirklich ein gewisses Vertrauen bei der SMA genossen und daß es Anfang 1946 für beide nicht ganz ausgeschlossen war, auf die russische Zonenpolitik wirklich einigen Einfluß zu gewinnen. Dazu mußten sie zu

⁹⁹ Bravermann, Stadtkommandantur Leipzig, Mitarbeiter der Informationsabteilung, 1946–1948 oder 1949 Parteienreferent.

¹⁰⁰ Vgl. Suckut, CDU, S. 522/523; Conze, Jakob Kaiser, S. 45–52.

¹⁰¹ Vgl. Suckut, CDU, S. 523.

Zugeständnissen sozialistischer Art bereit sein, wie sie ja auch der Bodenreform zuzustimmen bereit waren. Kaiser hielt am 13. Februar im Berliner Vorstand der CDU eine programmatische Rede, die am nächsten Tage in der Parteizeitung „Neue Zeit“ in Berlin veröffentlicht wurde.¹⁰² Darin prägte er den Begriff eines „Sozialismus aus christlicher Verantwortung“. Ich glaube nicht, daß die sowjetische Politik damals schon darauf festgelegt war, ihre Besatzungszone total zu bolschewisieren. Noch bestand ja das Mehrparteiensystem, wenn auch der Prozeß der Verschmelzung der SPD mit der KPD bereits eingeleitet war. Noch im Herbst 1946 willigte die SMA ein, Wahlen zu veranstalten, die nicht einfach als unfrei bezeichnet werden können.¹⁰³ Noch bestand in der benachbarten Tschechoslowakei die Regierung des Präsidenten Benesch¹⁰⁴; erst 1948 wurde ihr das totalitäre System aufgezwungen.¹⁰⁵ Eine restlose Vorliebe zur deutschen KPD bestand im Kreml sicherlich nicht, denn Stalin hat stets auch die Möglichkeit erwogen, mit andern Kräften als den Parteikommunisten in Deutschland zu paktieren. Ich glaube nicht, daß es Stalin auf den Sieg des Marxismus in Deutschland ankam, sondern auf ein zuverlässiges Satellitenverhältnis, das auch bei freierer Verfassung möglich gewesen wäre.¹⁰⁶

[...] ¹⁰⁷

Während des Jahres 1946 muß ich dem sowjetischen Geheimdienst, der natürlich alle deutschen Politiker genau beobachtete, besonders aufgefallen sein. Diese GPU¹⁰⁸ unterstand nicht der Militärregierung, sondern arbeitete ganz getrennt und wurde sichtlich von den russischen Offizieren selbst gefürchtet. Ich konnte später feststellen, daß diese Geheimpolizei recht genau über meine Person informiert war. Sie wußte, daß ich niemals ein Nazi gewesen war, und hatte meine öffentlichen und parteiinternen Reden laufend kontrolliert. Wir wurden alle beständig bespitzelt, und ich hatte unglücklicherweise bei ihr den Eindruck gemacht, Verständnis für die sowjetische Politik zu haben. Eines Ta-

¹⁰² Christlicher Sozialismus und Einheit. Programmatische Rede des Vorsitzenden der CDU Jakob Kaiser, in: Neue Zeit vom 14. 2. 1946, Nr. 37, S. 1 und S. 3. Vgl. auch Conze, Jakob Kaiser, S. 64–68.

¹⁰³ Am 19. 6. 1946 gab die SMAD die Erlaubnis zur Durchführung von Gemeindewahlen bekannt. Sie fanden am 1. 9. 1946 in Sachsen, am 8. 9. 1946 in Thüringen und Sachsen-Anhalt und am 15. 9. 1946 in Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg statt. Am 20. 10. 1946 folgten die Kreis- und Landtagswahlen.

¹⁰⁴ Eduard Benesch (1884–1948), 1918–1935 Außenminister der Tschechoslowakei, 1935–1938 und 1946–1948 Staatspräsident.

¹⁰⁵ Im Februar 1948 erzwangen die Kommunisten eine Neubildung der Regierung, durch die sie die alleinige Macht erhielten. Am 9. 5. 1948 nahm die Nationalversammlung eine Verfassung nach sowjetischem Vorbild an. Die sich daran anschließenden Wahlen vom 30. 5. 1948 fanden aufgrund einer Einheitsliste statt.

¹⁰⁶ So auch die These von Wilfried Loth, Stalins ungeliebtes Kind. Warum Moskau die DDR nicht wollte, Berlin 1994.

¹⁰⁷ Auslassung: 23 Seiten. Ausführungen über Karl Marx, die bolschewistische Revolution in Rußland sowie Bemerkungen über zwei Schriften von G. W. Plechanow.

¹⁰⁸ Von 1922 bis 1934 Bezeichnung für den sowjetischen Geheimdienst, 1934 in den NKWD eingegliedert.

ges im Oktober teilte mir unser Geschäftsführer Rambo mit, in der Kommandantur wünsche man mich zu sprechen. Ich traf auf den Hauptmann Bravermann und mußte feststellen, daß er von nichts eine Ahnung hatte. Sonderbarerweise bot er mir aber an, mich in seinem Auto nach Hause bringen zu lassen. Am nächsten Tage, es war am 18. Oktober, wiederholte mir aber Rambo die Order, in die Kommandantur zu kommen. Diesmal fragte Bravermann, ob ich bereit sei, eine Kinoüberwachung zu übernehmen. Wie konnte ich dazu kommen? Jedenfalls verlief das Gespräch wieder ergebnislos, und ich verabschiedete mich.

Als ich um die nächste Straßenecke ging, hielt ein Auto neben mir. Man habe mich in der Kommandantur nicht mehr vorgefunden, aber der Herr Stadtkommandant wünsche mich zu sprechen, ich solle doch im Wagen Platz nehmen. Schon während der Fahrt wurde mir sonderbar zumute. Denn man fuhr wie auf Umwegen durch allerlei Straßen und hielt schließlich im Südviertel Leipzigs auf der Moltkestraße – vor dem Gefängnis. Als wir das Haus betreten hatten, fragte man mich, ob ich wüßte, wo ich mich befände. Ich wußte es. Man verlangte mir Brieftasche und Uhr, Taschenmesser und Hosenträger ab und führte mich in eine Zelle. Warum? Das würde ich alles noch erfahren. Eine kleine Weile war ich mir selbst überlassen. Dann holte man mich ab und führte mich in ein Dienstzimmer, wo mehrere Leute an einem Tische saßen. Wieder erfuhr ich, warum ich hier sei, würde man mir schon noch bekannt geben. Es sei denn, daß ich bereit sei, in die Dienste ihrer Behörde zu treten. Das verweigerte ich, und man führte mich in meine Zelle zurück. Man brachte mir eine Gefängnismahlzeit. Dann wurde ich das zweite Mal der Kommission im Dienstzimmer vorgeführt. Als ich wieder alles ablehnte und zu erfahren verlangte, weshalb ich verhaftet worden sei, hieß es wieder, das würde ich noch früh genug erfahren; und ich wurde zum zweiten Mal in die Zelle zurückgebracht. Hier überlegte ich mir, ob es nicht richtiger sei, auf alle Wünsche einzugehen, um erst einmal wieder enthaftet zu werden. Da holte man mich auch schon zum dritten Male wieder. Man lobte meine Sinnesänderung und verpflichtete mich zu geheimen Berichten unter dem Decknamen „Adler“. Aber ich solle nur ja keine Angst haben. Ich stünde von jetzt ab unter besonderem Schutze der Besatzungsmacht; mir könne gar nichts passieren. Ich wurde für einen bestimmten Tag zu bestimmter Stunde an eine bestimmte Straßenecke bestellt. Dort würde man mich ins Auto nehmen, und ich würde weiteres erfahren. Man gab mir die konfiszierten Gegenstände zurück und bot mir höflich an, mich im Auto nach Hause zu fahren. Das lehnte ich ab, denn ich war froh, auf freier Straße erst mal wieder allein zu sein. Es war ungefähr um 10 Uhr abends.

Ich war inzwischen schon reichlich vermißt worden: zu Hause natürlich von meiner Frau, aber auch in der Geschäftsstelle der CDU und vor allem in der Universität. Denn an eben diesem Nachmittag wollte ich mein erstes Kolleg halten. Die Studenten warteten im Auditorium und gingen nach einer halben Stunde schimpfend und andere alarmierend fort. Als ich auf der Schreiberstraße die Haustür aufschließen wollte, wurde sie von innen geöffnet von meiner

Frau, die Besuch von Rambo erhalten hatte und ihn wieder hinauslassen wollte. Rambo hatte ihr gesagt, er werde morgen nach Dresden fahren und dort an oberster Stelle verlangen, gegen meine Verhaftung zu intervenieren. Wir gingen wieder hinauf in die Wohnung, und ich berichtete, was ich erlebt hatte. Am nächsten Tage informierte ich unsern Bezirksvorsitzenden Ruland persönlich und ebenso Eichelbaum, der kürzlich Zweiter Bürgermeister von Leipzig geworden war. Später in Dresden zog ich Hickmann ins Vertrauen. Ich war entschlossen, trotz des Zugriffs der Geheimpolizei auf meine Person mein politisches Verhalten in keiner Weise zu ändern. Zwei Tage nach meiner Verhaftung wurde ich auf der Liste der CDU in den Landtag gewählt.¹⁰⁹ Ich wußte, daß das Mandat ein gewisser Schutz für mich sein werde. Der Handstreich der GPU¹¹⁰ gegen mich war ein törichter Mißgriff. Auf solche plumpe Art kann man sich die Zusammenarbeit mit einem im ganzen Lande bekannten Politiker nicht verschaffen. Wenn man mich zu Gesprächen mit irgendeinem politischen Offizier in die Kommandantur bestellt hätte, so wäre das hundertmal geschickter gewesen. Aber die GPU kannte offenbar nur die brutale Methode, ihr Opfer zum Spitzel zu degradieren. Daß es die Russen auf Zusammenarbeit mit mir abgesehen hatten, wurde mir im Laufe der Zeit immer klarer. Trotzdem war meine Lage natürlich sehr kritisch und belastend. Propst Spülbeck erklärte mir, als ich ihm meine Situation berichtete, ich müsse bedenken, daß aus Sibirien keiner zurückkäme. Die GPU-Leute waren am Ende zu allem fähig, zu Brutalitäten ebenso wie zu Dummheiten. Ich mußte das persönliche Risiko auf mich nehmen.

Ich will gleich hier vorausnehmen, daß ich es zweiundeinhalb Jahre getragen habe. Ich habe eine Reihe sehr unangenehmer Verhöre bestanden, in denen man mit Drohungen nicht sparte. Den Höhepunkt erreichte die Bedrohung zu Weihnachten 1947. Man bestellte mich gewöhnlich zu Verhören in eine Wohnung in Connewitz, wo der zuständige Kommissar als möblierter Herr zu Hause war. Gegenüber lag das GPU-Gebäude. Am 23. Dezember 1947 bestellte man mich abends an die Straßenecke. Es erschien ein Untergebener und brachte mich ins Haus der GPU durch eine Hintertür, dann mit größter Geheimnistuerei über einen Korridor ins Dienstzimmer zu einem höherrangigen Beamten, der mich zu verhören hatte. Da wurde mir die Wertlosigkeit meiner „Adler“-Berichte vorgehalten. Der Mann hatte ganz recht, denn ich berichtete immer nur Sachen, die ihnen ohnehin bekannt waren. Wenn sich das nicht ändere, werde man mich „verkaufen“. Draußen könnte ich ja dann immer noch reden, was ich wollte. Außerdem sollte ich mich nicht auf Gewissen und Religion berufen, sondern meine Verpflichtung erfüllen. Ich erklärte ihm, meiner Religion sei ich zuerst verpflichtet. Wie gewöhnlich kam sachlich bei dem Verhör nicht viel heraus. Am Ende zog der Kommissar sein Notizbuch und nannte einen Termin im Januar, an dem ich mich wieder zu stellen hätte.

¹⁰⁹ Landtagswahlen in der SBZ vom 20.10.1946.

¹¹⁰ Vgl. Anm. 108.

Dann ließ er mich gehen mit der Ermahnung, sorgfältig aufzupassen, daß mich niemand beim Ausgang aus dem Hause beobachte. Offenbar war der GPU an der Geheimhaltung am allermeisten gelegen.

Zu Hause habe ich mit Hanna beraten, ob ich angesichts der Bedrohungen das Feld räumen und nach Westdeutschland fliehen sollte. Sollten wir unsre Wohnung, meine Bücher und alles im Stich lassen, um uns Hals über Kopf in Sicherheit zu bringen? In diesen Weihnachtstagen war es, wo ich bei ruhiger Überlegung zu der Vermutung kam, daß man mich in das gefürchtete Polizeihaus gebracht und bedroht hätte, um mich einzuschüchtern. Meine Flucht während der Weihnachtsferien wäre wahrscheinlich erwünscht gewesen, um mich auf leichte Manier loszuwerden, weil ich die Herren enttäuscht hatte. Die Geheimnistuerei war so groß, daß ich dachte: Vielleicht haben die Leute mehr Angst vor einem öffentlichen Skandal als ich vor der Deportation nach Sibirien. So kam ich in den Gesprächen mit Hanna zu dem Entschluß auszuhalten.

Als der fatale Januartermin herankam, ging ich wieder in die Wohnung meines früheren Kommissars. Die Wohnungstür stand offen. Ein Kind starrte mich, während ich wartete, mit großen Augen, aber schweigend an. Der GPU-Mann war nicht zu sehen. Nach einer halben Stunde ging ich wieder auf die Straße und machte mich auf den Heimweg. Ein paarmal drehte ich mich um und hatte den Eindruck, es stünde jemand auf der Straße, der mir nachschaute. Genau behaupten kann ich das nicht, aber ich konnte nicht daran zweifeln, daß man mich absichtlich „versetzt“ hatte. Man wollte mich also wirklich loswerden. Ich erhielt noch ein paarmal telefonische Anrufe während des Jahres 1949. Einmal kamen die Leute dabei an meine Frau und merkten zu spät, daß ich's nicht selber war. Als sie sagte: Ich werde es meinem Mann berichten, gab der Anrufer keine Antwort, aber sie hörte, wie er drüben mit anderen palaverte. Dann legte er wortlos den Hörer ab. Ein andermal hatte ich gerade Eichelbaum zu Besuch im Zimmer und erklärte dem Anrufer: Ich kann nicht mit Ihnen sprechen, ich habe einen Besucher neben mir sitzen, und hängte meinerseits ab. Eichelbaum war erschrocken und sagte mir später, er habe tagelang meine Verhaftung erwartet. Aber ich kannte ja inzwischen meine Pappenheimer und durchschaute sie. Schließlich ließ ich einmal einen GPU-Mann, der mich auf offener Straße ansprach, einfach stehen, weil ich auf dem Weg zu meiner Vorlesung war und die Studenten im Hörsaal auf mich warteten. Aber endlich kam doch der Tag der Entscheidung.

Am 6. April 1949 kam abends, als es dunkel geworden war, ein deutscher Polizist in meine Wohnung mit russischem Befehl, mich ins Rathaus zu holen. Er lieferte mich an einer bestimmten Zimmertüre ab und verschwand eiligst. Ich stand vor einer ganzen Kommission, deren Sprecher mich mit Vorwürfen empfing, weil ich ihre Befehle mißachtet hätte. Ich versuchte ihnen auseinanderzusetzen, warum ich das hätte tun müssen. Da sagte der Mann: „Nun ja, wir schätzen Sie sehr, aber Sie schätzen uns nicht.“ Da fragte ich sie, ob sie nicht verstehen könnten, daß diese Form der Verhöre nicht geeignet sei, Sym-

pathien zu erwecken. Die Antwort war verblüffend: „Wir werden Sie nicht mehr behelligen.“ Ich mußte mich schriftlich verpflichten, über die „Gespräche“, die sie mit mir geführt hatten, gegen niemand etwas verlauten zu lassen. Diesen Zettel habe ich getrostens Herzens unterschrieben. Dann durfte ich gehen und wurde von allen mit Handschlag verabschiedet. So erschien ich zur Freude meiner Frau wohlbehalten wieder zu Hause. Als ich dem Propst Spülbeck den Hergang erzählte, war er hochofertaunt und sagte: „Wo steckt da der Pferdefuß!“ Von einem solchen Falle der „Dienstentlassung“ habe er noch nie gehört.

Ich erzähle diese Einzelheiten, um zu zeigen, wie blamabel die Methoden der GPU waren. Die Herren fanden weder in meinem Privatleben noch in meiner politischen Vergangenheit eine Handhabe, mich zu erpressen. Sie hatten sich von meiner politischen Einstellung nie eine rechte Vorstellung machen können. Bei einem der früheren Verhöre hatte mich der Inquisitor gefragt: „Warum wollen Sie eigentlich nicht mit uns zusammenarbeiten? Sie waren doch kein Nazi. Sie sind wohl gegen jede Regierung?“ Im Grunde wurden sie mit der Zeit auf ihre Weise respektvoll gegen mich, und sie fanden am Ende einen Ausweg, den ich als anständig bezeichnen muß. Die Technik der Verhöre bestand darin, daß tausend Fragen gestellt wurden, die nichts zu bedeuten hatten, darin eingewickelt aber eine einzige, auf die es ihnen ankam. So wollten sie 1947 zur Zeit der Leipziger Messe von mir wissen, ob Pater Arkenau nach Leipzig gekommen sei. Sie behaupteten, sie wüßten es und wollten es von mir bestätigt haben. In Wirklichkeit war Arkenau Ende 1945 von seinem Orden abgerufen worden und konnte unmöglich in Leipzig sein. Einmal fragten sie mich über Propst Spülbeck aus: von wem er „seine Direktiven“ bekomme. Hören wollten sie offenbar: aus Rom. Ich sagte aber: Vom Bischof von Meißen, und davon, daß der Meißner Bischof kein Suffragan war und tatsächlich Rom direkt unterstand, ließ ich nichts verlauten.

Ein Beispiel von der geheimen Solidarität unserer Bevölkerung gegen die Russen will ich noch erwähnen. Ein deutscher Angestellter kam in die Universitätsbibliothek, um mich vor die GPU-Kommission zu bringen. Er kam erst an meine Sekretärin Hanna Schneider und hatte es nicht eilig, mit mir selbst zu sprechen. Dann erzählte er mir, er sei mit dem Auto in halb Leipzig herumgefahren, weil er die Universitätsbibliothek nicht gefunden habe. Wenn ich wollte, könnte ich jetzt mit ihm zum Rathaus fahren, ich könnte aber auch später nachkommen. Ich zog das letztere vor. Als ich ins Rathaus kam, war die Kommission gar nicht mehr da. Andere Russen tagten in dem Zimmer, an dessen Tür ich mich meldete, die von nichts wußten. Der Bote hatte mich ganz offenbar absichtlich nicht „gefunden“. Zuletzt haben die GPU-Leute selbst eingesehen, daß ich für sie unergiebig war. Und da möchte ich doch noch einmal anerkennen, daß sie mit Anstand auf mich verzichteten. Sie hatten mich wirklich „gewinnen“ wollen und es ernst gemeint, als sie mir nach meiner Verhaftung sagten, ich stünde unter ihrem Schutze und mir könne gar nichts passieren. Aber wie verfehlt war ihre Methode!

Ich muß aber andererseits betonen, daß sie mich zweiundeinhalb Jahre lang unter einen ganz unnötigen seelischen Druck setzten, der sowohl meine Dozenten- wie meine politische Tätigkeit mit einer schweren Hypothek belastete. Denn natürlich waren mir dadurch immer etwas die Schwingen gestutzt. Hätte man mich zu Gesprächen in die Kommandantur eingeladen, dann hätte ich den politischen Offizieren immer empfehlen können, die SMA täte gut, in der Besatzungszone kursächsische Traditionen zu beleben. Denn solche schlummerten ja nicht bloß in der Bevölkerung Sachsens, sondern auch Thüringens und Sachsen-Anhalts. In den Verhören durch Geheimpolizisten war so etwas undenkbar. So wie meine Lage war, durfte ich nichts sagen, was in der CDU und ihrer Führung unpopulär gewesen wäre. Denn die Solidarität mit der Partei war mein Rückhalt. Die Hoffnung auf Wiedervereinigung zum Bismarck-Reich, so aussichtslos sie im Grunde war, beherrschte nun einmal die Gemüter.

Wie schon erwähnt, fiel meine Verhaftung gerade auf meinen ersten Vorlesungstag. Ich war seit meiner Probevorlesung Mitglied der Historikerkunft. Am 20. bis 23. Mai 1946 nahm ich an einer Tagung der Zonenhistoriker mit kommunistischen Funktionären in Berlin teil. Aus Leipzig nahmen außer mir noch der Dozent Hermann Mau¹¹¹, der achtzigjährige Professor für Landesgeschichte Rudolf Kötzschke¹¹², der einer meiner Lehrer gewesen war, und der Buchhändler Hellmut Köster¹¹³ teil. Sie gehörten alle zur CDU. Es wurde uns gesagt, daß die historischen Vorlesungen im Wintersemester wieder beginnen dürften. Später erschien eines Tages ein sowjetischer Kollege aus Leningrad, um uns ein wenig zu instruieren. Es war ein angenehmer Herr, nicht ohne Verständnis für individuelle wissenschaftliche Arbeit.

Die meiste berufliche Arbeit war in der Universitätsbibliothek zu leisten. Daneben war ich am Unterricht der Anwärter für den mittleren Bibliotheksdienst – überwiegend Mädchen – stark beteiligt, der in der Deutschen Bücherei erteilt wurde. Dadurch kam ich in freundschaftliche Beziehungen zu Direktor Uhlendahl¹¹⁴, der mir in der Gesinnung näher stand als unser eigener Direktor Otto Kiemeyer, der lange Zeit damit beschäftigt war, unsre ausgelagerten Bücher wieder hereinzuholen. Sie waren teilweise von russischen Kommandostellen beschlagnahmt. Kiemeyer konnte mit der nötigen Entschiedenheit auftreten. Er besaß auch Fachkenntnis über die Inkunabeln, die ich nicht hatte. Er war also zweifellos geeignet für den führenden Posten. Menschlich war er mir nicht sehr sympathisch, doch kam ich mit ihm zurecht. 1947 wünschte er das Provisorium der Leitung der Bibliothek in Gemeinschaft

¹¹¹ Hermann Mau (1913–1952), 1951–1952 Geschäftsführer des Instituts für Zeitgeschichte.

¹¹² Rudolf Kötzschke (1867–1949), 1906–1931 Professor für Geschichte in Leipzig.

¹¹³ Hellmut Köster (1898–1963), Verlagsleiter, 1946 Stadtverordneter in Leipzig (CDU), 1946–1950 MdL Sachsen-Anhalt.

¹¹⁴ Heinrich Uhlendahl (1886–1954), 1924 Direktor der Deutschen Bücherei in Leipzig, 1938 Generaldirektor.

mit Mogk und mir zu beenden und amtlich Direktor mit dem entsprechenden höheren Gehalt zu werden. Mein Tagebuch verzeichnet unterm 17. Mai eine Unterredung mit mir über seine Direktion und meine eventuelle Universitätsprofessur.¹¹⁵ Er hoffte, mich auf diese Weise abzufinden, und ich wäre grundsätzlich auch damit einverstanden gewesen. Er hatte aber auch den Ehrgeiz, die Anwärterschaft, die früher bei der Universitätsbibliothek gewesen war, von der Deutschen Bücherei zurückzuerobert, und [war] daher gegen Uhlendahl. Darin unterstützte ich ihn nicht, und die Landesregierung in Dresden lehnte das ab. Auch Rektor Gadamer hatte keine Neigung, sich dafür einzusetzen. Am 16. Juli hatte ich mit diesem ein Gespräch, in dem er mich bat, die Führer der CDU und LDP im Landtag, Professor Hickmann und Dieckmann¹¹⁶, über unsere Meinung zu informieren. Die beiden Briefe gingen ab. Kiemeyer reagierte damit, daß er dem Betriebsrat mitteilte, er habe in Berlin die Stellung des Leiters des kulturellen Beirats für den Buchhandel angenommen. Er werde also Leipzig verlassen. Da Gadamer verreist war, wurde ich vom Prorektor der Universität empfangen. Ich gab der Universität den Rat, Kiemeyer, wenn er sich selbst in den Weg stelle, nicht nachzulaufen.

Die Universität lief Kiemeyer doch ein wenig nach, besonders auf Betreiben von Professor Frings¹¹⁷, der der Verbindungsmann zu unserer Bibliothek war und Kiemeyer gern halten wollte. Man machte ihm das Angebot, die Direktion in der Bibliothek neben der Stellung im Buchhandelsbeirat beizubehalten und außerdem eine Honorarprofessur in Leipzig zu bekommen. Das wäre darauf hinausgekommen, daß ich ihn in seiner Abwesenheit sehr häufig zu vertreten hätte und daß ich dabei vielleicht noch unabhängiger geworden wäre als bisher. Dann wollte ich aber wenigstens den Professorentitel auch für mich erhalten. Kiemeyer aber versprach sich großen Einfluß in Berlin. In meinem Tagebuch heißt es: „Was Kiemeyer getan hat, ist typisch für diesen Stimmungsmenschen und Impressionisten. An der Bibliothek liegt ihm einfach nichts mehr.“¹¹⁸

Kiemeyer war ein jüngerer Mitschüler von mir, ein Abiturient des Staatsgymnasiums in Dresden. Er neigte schon als Schüler zu radikalem Gehabe und wurde als Student unter der Weimarer Republik Kommunist. Dabei war

¹¹⁵ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuch 1947, S. 20.

¹¹⁶ Johannes Dieckmann (1893–1969), Volkswirt, 1929–1933 MdL in Sachsen (DVP), nach 1933 Geschäftsführer kohlwirtschaftlicher Verbände, 1945 Mitglied im Landesvorstand der LDP in Sachsen, 1946 im Zentralvorstand der LDP, 1949–1969 stellvertretender Vorsitz Parteivorstand LDP, 1946–1952 MdL Sachsen, 1948–1950 Justizminister und stellvertretender Ministerpräsident von Sachsen, 1949–1969 Präsident der Volkskammer der DDR, 1960 stellvertretender Vorsitzender des Staatsrates der DDR, 1963–1968 Präsident der Gesellschaft für Deutsch-sowjetische Freundschaft.

¹¹⁷ Theodor Frings (1886–1968), 1917 Professor für deutsche und niederländische Philologie in Bonn, 1927 in Leipzig.

¹¹⁸ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebucheintragung vom 16. 7. 1947, S. 28.

er VC-Turnerschaft, also aktives Mitglied einer farbentragenden schlagenden Verbindung. Ich glaube deshalb gar nicht, daß es mit seinem jugendlichen „Kommunismus“ weit her gewesen ist. Immerhin mußte er nach Hitlers „Machtergreifung“ Deutschland verlassen. Er floh von Aachen aus über die belgische Grenze und lebte 12 Jahre lang in verschiedenen Mittelmeerländern. Was er dort alles angefangen hat, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß er später die längste Zeit in Griechenland verbrachte und es zuwege brachte, auch unter der deutschen Besetzung im Zweiten Weltkrieg Lehrer an der Deutschen Schule in Thessaloniki zu sein. Ich habe aus seinem Munde vieles gehört, was eher nationalistisch als kommunistisch klang. Er war kein Freund der Russen. Als er 1945 nach Deutschland zurückkehrte, wurde er nicht Mitglied der KPD, sondern der SPD, was ihm von Heinrich Becker, der ihn gleich mir für die Universitätsbibliothek empfahl, als Verdienst angerechnet wurde. Nach der Fusion der beiden „Arbeiterparteien“ sahen sich sowieso alle Sozialdemokraten zusammen mit den Kommunisten in der SED. Daß Kiemeyer besonderes Interesse an sozialen Fragen gehabt hätte, wie es bei Becker und Zeigner ohne Zweifel der Fall war, habe ich nicht bemerkt. Als er 1947 nach Berlin ging, konnte ich mir denken, daß er auch dort bald in Konflikt geraten werde. Ich glaube, er hat die Leitung des kulturellen Beirats für den Buchhandel nur ein Jahr innegehabt. Er verließ noch vor mir die Sowjetische Zone und übersiedelte in die Bundesrepublik. Nach einigen Jahren kehrte er Deutschland den Rücken und ging nach Thessaloniki zurück. In persönlicher Verbindung mit ihm blieb ich schon in der Berliner Zeit nicht. In der Bibliothek habe ich seine Fähigkeiten immer gern anerkannt, seinen Charakter aber zu labil gefunden. Er seinerseits respektierte mich einigermaßen, während er den Kollegen Mogk mißachtete. Mogk hat leider manchmal versucht, etwas Zwietracht zwischen Kiemeyer und mir zu säen. Darauf konnte ich mich nicht einlassen. Das gesamte Klima unsrer Beziehungen war nie ganz ungetrübt.

Ich wende mich jetzt noch einmal zurück zum Herbst 1946, wo mich am 18. Oktober die GPU überfiel und ich am 20. Oktober in den Landtag gewählt wurde. Die Wahlen, die die SMA genehmigte, begannen am 1. September mit der Gemeindewahl in Sachsen. Es war ein besonderer Trick, daß die Wahlen gestaffelt angesetzt wurden: am 1. September in Sachsen, am 8. in Thüringen und Sachsen-Anhalt, am 15. September in Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern. Offensichtlich erfolgte diese Staffelung auf den Rat der deutschen Kommunisten, die in Sachsen jedenfalls auch bei freier Wahl zu siegen hofften und dann hofften, daß dieses Beispiel auf die Wähler der andern Länder ansteckend wirken werde. Die SMA verzichtete vor dem 1. September wirklich auf Einmischung und Beeinflussung. Ich konnte Ende August in den Wahlversammlungen ungehindert sagen, was ich wollte, und die Abstimmung in den Wahllokalen verlief einwandfrei. Das Ergebnis entsprach nicht den Erwartungen der SED. Sie erhielt in vielen Orten nicht die Mehrheit, so daß manche wichtige Städte überwiegend bürgerliche Gemeindevertretungen be-

kamen.¹¹⁹ Als daher in der zweiten Septemberhälfte Land- und Kreistagswahlen ausgeschrieben wurden, war es mit der Neutralität der SMA vorbei. Jetzt mußten die Kandidaten bei den Kommandanturen Skizzen ihrer Wahlreden einreichen. Häufig verschwanden diese Skizzen, statt genehmigt zu werden, in den Schubladen, und die Versammlungen mußten dann ausfallen. Ich habe vor den Landtagswahlen am 20. Oktober eine einzige Wahlrede halten dürfen, die natürlich auch noch durch anwesende GPU-Leute überwacht wurde. Damit wurde in Sachsen erreicht, daß die SED eine Mehrheit gewann. Immerhin erhielt die LDP 30 und die CDU 28 Mandate, zusammen also 58 von 120.¹²⁰ Auch das war also kein glänzendes Resultat für die SED, und die SMA wird daraus ihre Schlüsse gezogen haben.

Ich wurde am 1. September in die Leipziger Gemeindevertretung mitgewählt. Eichelbaum war Spitzenkandidat gewesen und hatte im Großen Saal des Zoologischen Gartens vor einer Riesenversammlung mit großem Erfolg gesprochen. Es war sicher, daß er im Stadtrat zum Zweiten Bürgermeister vorgeschlagen werde. Oberbürgermeister sollte wieder Zeigner werden, Erster Bürgermeister ein LDP-Vertreter. Mir war die Stellung des Fraktionsführers der CDU ziemlich sicher. Aber nun wurde gegen Ende September in Dresden die Landtagsliste der CDU zusammengestellt. Ruland nahm als Leipziger Bezirksvorsitzender daran teil und wünschte dringend, mich an seiner Seite im Landtag zu haben. Ich sollte außerdem als Vertreter der Universität angesehen werden. Ich hatte also zu wählen zwischen dem Landtagsmandat oder einer einflußreichen Stellung in Leipzig. Ich enthielt mich jeden Wunsches und ließ die Dinge laufen. Am Abend des 1. Oktober rief mich Ruland, soeben aus Dresden zurückgekommen, an und teilte mir mit, daß ich auf der Landtagsliste der CDU den neunten Platz erhalten hätte. Damit war meine Wahl so gut wie sicher. Ich entschied mich, die Kandidatur anzunehmen, vorläufig aber noch das Stadtverordnetenmandat in Leipzig beizubehalten.

Am 15. Oktober besuchte mich nachmittags die Marianne Gadow.¹²¹ Wir sollten zusammen nach Eythra fahren, um dort in einer Versammlung der CDU zu sprechen. Das Auto, das uns hinbringen sollte, erschien aber nicht, und so wurde auch aus dieser Wahlrede nichts. Ich erwähne den Vorgang um eines Kuriosums willen. Der Ortsvorsitzende in Eythra hieß nämlich Trotzki.¹²² Als der Name in einem meiner Verhöre einmal erwähnt wurde, gab es

¹¹⁹ Beispielsweise erhielt im Stadtkreis Dresden die SED 48,4 %, die LDP 34,8 %, die CDU 15,9 %, im Stadtkreis Leipzig die SED 46,3 %, die LDP 29,7 %, die CDU 21,5 %, im Stadtkreis Plauen die SED 41,9 %, die LDP 44,3 %, die CDU 12,9 % und im Stadtkreis Zwickau die SED 41,8 %, die LDP 25,7 %, die CDU 31,7 %. Vgl. SBZ-Handbuch, S. 404.

¹²⁰ Die SED erhielt 59 Mandate. Vgl. SBZ-Handbuch, S. 418.

¹²¹ Marianne Gadow (1910–1994), 1945 Eintritt in die CDU Leipzig, 1946–1949 Mitglied im Stadtverordnetenvorstand des Rats der Stadt Leipzig, 1952 Vorsitzende des Bundesfrauenausschusses der Exil-CDU, 1952–1958 CDU-Stadtverordnete in Wuppertal.

¹²² Anspielung auf Leo Trotzki (1879–1940), russischer Revolutionär.

bei den GPU-Leuten Schmunzeln und Tuscheln. Laut aber nannten sie den von Stalin ja veremten Namen nicht.

Trotz des fatalen Ereignisses vom 18. Oktober nahm ich das Landtagsmandat natürlich an. Oder vielmehr gerade erst recht, denn es bedeutete für mich einen zusätzlichen Schutz. Denn um so größer würde das Aufsehen in ganz Sachsen werden, wenn mir etwas zustoßen sollte. Vielleicht würde man um so wichtigere „Berichte“ von mir erwarten. Aber ich war ohnehin entschlossen, mich immer so zu verhalten, daß niemand durch meine Schuld zu Schaden käme. Bis es zur wirklichen Konstituierung des Landtags kam, verging allerdings noch ein ganzer Monat.

Am 22. November, dem Caecilientag, wurde der Landtag in Dresden eröffnet. Die in Leipzig wohnenden Abgeordneten wurden früh um 7 Uhr in einen Autobus verladen und hingefahren. Als Sitzungsgebäude hatte man ein ehemaliges Soldatenheim auf der Königsbrücker Straße, nahe der ehemaligen Pionierkaserne, hergerichtet. Es hatte einen großen, für die 120 Volksvertreter zu reichenden Plenarsaal mit Sitzreihen und die nötigen Nebenräume für die Fraktionen, Sitzungszimmer für Kommissionen, auch Restaurationsräume, wenn es auch vorläufig wenig zu essen und trinken gab. Hanna verproviantierte mich für die Dresdner Sitzungen immer nach Kräften. Wohnen konnte ich bei meinem Freund Steinbach in der Krenkelstraße, [in der] Nähe des Großen Gartens. Von hier mußte ich regelmäßig durch die trostlosen Trümmerstätten der Altstadt und über die Augustusbrücke zur Königsbrücker Straße fahren. Die Reisen von Leipzig hin und her blieben lange beschwerlich, besonders an kalten Wintertagen eine wahre Strapaze, weil die Eisenbahnabteile beschädigte Fensterscheiben hatten. Wenn sich Gelegenheit ergab, ein Auto mitzubennutzen, war man heilfroh.

Vor dem Eingang zum Landtagsgebäude war auf hohem Maste eine große weißgrüne Fahne aufgezogen. Unter Hitler waren die Landesfarben verpönt gewesen. Die sächsischen Emigranten, die gleich hinter den sowjetischen Armeen nach Deutschland zurückkamen, zogen die sächsische Fahne sofort wieder auf. Vermutlich geschah das auf Betreiben des Publizisten Anton Ackermann¹²³, der auf seine Weise ein sächsischer Patriot war. Er hieß eigentlich Eugen Hanisch [und stammte] aus Thalheim im Erzgebirge. Ich lernte ihn bei der Berliner Historikerversammlung vom Mai 1946 kennen; später war er ein Kollege im Landtag. Auch in Leipzig habe ich zum Beispiel im Antifaschistischen Block einzelne Kommunisten kennengelernt, die erfreuliche Kenntnisse aus der sächsischen Geschichte hatten. Sie verloren leider bald ihren Einfluß in der Partei; auch Ackermann fiel in Ungnade. Für mich war die weißgrüne Fah-

¹²³ Anton Ackermann (1905–1973), 1928 Absolvent der Leninschule Moskau, 1945 Leiter der Initiativgruppe im ZK der KPD („Gruppe Ackermann“) für Sachsen, 1945/1946 Mitglied im ZK und Sekretariat des ZK der KPD, ab 1949 Kandidat im Politbüro der SED, 1949–1953 Staatssekretär im Außenministerium, 1953 aller Ämter enthoben, 1956 rehabilitiert.

ne am Landtag ein Zeichen der Hoffnung. Das Parlament, das unter diesem Zeichen tagte, war ja berufen, um unsern Landesstaat wieder aufzurichten, ihm eine Verfassung zu geben. Es hat die Verfassung auch zustande gebracht. Aber sie blieb im wesentlichen auf dem Papier stehen. Die Zeit, wo die Besatzungsmacht vielleicht eine freiheitlichere Entwicklung in ihrer Zone zugelassen hätte, war schon vorbei.

[...]¹²⁴

Ich habe die Umstände geschildert, unter denen ich im Sommer 1945 in die aktive Politik eintrat. Eine sächsische Regierung, von der auch das Symbol der Landesfahne wieder aufgerichtet wurde, war hier noch einmal ins Amt getreten. Ich ahnte aber, daß die Besatzungsmacht das Land, in dem ihr Siegeszeichen, das Völkerschlachtdenkmal, stand, niemals wieder herausgeben werde. Da war es mir ein Trost, daß sächsische Kommunisten die weißgrüne Fahne wieder hervorgeholt hatten. Es lag für mich doch darin eine gewisse Erfüllung alter Wünsche, daß ich in einen sächsischen Landtag gewählt worden war, in dem ich vielleicht Gelegenheit haben würde, mich an der Wiederherstellung unsrer heimischen Staatlichkeit zu beteiligen. Ich wurde allerdings in den Ausschuß, der die neue Verfassung beraten sollte, von der CDU-Fraktion nicht delegiert, sondern dem Ausschuß für Unterricht und Bildung zugeteilt. Aber man wußte bald fast allgemein im Landtag meine Fähigkeit zu schätzen, Anträge und Resolutionen zu formulieren. Zu solchen Aufgaben bestimmte mich die CDU fast immer. Außerdem hatte ich genug Gelegenheit zu persönlichen Gesprächen mit Ruland und Hellmut Köster, die uns im Verfassungsausschuß vertraten. Die Landesverfassung, die schließlich beschlossen wurde, sah der Weimarer Verfassung in vielen Stücken ähnlich.¹²⁵ Aber es stellte sich leider heraus, daß sie im wesentlichen auf dem Papier stehen blieb.

Die Berliner Zentralverwaltungen, die keine Volksvertretungen, sondern reine Auftragsinstanzen der Besatzungsmacht waren, zogen immer mehr die wesentlichen Zuständigkeiten an sich. Die Tagesordnungen für die Landtagsitzungen wurden dadurch magerer und enthielten bald überwiegend Belanglosigkeiten. Der Mehrheitspartei im Parlament, der SED, fehlte der Wille zur Selbständigkeit. Ob es die CDU je zu größerem Einfluß hätte bringen können, muß ich dahingestellt lassen. Die Möglichkeit dazu hätte sie wohl nur im Anfang der Vorstandschaft Kaisers und Lemmers gehabt, als es noch gar keine Landtage gab. Unserer Berliner Führung fehlte der Wille zum Föderalismus. Kaiser gab der Idee der nationalen Wiedervereinigung vor allem anderen den Vorrang. Damit entsprach er insofern den Wünschen der Besatzungsmacht, als diese ja auch zentralistisch eingestellt war. Aber die Russen wollten durch Partei- und Verwaltungszentralismus möglichst ganz Deutschland unter ihren Einfluß bringen. Kaisers „Wiedervereinigung in Freiheit“ wünschten sie

¹²⁴ Auslassung: 4 Seiten. Über Sachsen in der Zwischenkriegszeit.

¹²⁵ Verabschiedet am 28. 2. 1947.

nicht. Größere Freiheit in der Zone wäre nur bei Distanzierung von Westdeutschland zu haben gewesen; und Kaiser war nicht Staatsmann genug, um dies zu begreifen. Das Vertrauen der SMA zu seiner Politik nahm beständig ab; um so weniger konnte er erreichen. Mein Vertrauen zu ihm nahm auch ab, aber ich mußte mich hüten, so etwas auszusprechen.

Wie verhältnismäßig hoffnungsvoll ich am Anfang meines „Parlamentarismus“ die Lage noch betrachtete, zeigt eine Tagebuchnotiz vom Neujahrstage 1947:

1946 war für mich ein Jahr des Aufstiegs, für Deutschland ein Jahr des Wartens. Der 20. Oktober war für die Ostzone eine Niederlage des kommunistischen Totalitarismus. Möge auch 1947 ein Jahr des Aufstiegs werden: persönlich und politisch.¹²⁶

Trotz meiner Bedrückung durch die sowjetische GPU war ich also optimistisch gestimmt. Im Januar 1946 war ich in die Leitung der Universitätsbibliothek eingetreten; im Mai nach Erteilung der *venia legendi* in die Philosophische Fakultät aufgenommen worden. Mein Ziel, in die akademische Laufbahn zu gelangen, war also erreicht. Im September hatte man mich zum Stadtverordneten in Leipzig, im Oktober zum Landtagsabgeordneten in Dresden gewählt. Mein städtisches Mandat legte ich übrigens mit dem Ablauf des Jahres nieder, weil Doppelmandate vermieden werden sollten. Ich schätzte den 20. Oktober weit höher ein als den 18., wo mich die GPU meiner Freiheit beraubte. Mich hinterhältig auf der Straße zu überfallen, das war nicht nur eine brutale und plumpe, sondern auch eine törichte Maßregel gewesen. Einen im Lande bekannten Politiker so zu behandeln, war eine höchst ungeeignete Methode, aber es dauerte zweieinhalb Jahre, bis sie ihren Fehler korrigierte. Und während dieser ganzen Zeit war ich doch in meiner politischen Aktivität gelähmt. Das ist nicht zu leugnen und war sehr zu bedauern. Ich habe mich nicht beirren lassen, habe in der Öffentlichkeit weiter so gesprochen wie vorher. Aber ich war doch immer in schwieriger Lage. Am Neujahrstage 1947 sah ich darüber hinweg, aber am Ende dieses Jahres war es gerade, daß sich der Druck am meisten verschärfte. Der erhoffte weitere Aufstieg blieb mir versagt.

Im März 1947 hatten Hanna und ich zunächst die Freude, unsern Sohn wiederzusehen. Hans wurde von Heidelberger Studenten delegiert, an einer Tagung in Dresden teilzunehmen. So konnte er einige Tage bei uns in Leipzig sein. Er verließ uns unbeschreiblich schwer bepackt, weil er alle Sachen nach Heidelberg mitnehmen wollte. Es gelang ihm auch, und er konnte uns schreiben, daß er wieder an seinem Orte sei. Ich hatte aus verschiedenen Gründen den Wunsch, gleichfalls mal in die amerikanische Zone zu reisen: natürlich weil ich Hans besuchen wollte, aber auch, weil ich in München im Kösel-Verlag mit Heinrich Wild verhandeln wollte. Ich arbeitete im Winter 1946/47 an meinem Manuskript „Das

¹²⁶ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebucheintragung vom 1.1.1947, S. 1.

Messianische Reich“.¹²⁷ Im Sommer 1947 konnte ich es abschließen. Auch das Manuskript über Goethes Suleika lag fertig vor. Die Schwierigkeit lag nur darin, eine Reiseerlaubnis von der sowjetischen Kommandantur zu erlangen. Da bekam ich eine Einladung, in der Volkshochschule von Kempten einen Vortrag zu halten, dessen Thema sich so gestalten ließ, daß ich den Antrag auf Genehmigung mit der Wahrnehmung allgemeiner politischer Interessen begründen konnte. Zu besorgen war freilich, daß mir die GPU einen Strich durch die Rechnung machen könnte. Da kam mir aber zugute, daß die Geheimpolizei und die Kommandantur ohne Fühlung untereinander arbeiteten. Die Kommandantur wurde von der GPU selbst überwacht und hatte kein Interesse, bei ihr anzufragen. Mit Hilfe unsres Kreisvorsitzenden Ruland, der persönlich in der Kommandantur vorsprach, erhielt ich am 17. September meinen Paß und machte mich natürlich schleunigst, ehe es einen Zwischenfall geben konnte, auf die Reise.

Ich war vom 19. September bis zum 11. Oktober in Bayern und Baden-Württemberg unterwegs. Als ich mich in Gutenfürst innerhalb einer gewaltigen Menschengschlange durch die nächtliche Kontrolle gezwängt hatte, traf ich im Pendelzuge nach Hof meinen Fraktionskollegen Alois Hoschek¹²⁸ aus Chemnitz, der auch eine Westreise unternahm. Als wir in Hof stundenlang auf Anschluß warten mußten, gingen wir frühmorgens in der Stadt spazieren in der Hoffnung, daß wir irgendwo ein Frühstück erhalten könnten. Aber es war kein Lokal zu finden, das für uns offen gewesen wäre. So mußten wir zum Bahnhof zurück, wo es auch nichts zur Stärkung gab, und traten dann die lange Bahnfahrt nach München an. Die schlaflose Nacht und der lange Tag machten die Reise recht strapaziös, zumal wir auch erst wieder bei Nacht nach München kamen. Ich trennte mich von Hoschek und wartete bis gegen Morgen. Dann schlug ich mich bis zur Ismaninger Straße durch, auf der Wilds damals wohnten. Früh um 6 Uhr konnte ich riskieren, an der Wohnung zu klingeln. Ich konnte mich waschen und ein wenig schlafen. Dann brachte mich Heinz Wild mit dem Auto nach Sendling, wo er in einem von katholischen Schwestern betreuten Lehrlingsheim ein Zimmer für mich gefunden hatte. Die Unterkunft lag weit draußen, und ich mußte öfters die lange Lindwurmstraße zu Fuß bis zum Goetheplatz gehen, weil es Straßenbahnverkehr nur in gewissen Morgen- und Abendstunden gab. Im Kösel-Verlag wurden meine beiden Buchmanuskripte angenommen. Und als ich mich etwas erholt hatte, machte Heinz mit mir einen Autoausflug nach Kochel und zum Walchensee, der für mich natürlich eine große Freude war. Er vermittelte mir auch einen Besuch bei Dieter Sattler¹²⁹, der Staatssekretär im Bayerischen Kultusministerium war, und regte

¹²⁷ Das Messianische Reich. Über den Ursprung der Kirche im Evangelium, München 1948.

¹²⁸ Alois Hoschek (geb. 1902), Textilhändler, 1918–1923 Mitglied der SPD, 1945 CDU, 1946 MdL Sachsen.

¹²⁹ Dieter Sattler (1906–1968), Architekt, 1947–1950 Staatssekretär für die Schönen Künste im Bayerischen Kultusministerium und Mitglied des Landesvorstands der CSU, 1952 Botschaftsrat und Kulturreferent bei der deutschen Botschaft in Rom,

bei dieser Gelegenheit eine Berufung nach München für mich an. Von mir selbst aus besuchte ich bei der von den Amerikanern herausgegebenen „Neuen Zeitung“¹³⁰ den Redakteur Hans Lehmann, der früher bei den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ gewesen war. Er bot mir an, die „Neue Zeitung“ nach Leipzig zuzusenden. In ihr fand ich viel Material, das ich in Referaten vor unsern CDU-Mitgliedern in Leipzig ausgezeichnet verwenden konnte. Die Sendungen kamen nicht immer, aber doch häufig genug an, daß ich viel Nutzen daraus ziehen konnte. Ich hielt diese parteiinternen Referate jeden zweiten Samstag und kümmerte mich dabei nicht um die GPU, die sich ja gewiß darüber berichten ließ. Es wurde bei den Verhören nicht verlangt, daß ich diese Tätigkeit unterließ. Man spielte nur manchmal darauf an. Ein Mißerfolg in München war mein Besuch in der Geschäftsstelle der CSU. Ich hatte gehofft, eine Verbindung anknüpfen zu können. Man war aber gegen den Abgeordneten aus der Ostzone so reserviert, daß ich merkte, daß man fürchtete, ich könnte ein russischer Spion sein.

Da mir noch Zeit blieb bis zum Termin meines Vortrags an der Volkshochschule Kempten, benutzte ich die Tage zu einer Reise nach Heidelberg. Hans konnte mich dort in der Studentenbude eines gerade abwesenden Kommilitonen unterbringen, so daß wir mehrere Tage zusammensein konnten. Natürlich besuchte ich das Althistorische Institut und Professor Schaefer, der sein Direktor war. Mit ihm unternahm ich einen Ausflug in den Odenwald. Als es Zeit war, fuhr ich direkt nach Kempten, wo ich bei der Frau Huber¹³¹, der Besitzerin der Druckerei des Kösel-Verlags, wohnen konnte. Der Vortrag war erfolgreich, so daß ich nach Jahren noch einmal nach Kempten eingeladen wurde. Auf der Reise von 1947 war Kempten die letzte Station; meine Zeit war um. Ich verließ die Stadt mit dem Morgenzug um 4 Uhr nach München und stieg dort um in den Zug nach Hof. Ich durfte keine Zeit mehr verlieren und mußte den Pendelzug nach Gutenfürst erreichen. Auf der Rückreise nach Leipzig gab es noch eine Panne. Der Zug blieb in Glauchau mehrere Stunden liegen, weil ihm russische Offiziere, die nach Plauen wollten, die Lokomotive ausspannten. Ersatz gab es nicht; wir mußten warten, bis die Lokomotive zurückkam und uns nach Leipzig brachte.

Mit den Ergebnissen dieser Fahrt nach Westen konnte ich zufrieden sein; die GPU hatte mich anscheinend nicht vermißt. In der Universitätsbibliothek erwarteten mich Arbeit und Verantwortung. Kiemeyer war bereits nach Berlin übersiedelt. Ich mußte sogleich die Leitung übernehmen, nominell zunächst zusammen mit Mogk. Am 20. Oktober war Rektoratswechsel in der Universität.

1959 Ministerialdirektor und Leiter der Kulturabteilung im Auswärtigen Amt, 1966–1968 Botschafter beim Vatikan.

¹³⁰ „Die Neue Zeitung“, erschienen als Organ der amerikanischen Besatzungsmacht seit 18.10.1945 in München und von 1949 bis 1953 in Frankfurt/M.

¹³¹ Ottilie Huber (1884–1972), 1927–1972 Gesellschafterin des Kösel-Verlages und der Graphischen Werkstätten (Druckerei) in Kempten.

Auch Gadamer hatte Leipzig verlassen und war seiner Berufung nach Frankfurt gefolgt. Zur Einführung seines Nachfolgers, des Juristen Jakobi¹³², kam er jetzt noch einmal zurück.^{132a} Ich war auch mit Professor Jakobi gut bekannt. Ich hatte ihn 1938/39 auf einem Gesellschaftsabend beim Rechtsanwalt Hansen kennengelernt. Hansen war Anwalt am Reichsgericht, also Kollege von Ruland. Er hatte eine jüdische Frau. Sein Haus war eine Zuflucht für Nazi-Gegner, vor allem jahrelang für Paul Stern, der bei ihm aus- und einging. In dieser Gesellschaft traf ich auf Professor Jakobi. Da gab es natürlich leicht eine persönliche Annäherung. Als er Rektor geworden war und ich der tatsächliche Leiter der Bibliothek, hatten wir nunmehr öfters miteinander zu tun. Ich konnte ihm meine persönlichen Wünsche mitteilen: entweder amtlich zum Nachfolger von Kiemeyer berufen zu werden oder aber noch lieber zum Universitätsprofessor. Jakobi war der Meinung, ich könnte beides werden. Er schlug dies in meiner Gegenwart bei einer Verhandlung mit Rocholl^{132b} vor, der eine mir nicht ganz definierbare Stellung im Volksbildungsministerium in Dresden bekleidete. Rocholl war ein SED-Mann, von dem ich vermutete, daß er Beförderungen für mich eher hintertreiben als begünstigen werde. Meine Vermutung bestätigte sich bald. Sicher wäre jede Entscheidung über die Leitung der Bibliothek auf die lange Bank geschoben worden, wenn nicht der Rocholl vorgesetzte Hochschulreferent in Dresden, der Chemiker Professor Simon¹³³ von der Dresdner Technischen Hochschule, die Sache in die Hand genommen hätte. Simon gehörte der Liberaldemokratischen Partei an. Nach einem Gespräch, das ich als Abgeordneter mit ihm führte, schlug er Lärm und zwang Rocholl, meine Ernennung auszufertigen. Ich wurde nicht „Direktor“, was auch Kiemeyer nicht gewesen war, aber ich wurde amtlich mit der Wahrnehmung der Direktorgeschäfte beauftragt. Meine Berufung zum Professor aber wurde tatsächlich verhindert, und ich halte es für sicher, daß Rocholl seine Hand dabei im Spiel hatte.

[...] ¹³⁴

Sicherlich war es die Krise, die zum Rücktritt Jakob Kaisers führte, die auch den Druck der GPU auf mich so fühlbar verstärkte. Ich wurde in den vierzehn Tagen vor Weihnachten 1947 nicht weniger als viermal zum Verhör bestellt.

¹³² Erwin Jacobi (1884–1965), 1920 Professor für öffentliches und Arbeitsrecht in Leipzig, 1933 entlassen, 1945–1958 Professor für Staatsrecht in Leipzig, 1947/1948 Rektor der Universität Leipzig, 1948/1949 kooptiertes Mitglied des Verfassungsausschusses des Deutschen Volksrates.

^{132a} Zu diesen Vorgängen Gadamer, *Philosophische Lehrjahre*, S. 133 und S. 139f.

^{132b} Heinz-Otto Rocholl (geb. 1912) 1946–1951 Mitarbeiter im Ministerium für Volksbildung in Sachsen, Referent für Bibliotheken und Pädagogische Fakultäten bzw. Referent für Wissenschaftliche Bibliotheken und Archive sowie für das Akademische Prüfungswesen.

¹³³ Arthur Simon (1893–1962), 1932–1960 Professor für Chemie an der TH Dresden, nach 1945 SED, 1946–1948 Leiter der Abteilung Hochschulen und Wissenschaft im Ministerium für Volksbildung Sachsen.

¹³⁴ Auslassung: 2 Seiten. Über die Deutschlandpolitik 1945–1947.

Auch in den ersten Monaten des neuen Jahres war meine Lage nicht angenehm. Um so willkommener war mir die Aussicht, dem Druck durch eine Berufung nach München zu entgehen. Ich erhielt im Februar 1948 ein Schreiben des Prodekanes der Allgemeinwissenschaftlichen Fakultät der Technischen Hochschule mit der Anfrage, ob ich grundsätzlich einer Berufung zustimmen würde. Natürlich bejahte ich das. Ich bekam darauf einen Fragebogen, den ich umgehend ausfüllte. Aber dann wartete ich vergebens auf eine Entscheidung. Man wollte an der Münchner Technischen Hochschule den planmäßigen Lehrstuhl für Geschichte wieder besetzen, den einst der Graf Du Moulin-Eckart¹³⁵ innegehabt hatte. Aber es muß wohl noch andere Anwärter gegeben haben. Jedenfalls hörte ich nichts weiter und gab allmählich die Hoffnung auf. Aber im Februar/März 1950, also nach vollen zwei Jahren, erfolgte die Berufung doch, als ich bereits einen andern Ruf nach München, nämlich an das neu zu gründende „Institut für Geschichte der nationalsozialistischen Zeit“¹³⁶ angenommen hatte. Ich habe diese Verzögerung immer bedauern müssen, weil ich in Leipzig eigentlich nur Zeit verlor und eine erfolgreiche Wirksamkeit immer weniger erwarten konnte.

Denn die Hoffnung auf eine Professur in Leipzig wurde auch immer geringer. Zunächst wurde Professor Johannes Kühn¹³⁷, bisher an der Technischen Hochschule in Dresden, nach Leipzig versetzt. Sein Verhältnis zu mir gestaltete sich nicht schlecht, aber meine Hörschaft änderte sich nach der ungünstigen Seite. 1948 kamen zum ersten Male die „Arbeiter- und Bauernkinder“, die in Kursen zu akademischem Studium ausgebildet worden waren, zur Universität, die natürlich einen andern Geist mitbrachten als die bisherigen Studenten. Den „Kapitalistenkindern“ wurde die Aufnahme verweigert. Ich konnte im Herbst 1947 gerade noch erreichen, daß meine Nichte Renate Böhme aus Aue zugelassen wurde. 1948 hatte ich einige Unterredungen mit Professor Frings, der mir mitteilte, die Philosophische Fakultät wünsche meine Ernennung, aber die Sache sei sehr schwierig. Sicherlich war es Herr Rocholl in Dresden, der meine Angelegenheit verzögerte. Einige andere erledigte Lehrstühle wurden neu besetzt, besonders der philosophische von Gadamer, für den Ernst Bloch¹³⁸ nach Leipzig berufen wurde. Mehrere bisherige Lehrkräfte ließen sich, wenn sie konnten, in wachsender Zahl aus Leipzig abberufen. Auf

¹³⁵ Richard Graf Du Moulin Eckart auf Bertoldsheim (1864–1938), 1897 Professor für Geschichte in Heidelberg, 1898 in München.

¹³⁶ Zur Gründungsgeschichte dieses Instituts, für das 1950 die Bezeichnung „Institut für Zeitgeschichte“ als offizieller Kurztitel eingeführt wurde, Hellmuth Auerbach, Die Gründung des Instituts für Zeitgeschichte, in: VfZ 18 (1970), S. 529–554, hier S. 552. Im Mai 1952 erfolgte aufgrund eines Beschlusses von Kuratorium und Beirat die Umbenennung in „Institut für Zeitgeschichte“.

¹³⁷ Johannes Kühn (geb. 1887), 1927 Professor für Neuere Geschichte in Leipzig, 1928 an der TH Dresden, 1947 in Leipzig, 1949 in Heidelberg.

¹³⁸ Ernst Bloch (1885–1977), Philosoph, 1948 Professor in Leipzig, 1957 zwangsemeritiert, 1961 Gastprofessor an der Universität Tübingen.

die Philosophen Litt¹³⁹ und Gadamer folgten der Altphilologe Klingner und der Volkswirtschaftler Lütge¹⁴⁰, die beide an die Universität München gingen. Auch Johannes Kühn zögerte nicht lange, als er 1949 einen Ruf nach Heidelberg erhielt. Er wurde hier Fachkollege von Hans Schaefer, der bedauerte, daß die Wahl seiner Fakultät nicht auf mich gefallen war. Ich war den Heidelbergern noch unbekannt. In München besaß ich „viele Freunde“, wie mir später Franz Schnabel¹⁴¹ einmal sagte. Deswegen ist ja wohl auch aus der Münchner Berufung am Ende doch noch etwas geworden.

Meine Bedrängnis durch die GPU ließ etwa seit dem April 1948 nach. Wie es zugeht, daß sie ein Jahr später ganz aufhörte, habe ich früher erzählt. Dafür nahmen in meiner Leitung der Universitätsbibliothek die Schwierigkeiten zu. Das Unterrichtsministerium setzte dem Rektor der Universität und mir als dem Direktor der Bibliothek einen Aufpasser vor die Nase, den ehemaligen Volksschullehrer Eichler¹⁴², als sogenannten „Kurator“. Dieses staatliche Aufsichtsorgan über die Hochschulen hatte es früher nur in Preußen gegeben. Jetzt wurde es in Sachsen eingeführt. Herr Eichler war natürlich Kommunist. Er mißtraute mir sozusagen gleich von parteiwegen. Er hätte mich sicher gern aus dem Sattel gehoben. Als ich einmal mit ihm zu verhandeln hatte, machte er sich fortgesetzt Notizen, so daß ich ihn schließlich fragte, was denn das heißen sollte, daß er jede Äußerung von mir schriftlich fixierte: „Er müsse sich doch sichern. Ich sei doch Abgeordneter, und er wisse doch nicht, was ich etwa im Landtag gegen ihn unternähme oder was ich dem Minister Holtzhauer erzählte“. Er traute mir also zu, ich könnte versuchen, ihn um sein Amt zu bringen. Daran merkte ich, wie innerlich unsicher Eichler war. Einmal hatte er mich in Dresden denunziert. Da nahm mich Holtzhauer im Landtag beiseite und sagte, er werde auf die Anschuldigung überhaupt nicht eingehen. Ich sollte aber von mir aus Konflikte mit dem Kurator möglichst vermeiden. Da war Herr Saegenschnitter^{142a}, der unter Kielmeyer als Restaurator beschädigter Handschriften zur Bibliothek gekommen war, ein viel vernünftigerer Mann. Ich wußte, daß er von der SED als Überwacher in die Bibliothek geschickt worden war. Zu ihm bekam ich aber ein so gutes Verhältnis, daß er in seinen Kreisen offen für mich eintrat und alle Zweifel an der Korrektheit und

¹³⁹ Theodor Litt (1880–1962), Philosoph und Pädagoge, 1919 Professor in Bonn, 1920–1937 und 1945–1947 in Leipzig, ab 1947 wieder in Bonn.

¹⁴⁰ Friedrich Lütge (1901–1968), 1940 Professor für Wirtschaftsgeschichte und Volkswirtschaftslehre an der Handelshochschule später Universität Leipzig, 1947 in München.

¹⁴¹ Franz Schnabel (1887–1966), 1922–1936 an der TH Karlsruhe, 1947 Professor in München, 1951 Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

¹⁴² Ernst Eichler (1900–1986), 1948–1949 zur politischen Gleichschaltung der Universität als Kurator eingesetzt.

^{142a} Ernst Saegenschnitter (1887–1962) Restaurator, 1932–1943 Leiter der Bibliothek des Börsenvereins, 1946–1947 Tätigkeit in der Privatwirtschaft, ab 1947 Angestellter in der Universitätsbibliothek Leipzig, ab 1950 stellv. Direktor.

politischen Loyalität meiner Amtsführung zurückwies. Als ich ihm 1950 mitteilte, daß ich einen Ruf nach München angenommen hätte und die Bibliothek verlassen mußte, hat er meinen Abgang aufrichtig bedauert. Wir unterhielten uns über Münchner Lokalitäten wie die „Torggelstube“, die er auch kannte, und trennten uns in bestem Einvernehmen. Ich pflegte auch ein gutes Verhältnis zur Deutschen Bücherei und ihrem Direktor Uhlendahl, die Kielmeyer aus überflüssigem Konkurrenzehreiz befehdet hatte. Meine Vortragskurse in der Bücherei behielt ich bei, und meinen eigenen Untergebenen – überwiegend Mädchen und Frauen – machte ich eine sichtliche Freude, indem ich regelmäßig am Samstag vor dem Dienstschluß eine Vorlesung hielt, deren Besuch freiwillig war, aber von allen fast niemals versäumt wurde.

[...]¹⁴³

Mir wurde im Herbst 1948 endgültig klar, daß ich zu wählen haben würde zwischen einer Laufbahn im kommunistischen System und der Übersiedlung in die kommende Bundesrepublik. Eine Laufbahn in der Ostzone hätte mir offengestanden. Ich hätte nur zur SED übergehen müssen. Der sehr prominente Kommunist Hermann Matern¹⁴⁴, der dem Sächsischen Landtag angehörte, sagte einmal bei Gelegenheit in offener Sitzung: „Wir hoffen, Herrn Dr. Buchheim noch für uns zu gewinnen.“

Aber wie stand es um die Möglichkeit, nach Bayern auszuwandern? Ich erhielt am 3. November 1948 eine Karte von Hans Schaefer, der sich bei einem Besuch in München nach meiner Sache erkundigt hatte, meine Berufung an die Technische Hochschule in München sei so gut wie entschieden; es könnte höchstens noch bürokratische Schwierigkeiten geben. Offensichtlich hat es diese reichlich gegeben, sogar noch, als 1950 die Berufung ausgesprochen wurde und ich in München eingetroffen war. Erst als ich schon ein paar Monate am Orte war, wurde meine Ernennung zum Professor wirklich vollzogen.

Im August 1948 erhielt ich ganz unerwartet eine Einladung von dem mir unbekannten katholischen Pfarrer von Römhild, einen Urlaub bei ihm zu verbringen.¹⁴⁵ Römhild ist ein angenehmes Städtchen im ehemaligen Herzogtum Meiningen, also zwar jenseits des Thüringer Waldes schon im Fränkischen, aber auf altem kursächsischen, später ernestinischen Boden, das ich gern einmal kennenlernte. Ich verdankte dieses Arrangement der Buchhändlerin Gertrud Goldbach. Sie war eine Katholikin aus Fulda und hatte mich 1945, als ich noch Verlagsleiter im Hause Brandstetter war, im Büro besucht. Sie besaß in Meiningen ein florierendes Sortimentsgeschäft und wohnte dort gleich im Bahnhof, denn ihr Vater war der Stationsvorsteher. Römhild liegt am Südfuß

¹⁴³ Auslassung: 1 Seite. Über die Währungsreform, die Berlin-Blockade und die Vorbereitungen zur Gründung der Bundesrepublik.

¹⁴⁴ Hermann Matern (1893–1971), 1911 SPD, 1919 KPD, Mai-Juni 1945 „Gruppe Ackermann“, 1945/1946 im ZK der KPD, 1946–1971 ZS/Politbüro SED, 1946–1950 MdL Sachsen, 1948–1971 MdVR bzw. MdVK.

¹⁴⁵ Buchheims Besuch in Römhild dauerte vom 10. bis 24. 9. 1948, IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebucheintragung vom 25. 9. 1948, S. 108.

der beiden Gleichberge, über deren Sattel die Straße nach Hildburghausen führt. Auf der Paßhöhe liegen einige Villen und ein Gasthaus, in dem mir der Pfarrer ein Zimmer besorgte, eine gute Viertelstunde vom Städtchen entfernt. Er versorgte mich reichlich mit seinen Brotmarken, die er nicht brauchte, weil er ein Bauernsohn aus der Umgebung war. Einer seiner Brüder bewirtschaftete den väterlichen Hof; zwei andere waren ebenfalls Geistliche, sogar Ordensgeistliche. Der Pfarrer war gleichzeitig Caritasdirektor jener Gegend. Als solcher fuhr er ein zwar uraltes, aber mit einem vortrefflichen Motor ausgestattetes Auto, mit dem er mich weit herum im Lande spazierenfuhr. Die ganze Gegend ist prähistorisch interessant. Man zeigte und erklärte mir Anlagen aus karolingischer und noch vorkarolingischer Zeit. Auf beiden Gipfeln der Gleichen gab es alte Burgwälle zu sehen. Wahrscheinlich waren es alte Fluchtburgen, in denen die Bauern sich und ihr Vieh in Sicherheit brachten, wenn Feinde das Land bedrohten. Hinter den Bergen dehnt sich ein großer Wald aus, auf dessen einsamen Wegen ich herumstreifen konnte. Ich hatte also nicht bloß erholsame, sondern auch recht interessante Urlaubstage. Die Zonengrenze verlief ganz in der Nähe. Sie durfte man nicht überschreiten, sonst wäre ein Besuch in Würzburg leicht möglich gewesen. Das Land ist im allgemeinen protestantisch, aber es gab einzelne katholische Dörfer und auch in den Städten katholische Gemeinden. In Meiningen wurde ich zu einem Vortrag aufgefordert. Alles verlief aufs beste, und ich wurde ein Jahr später noch einmal eingeladen. Nachdem ich 1950 die Zone verlassen hatte, rissen natürlich leider auch diese Beziehungen wieder ab.

Zu Pfingsten 1949 gelang es mir noch einmal, einen Interzonenpaß zu erhalten, diesmal ohne die Sorge, daß mir die GPU einen Strich durch die Rechnung machen werde, denn seit dem 6. April war ich sie los. Dieser Besuch galt meinem Sohne in Heidelberg und meinem Freunde Schaefer. Die Finanzierung des Studiums meines Sohnes machte mir seit der Währungsreform ernstliche Schwierigkeiten. Ich besaß zwar einige Mittel auf meinem Westmarkkonto bei Kösel in München, aber das war nicht genug. Im Frühjahr 1948 erschienen meine beiden Bücher „Das Messianische Reich“ und „Goethes Suleika“. Von beiden wurden mehrere Tausend Exemplare verkauft, aber ich mußte doch zusätzlich Geld auftreiben. Das gelang halbwegs durch Vereinbarungen mit Dr. Hans Lehmann, dem Münchner Redakteur, und mit meinem ehemaligen Klassenkameraden vom Staatsgymnasium Dresden, William Threlfall¹⁴⁶, der Mathematikprofessor in Heidelberg war. Für beide übernahm ich einige Zahlungsverpflichtungen in Chemnitz und Dresden, die wir dann gegenseitig verrechneten. Natürlich kam ich dabei schlecht weg, weil der Wechselkurs der Ostmark sehr schlecht war. Sowohl Lehmann wie Threlfall nahmen das nicht so genau und halfen mir über Schwierigkeiten hinweg.

[...] ¹⁴⁷

¹⁴⁶ William Threlfall (1888–1949), Professor für Mathematik und Logik.

¹⁴⁷ Auslassung: 1 1/2 Seiten. Nähere Angaben zu William Threlfall.

Am 23. Mai 1949 beendete der Parlamentarische Rat in Bonn seine Beratungen, das neue „Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland“ wurde bekanntgegeben. Im August¹⁴⁸ wurden freie Wahlen durchgeführt; im September trat der erste Bundestag zusammen. Er wählte Konrad Adenauer zum ersten Bundeskanzler, der dann die Minister der ersten Bundesregierung berief. Die SMA antwortete am 7. Oktober mit der Gründung der „Deutschen Demokratischen Republik“. Ein dritter „Volkskongreß“ beschloß eine provisorische Verfassung¹⁴⁹, die ebenso der Weimarer Verfassung ähnlich sah wie die Verfassung des Landes Sachsen und ebenso auf dem Papier stehen blieb. Ich hätte mich vom Landtag in diesen Volkskongreß delegieren lassen können, wollte aber mit dem ganzen Verfahren nichts zu tun haben. Die Staatsbildung im Osten sah ich nach der Staatsbildung im Westen als geschichtslogisch und unvermeidlich an. Aber der Unterschied war, daß die Verfassung im Westen von den Wählern gebilligt war¹⁵⁰, die im Osten nicht. Auch die eigentlich fällige Neuwahl in Sachsen fiel aus. Unsre Landtagsmandate liefen nach dreijähriger Dauer im Herbst 1949 ab. Sie wurden willkürlich um ein Jahr verlängert, um für die Konstituierung des neuen Zonenstaates Zeit zu gewinnen. Man wollte zu diesem Zeitpunkt jede Wahl vermeiden. Ich habe damals in einer CDU-Versammlung zu unsern Parteifreunden gesagt, die vom Volkskongreß beschlossene Verfassung sei ihrem Wortlaut nach gut und auch die Verschiebung der Landtagsneuwahl sei vertretbar. Wenn die neue Deutsche Demokratische Republik nach ihrer Verfassung regiert werde, könnte man sich zufriedengeben; wenn nicht, dann würden wir das spätestens zu Weihnachten wissen. Und dann würde ich nicht mehr vor sie treten, um die Berliner Beschlüsse zu verteidigen.

Während des Ablaufs dieser Dinge wurde im September 1949 zum ersten Male wieder die Verbandstagung der deutschen Historiker veranstaltet¹⁵¹, an der ich teilzunehmen wünschte. Ich beantragte also im Dresdner Volksbildungsministerium, das jetzt zuständig war, einen Paß. Jeder Bescheid blieb aus. Ich fand aber Gelegenheit, mich direkt an die Nachfolgerin Professor Simons, der sein Amt abgegeben hatte, zu wenden. Das Dezernat für Hochschulen war wieder in den Händen der LDP, der Frau Dyck.¹⁵² Die Dame versprach mir, sich sofort um mein Gesuch zu kümmern, und da kam an den Tag, daß Herr Rocholl, jetzt Oberregierungsrat betitelt, meinen Antrag einfach in seiner Schublade hatte verschwinden lassen. Ich habe ihn, als ich später wieder

¹⁴⁸ Am 14. 8. 1949.

¹⁴⁹ Am 29./30. 5. 1949.

¹⁵⁰ Die Annahme des Grundgesetzes erfolgte durch das Votum der Landtage, nicht durch eine Volksabstimmung.

¹⁵¹ 20. deutscher Historikertag in München vom 12. bis 15. 9. 1949.

¹⁵² Margarete Dyck (1887–1956), Lehrerin, ab 1929 Oberregierungsrätin bzw. Ministerialrätin im sächsischen Ministerium für Volksbildung, 1948–1950 Ministerialdirektorin im Ministerium für Volksbildung in Sachsen, 1949 Beisitzerin im Landesvorstand der LDP in Sachsen, 1949–1953 Mitglied des Zentralvorstandes der LDP.

nach Dresden kam, persönlich zur Rede gestellt. Da erklärte er mir, es sei doch anzunehmen, daß ich die Teilnahme am Historikertag benutzen werde, mich um eine Berufung nach Westdeutschland zu kümmern. Das habe er verhindern wollen. Er halte es für einen Fehler von Frau Dyck, mir die Reise zu gestatten. Er hatte ja in der Sache nicht unrecht; aber sein Verfahren war doch unerhört.

Die Eindrücke vom Historikertag waren nicht alle erfreulich. Ärgerlich war vor allem das überaus anmaßende Auftreten von Gerhard Ritter¹⁵³, der so tat, als hätte er allein zu bestimmen, wie die Revision des deutschen Geschichtsbildes auszusehen hätte. Im Anschluß an die Tagung hatte mich Gerhard Kroll¹⁵⁴ um einen Besuch in dem noch im Entstehen begriffenen Institut für Geschichte der nationalsozialistischen Zeit gebeten. Kroll stammte aus Schlesien, seine Frau aus Sachsen. Er kam 1945 zu einem kurzen Aufenthalt nach Leipzig und reiste dann nach Bayern weiter. Hier beteiligte er sich sofort an der Politik. Er rechnete sich zu den Gründungsmitgliedern der bayerischen CSU. Mit einigen ihrer Führer wie Hundhammer¹⁵⁵ und Josef Müller¹⁵⁶, dem „Ochsen-sepp“, stand er auf Duzfuß. Er wurde Landtagsabgeordneter und Landrat in Staffelstein, war also ein einflußreicher Mann. Mit großer Betriebsamkeit und Energie wandte er sich dem Gedanken zu, in München ein historisches Institut zu gründen, das die verhängnisvolle Geschichte der jüngsten Zeit erforschen sollte. Er trieb die ersten Finanzmittel dafür auf, mietete die Räume in der Reitmorstraße und stellte die ersten Mitarbeiter ein. Nun forderte er mich dringend auf, die wissenschaftliche Leitung zu übernehmen. Ich gab Kroll keine Zusage an Ort und Stelle, sondern behielt mir vor, endgültigen Bescheid erst von Leipzig aus zu schreiben. Das Unternehmen stand noch nicht auf solidem Boden. Befreundete Historiker wie Franz Schnabel rieten mir eher ab. Er meinte, es sei ein „Abstieg“ vom Leiter der Leipziger Universitätsbibliothek zu der ungewissen Neugründung eines Tagespolitikers in München.

Ich ließ mir denn auch Zeit bis in die Weihnachtsferien, um die politische Entwicklung in der DDR zu prüfen. Noch war ich Landtagsabgeordneter;

¹⁵³ Gerhard Ritter (1888–1967), 1924 Professor für Geschichte in Hamburg, 1925–1956 in Freiburg.

¹⁵⁴ Gerhard Kroll (1910–1963), Mitbegründer der CSU in Bamberg, 1946/1947 Mitglied des Landesvorstands der CSU, 1946–1948 Landrat in Staffelstein, 1946–1950 MdL, 1948/1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates, 1949–1951 erster Geschäftsführer des heutigen Instituts für Zeitgeschichte.

¹⁵⁵ Alois Hundhammer (1900–1974), Mitbegründer der CSU, 1946–1952 Mitglied des Landesvorstands, 1952–1960 Mitglied des geschäftsführenden Landesvorstands, 1946–1970 MdL, 1946–1951 Vorsitzender der CSU-Landtagsfraktion, 1951–1954 Präsident des Bayerischen Landtags, 1946–1950 Bayerischer Kultusminister, 1957–1969 Bayerischer Landwirtschaftsminister, 1964–1969 stellvertretender Ministerpräsident.

¹⁵⁶ Josef Müller (1898–1979), Mitbegründer der CSU, 1946–1949 Landesvorsitzender der CSU, 1946–1960 und 1963–1968 Mitglied des Landesvorstands der CSU, 1946–1949 und 1963–1965 Mitglied des geschäftsführenden Landesvorstands, 1946–1962 MdL, 1947–1952 bayerischer Justizminister, 1947–1950 stellvertretender Ministerpräsident.

aber ich mußte bezweifeln, daß ich meine Stellung in der Bibliothek würde halten können, wenn ich nicht mehr Abgeordneter wäre. Es war zu befürchten, daß man die Wahlen der neuen „Volksvertreter“ in Ostberlin nicht mehr mit Parteilisten, sondern mit einer Einheitsliste vornehmen werde. Und auf einer solchen Liste wünschte ich nicht mit meinem Namen zu erscheinen. Es war vor auszusehen, welche Folgen das haben werde. Darum entschloß ich mich, auf das Münchner Projekt einzugehen. Zu Weihnachten sandte ich die Zusage an Kroll.

Die Entscheidung konnte nicht über das Jahresende aufgeschoben werden, denn ich mußte ja, wenn ich nach München gehen wollte, meine Stellung in Leipzig rechtzeitig für den 31. März 1950 kündigen. Das Risiko, das damit verbunden war, mußte ich tragen, und die Entwicklung innerhalb der CDU gab mir recht. Die Berliner Parteizentrale, Nuschke und sein Generalsekretär¹⁵⁷, wollten der Einheitsliste zustimmen.¹⁵⁸ Als ich im November oder Dezember noch einmal eine bildungspolitische Tagung in Ostberlin mitmachte, wollte mich Dertingers¹⁵⁹ Frau, die eine hochgeborene Gräfin war, für die Politik ihres Mannes gewinnen. Ich vermied es, ihr eine bestimmte Antwort zu geben, wußte aber, woran ich war. Im Gegensatz zu den Berlinern lehnten der Landesverband Sachsen unter Hickmann und der Bezirksverband Leipzig unter Ruland die Einheitsliste ab. Ruland war seit 1948 Oberlandesgerichtspräsident in Dresden; er bekleidete also das höchste Richteramt des Landes Sachsen: eine hochangesehene, aber auf die Regierungspolitik leider einflußlose Stelle. Dertinger besaß unser Vertrauen nicht. Aber die SMA handelte nur noch nach dem Gesichtspunkt, die DDR fest in der Hand zu behalten. Sie befahl einfach den Parteien, die Einheitsliste anzunehmen. Die SED organisierte lärmende Straßendemonstrationen gegen Hickmann in Dresden¹⁶⁰ und Ruland in Leipzig. Hickmann wurde mitsamt dem Stuhle, auf dem er in seinem Büro saß, gewaltsam auf die Straße gesetzt, und unser Leipziger Bezirksvorstand wurde gezwungen, Ruland abzusetzen. Zum Sprecher der kommunistischen Zumutungen in der Vorstandssitzung machte sich Dr. Singer mit dem Argument, das Christentum verlange Gehorsam gegen die Obrigkeit, die von Gott verordnet sei. Ruland wurde gefragt, wer ihn beraten hätte. Da griff ich

¹⁵⁷ Gerald Götting (geb. 1923), 1946 Eintritt in die CDU, FDJ, FDGB, 1949–1966 Generalsekretär der CDU, 1966–1989 Vorsitzender der CDU, 1960–1989 stellvertretender Staatsratsvorsitzender der DDR.

¹⁵⁸ Vgl. hierzu Michael Richter, *Die Ost-CDU 1948–1952. Zwischen Widerstand und Gleichschaltung*, Düsseldorf 1990, S. 241–248, S. 291–293.

¹⁵⁹ Georg Dertinger (1902–1968), Journalist, 1945/1946 Pressereferent im Parteivorstand der CDU, 1946/1947 Mitglied des Verfassungsausschusses beim Parteivorstand, 1946–1949 CDU-Generalsekretär, ab 1948 CDU-Delegierter im Zentralen Blockausschuß, 1952–1953 stellvertretender Vorsitzender der CDU, 1949–1953 Minister für Auswärtige Angelegenheiten der DDR, 1954 zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt, 1964 begnadigt, danach Lektor in Leipzig.

¹⁶⁰ Vgl. Richter, *Ost-CDU*, S. 223 f.

zu und sagte, ich sei es gewesen. Es wirkte immerhin verblüffend auf die Anwesenden, daß Ruland und ich gemeinsam jetzt unsre Vorstandsämter niederlegten und den Sitzungsraum verließen. Wir gingen zusammen bis zu seinem Haus in der Karl-Tauchnitz-Straße und redeten dabei kein Wort. Aber wir waren uns einig, daß eine weitere politische Tätigkeit in der DDR für uns unmöglich sei. Das war im Februar 1950.

Unsre Landtagsmandate behielten wir noch bei. Aber auf der nächsten Tagung in Dresden ging es ebenso stürmisch zu. An unsrer Fraktionssitzung nahmen russische Offiziere teil, die uns einfach befahlen, was wir zu beschließen hätten. Die Sitzung verlief sehr ungeregelt und endigte in einer Art von Chaos. Als wir hinterher in der Landtagsrestauration saßen, sagte Hickmann im Privatgespräch zu mir: „So wird man berühmt.“ Er war Mitglied des evangelischen Domkapitels von Meißen und zog sich bald aus der Politik auf seine Domherren-Pfründe zurück.

Kurze Zeit darnach, als ich wieder in Leipzig war, erhielt ich das amtliche Schreiben aus München, das mich an die Technische Hochschule berief. Da hatte ich also plötzlich gleich zwei Berufungen in den Händen. Die amtliche nannte mir den Namen eines Ministerialrats im Kultusministerium, mit dem ich weitere Verhandlungen führen könnte. Natürlich war dieser Ruf wichtiger als der an Krolls Institut. Ich fuhr mit dem neuen Dokument nach Dresden zu Holtzhauer und sagte ihm, ich gedächte dieser Berufung zu folgen; was er dazu meine. Er antwortete: „In einem solchen Falle kann man Ja oder Nein sagen; bei Ihnen werden wir Ja sagen. Das bedeutet, daß Sie beim Umzug Ihre Möbel und Ihr übriges Eigentum mitnehmen können.“ Die sächsische Staatsregierung werde meinen Wegzug genehmigen. Ich hatte ganz den Eindruck, daß er froh war, mich auf ehrenvolle Weise loszuwerden. Es war ja vor auszusehen, daß man mit mir auf die Dauer im Staatsdienst nichts mehr werde anfangen können. Wenn ich jetzt freiwillig wegging, blieben ihm zukünftig Maßregeln erspart, die er wahrscheinlich nicht gern verfügt haben würde. Als ich im April noch einmal im Landtag war, verabschiedete ich mich persönlich von ihm. Da bedankte er sich für meine politische Mitarbeit und fügte hinzu: „Ich möchte mich auch dafür bedanken, daß Sie so offen Ihre Entlassung beantragt haben und nicht bei Nacht und Nebel über die Grenze gegangen sind.“ Ich kann also mit Freude feststellen, daß mich die sächsische Regierung anständig behandelt hat. Wir gingen in Frieden auseinander. Für mich aber war es ein großer Gewinn, daß ich meine Heimat nicht als Flüchtling zu verlassen brauchte.

In Leipzig gingen die Dinge ebenso glatt. Direktor Uhlendahl benutzte eine Gelegenheit, wo er mich in Anwesenheit von Frau Dyck und anderen Staatsvertretern kollegial verabschiedete und mir für meine Arbeit im Bibliothekswesen dankte. Die Universitätsbibliothek aber veranstaltete am 31. März für mich eine Abschiedsfeier, bei der man in freundlichen Reden meinen Wegzug bedauerte und mir Andenken an die Belegschaft schenkte.

Es verging noch ein ganzer Monat, bis ich wirklich nach München fahren konnte, denn die Ausstellung meines Passes verzögerte sich. Ich mußte sogar

eigens noch einmal nach Dresden fahren, um an zuständiger Stelle die Erledigung zu erreichen. Erst am 4. Mai konnte ich abends auf dem Hauptbahnhof den Interzonenzug Berlin-München besteigen. Außer meiner Frau kam Ruland mit auf den Bahnsteig. Er hoffte, wir würden uns bald in der Bundesrepublik wiedersehen. Die Grenzkontrolle um Mitternacht in Probstzella verlief ohne Zwischenfall. Als der Zug die Station verließ, atmete ich auf. Der russische Satellitenstaat, in dem ich nicht länger tätig sein konnte, lag hinter mir. Ich würde mich hüten, ihn wieder zu betreten. Und ich fuhr immerhin in eine nicht ganz ungewisse Zukunft hinein.

VII. Entscheidung für den Westen: Professor für Neuere Geschichte in München (1950–1972)

Frühmorgens am 5. Mai, einem Freitag, wurde ich in München gleich von zwei Abgesandten begrüßt, von Marianne Fischer¹ für den Kösel-Verlag und vom Fahrer von Gerhard Kroll. Beide brachten bares Geld mit, damit ich sofort mich in München bewegen könnte. Ich folgte der Einladung ins Institut und ließ mich dann gleich weiter zur Technischen Hochschule fahren, um der Fakultät meine Ankunft zu melden. Es war gut so, denn an den beiden nächsten Tagen, Samstag und Sonntag, hätte ich verschlossene Türen vorgefunden. Ich traf den Dekan der Allgemeinwissenschaftlichen Fakultät, Professor Goldschmidt², zusammen mit Professor Hieber.³ Beide waren erfreut, daß ich da sei, und wünschten gleich, daß ich bald mit meiner ersten Vorlesung beginnen möchte, da das Sommersemester eben angefangen habe. Noch vorher hatte ich die Depesche aufgegeben, die meine Ankunft nach Leipzig mitteilte.

Ich habe die erste Vorlesung in der Tat baldmöglichst begonnen. Eine einzige Studentin hatte sich im Hörsaal eingefunden, dazu aber einige Hörer aus dem Kösel-Verlag und den Mitarbeitern des Instituts. Sie halfen mir über den schwierigen Anfang hinweg, so daß ich meine Vorträge den Sommer über durchführen konnte. Aber es gab noch viele Hindernisse, denn nunmehr erst bekam ich es mit der bayerischen Bürokratie zu tun.

Die Hochschulkasse zahlte mir im voraus ein Monatsgehalt, aber meine Verhandlungen mit dem Kultusministerium zogen sich über weit mehr als einen Monat hin. Der Ministerialrat, der meine Sache zu bearbeiten hatte, hielt mir vor, daß ich schon 61 Jahre alt sei und beamtenrechtlich nicht über 58 hätte sein dürfen. Wenn man mich 1948, als die Fakultät bei mir anfragte, gleich berufen hätte, wäre es auch schon zu spät gewesen. Das Kultusministerium konnte nicht willkürlich handeln, es bedurfte der Zustimmung des Finanzministeriums. Es mußte also ein Ausweg gefunden werden. Für einen Lehrauftrag, den man mir vorläufig erteilte, spielte das Lebensalter keine Rolle, aber für die Ernennung zum Professor um so mehr. Man mußte eine Sonderregelung für meine späteren Ruhestandsbezüge finden. Darüber verging der ganze Sommer. Auch Minister Hundhammer persönlich scheint gezögert zu haben. Hier muß ich das Verdienst von Kroll hervorheben, der schließlich – es war inzwischen September geworden, – zu ihm sagte: „Alois, nun unterschreib aber endlich mal die Berufung von Buchheim.“ Da entschloß sich Hundhammer und

¹ Marianne Fischer (geb. 1921), Sekretärin von Heinz Wild.

² Stefan Goldschmidt (1889–1971), Professor der Chemie, Direktor des organisch-chemischen Instituts München.

³ Walter Hieber (1895–1976), 1925 Professor für Chemie in Jena, 1926 in Heidelberg, 1932 in Stuttgart, 1935–1964 an der TH München.

unterschrieb. Die Urkunde vom 29. September 1950 verlieh mir den Rang und „alle Rechte und Pflichten eines außerordentlichen Professors in der Fakultät für Allgemeine Wissenschaften an der Technischen Hochschule München“. Am 10. Oktober wurde ich vereidigt, aber die Ernennungsurkunde wurde mir erst am 18. von Magnifizenz Piloty⁴ persönlich überreicht. Er empfing mich sehr liebenswürdig und gratulierte mir mit den Worten: „Da haben Sie sehr viel erreicht.“ Auch diese Äußerung beweist, daß allerlei Schwierigkeiten zu überwinden gewesen waren.

Ich war in der Tat einen weiten Weg gegangen vom Studienrat in Freiberg bis zum Professor in München. Die politischen Verhältnisse hatten es verhindert, daß ich das Ziel in Leipzig erreichte. Aber es war noch besser für mich, daß ich in München ankam. Ich wollte in Bayern nicht wieder in die Politik eingreifen. Ich sah meine Aufgabe jetzt darin, als Historiker für die Revision des deutschen Geschichtsbildes einzutreten. Dafür brauchte ich den Rang eines Professors unbedingt, denn ich mußte, um Beachtung zu finden, der Zunft der Historiker angehören. Das war unter deutschen Verhältnissen unerlässlich. Das zeigten mir sehr bald meine Erfahrungen im Institut für Zeitgeschichte. Das Institut war Abhängigkeiten ausgeliefert, die mich unfrei gemacht hätten. Als Professor war ich allen Fachgenossen gegenüber gleichrangig und an der Technischen Hochschule für alle meine Pläne und Arbeiten sogar besonders frei, weil ich nicht mit Verwaltungs- und Prüfungsverpflichtungen belastet war. Die Geschichte war an der Hochschule kein Prüfungs-, sondern nur ein Kulturfach. Die Studenten waren zwar verpflichtet, eine gewisse Anzahl von Vorlesungsstunden für ihre allgemeine Bildung zu belegen, aber sie wollten bei mir kein Examen machen. Sie konnten freilich nicht gezwungen werden, die belegten Bildungskollegs auch zu besuchen. Ich mußte also Themen behandeln, die die Hörer persönlich interessierten. Aber ich traute mir zu, daß dies auf die Dauer schon gelingen würde. Dafür hatte diese Art von Lehramt den großen Vorteil, daß mir die meiste Zeit für eigene Forschungen und Veröffentlichungen übrigblieb. Diese zu pflegen, wollte ich als meine Hauptaufgabe betrachten und mich dadurch in der Öffentlichkeit durchsetzen. Nach dem Wohlwollen oder Mißvergnügen der Fachgenossen brauchte ich in meiner neuen Stellung nicht viel zu fragen.

Im Sommer 1950, ehe die Ernennung zum Professor kam, arbeitete ich fast ausschließlich im Institut. Kroll wußte immer wieder etwas Geld für seine Erhaltung aufzutreiben, aber die Zukunft war ganz unsicher.⁵ Im übrigen galt es, die Ankunft meiner Frau vorzubereiten, indem ich uns möglichst eine Wohnung verschaffte. Mit Hilfe von Heinz und Irmgard Wild und des Kösel-Verlags gelang das besser, als ich gehofft hatte. In einem großen Eckhaus der Äußeren Wiener Straße, das im Kriege halb zerstört worden war, wurden neue Wohnungen erstellt. Eine davon konnte ich mir schon im Juni sichern. Es war

⁴ Hans Piloty (1894–1969), Dipl.-Ing., Dr.-Ing., 1931 Professor an der TH München.

⁵ Vgl. Auerbach, Gründung, S. 538–549.

eigentlich nur eine Zweizimmerwohnung, aber es ließen sich drei Zimmer daraus machen: eins für mich, eins für Hanna und ein gemeinsames Schlafzimmer. Ein langer Korridor bot Raum, um meine Bücher aufzustellen. So griff ich rasch zu. 2000 DM Bauzuschuß, die die Hauseigentümerin verlangte, ließ mir der Kösel-Verlag. Die Schuld drückte mich nicht, ich konnte sie bald zurückzahlen. Den schwierigen Umzug aus Leipzig zu bewerkstelligen, war eine Aufgabe, die Hanna allein bewältigen mußte. Zwei Güterwagen der Eisenbahn waren nötig, um unser bewegliches Eigentum über die Grenze zu bringen. Am 29. August erhielt ich aus Gutenfürst ein Telegramm des Leipziger Pakkers, der Hanna bis dahin begleitet hatte, das mir die Abfahrtszeit von dort meldete. Welchen Anschluß sie in Hof erreichte, konnte ich nur vermuten, weil keine Fahrplanauskunft darüber zu erhalten war. Ich vermutete aber richtig: gegen 11 Uhr abends konnte ich meine Frau auf dem Bahnsteig in Empfang nehmen. Wir konnten im Bahnhofsrestaurant gerade noch eine Tasse Kaffee vor Torschluß bekommen. Hanna war erschöpft, konnte sich aber nach ruhiger Nacht in meinem Zimmer am nächsten Tage erholen. Ich zeigte ihr die Technische Hochschule, den Englischen Garten, das Institut und unsre neue, noch leere, aber schön gesäuberte Wohnung. Am 31. August meldete der Spediteur das Eintreffen unsrer Möbel. Pünktlich zum Anfang des neuen Monats konnten wir mit dem Einräumen beginnen. Ich behielt noch bis zur Monatsmitte mein Zimmer in der Schellingstraße. Dann waren wir in der Äußeren Wiener Straße einigermaßen eingerichtet.

Über meine Stimmung und Lage in den nächsten Monaten will ich ausnahmsweise eine Notiz dem Tagebuch entnehmen, weil ich es heute nicht treffender ausdrücken könnte:

22. November 1950: Der Tag der heiligen Caecilia. Es sind 35 Jahre her, seit ich an der französischen Front verwundet wurde, und 17 Jahre, seit ich den Entschluß faßte, aus dem Schuldienst in Freiberg auszuschcheiden. Der Weg hat mich nun auf ein Hochschulkatheder in München geführt. Im Weihnachtskatalog des Kösel-Verlags steht mein Name ehrenvoll mit einem Bild dabei neben Guardini. Für die Stellung des Chefs des Instituts für Zeitgeschichte bin ich der Kandidat Bayerns.⁶ Ich weiß aber nicht, ob ich mir diesen Posten wünschen soll. Ich würde lieber ganz für mich arbeiten. Immerhin ist er bis auf diesen Tag ein Weg. Heute kam die Nachricht, daß Hans sein Doktor-examen bestanden hat. Mein Wunsch ist, noch zwanzig Jahre gesund zu bleiben, um das Eigentliche meiner Lebensarbeit zu schaffen. Seit vielen Jahren trage ich diesen Wunsch im Herzen. Schon bisher hat mich Gott geführt. Sollte er mir nicht auch das erfüllen? Sancta Caecilia, virgo ornata, ora pro me!⁷

Hans kam im nächsten Monat nach München. Er wollte nicht länger in Heidelberg bleiben, weil sein gutes Verhältnis zu seinem Lehrer Schaefer gestört wor-

⁶ Vgl. ebd., S. 553.

⁷ IfZ-Archiv, ED 406 (NL Buchheim), Tagebuch 1950–1956, S. 9.

den war. Er bat mich, ihm eine Honorararbeit im Institut zu verschaffen. Er war bisher Althistoriker gewesen, wollte aber jetzt lieber zur neuen Zeitgeschichte übergehen. Einstweilen konnte er die gewünschte Arbeit erhalten.⁸

Aber wie stand es um meine eigene Stellung im Institut? Die Tagebuchnotiz zeigt, daß mir Zweifel gekommen waren, ob die Stellung des Generalsekretärs noch wünschenswert sei.

In der ersten Oktoberhälfte 1950, als Hanna eben mit der Einrichtung unserer neuen Münchner Wohnung fertig geworden war, besuchte uns Professor Bergsträßer. Er wußte allerlei Interessantes über das Institut für Zeitgeschichte, das ihn auch selber stark interessierte, zu erzählen. In Bonner Regierungskreisen sei man dem Institut sehr abgeneigt, weil man in diesem Sinne von Gerhard Ritter beeinflußt sei. Ritter sei der Meinung, daß Kroll ausgeschaltet werden müßte, weil er gar kein historischer Fachmann sei. Er sei aber auch „stinkwütend“ auf mich, weil ich in seinen Augen ein simpler „Studienrat“ sei, der gar nicht die normale Laufbahn eines zünftigen Universitätshistorikers durchgemacht habe und noch dazu plötzlich aus der Ostzone hereingeschneit sei. Er fand es skandalös, daß ich es „verstanden“ habe, Geschichtspräsident in München zu werden. Daß ich auch noch Generalsekretär des Instituts werde, müsse die Bundesregierung unbedingt verhindern.

Die Bundesregierung hatte ein gewichtiges Wort mitzusprechen. Daß das Institut überhaupt schon bestand, war ausschließlich der persönlichen Initiative Krolls zu verdanken. Er hatte bayerische Staatsgelder dafür lockergemacht, aber Bayern wollte die Last nicht allein tragen. Es wünschte die finanzielle Beteiligung anderer Bundesländer und vor allem möglichst des Bundes selber. Von Hessen waren bereits gewisse Zuschüsse eingegangen. Daher war Bergsträßer, der in Darmstadt wohnte, über die Lage gut unterrichtet. Mit der Bundesregierung standen Verhandlungen bevor. Sie sollten von dem Bonner Staatssekretär Walter Strauß⁹ und dem bayerischen Staatssekretär Dieter Sattler geführt werden. Strauß war, wie alle beteiligten Bearbeiter in Bonn, auf die stärkste von Gerhard Ritter voreingenommen.

Mir war Ritters Machtstreben schon 1949 beim Münchner Historikertag stark aufgefallen. Er wollte den Zeitpunkt nach dem Zusammenbruch des „Großdeutschen“ Reiches wahrnehmen, um das Geschichtsbewußtsein, das sich nun neu orientieren mußte, maßgeblich zu bestimmen.¹⁰ Daß gerade er

⁸ Das Thema der Arbeit lautete: „Die Pläne zur Errichtung einer Nationalkirche in Deutschland unter dem Nationalsozialismus“. Abgabetermin war der 31.12.1951.

⁹ Walter Strauß (1900–1976), Jurist und Politiker, 1928–1935 Referent im Reichswirtschaftsministerium, Mitbegründer der CDU in Berlin, 1946/1947 Staatssekretär im Hessischen Justizministerium, 1948/1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates, 1949–1963 Staatssekretär im Bundesjustizministerium, 1963–1970 Richter am Europäischen Gerichtshof.

¹⁰ Vgl. Winfried Schulze, *Deutsche Geschichtswissenschaft nach 1945*, München 1989; Udo Wengst, *Geschichtswissenschaft und „Vergangenheitsbewältigung“ in Deutschland nach 1945 und nach 1989/90*, in: *GWU* 46 (1995), S. 189–205.

dafür der richtige Mann war, mußte ich für ausgeschlossen halten. Niemand führte lauter als er die Losung von der Notwendigkeit einer gründlichen Revision des deutschen Geschichtsbildes im Munde. Aber bei seiner ausgeprägt preußischen Grundgesinnung war mir klar, daß er den Pelz zwar zu waschen, aber möglichst wenig dabei naß zu machen wünschte.

Er konnte Nutzen ziehen aus der Tatsache, daß er im Zusammenhang der Untersuchungen nach dem Goerdeler-Putsch in Haft genommen war.¹¹ Aber ein echter Gegner Hitlers von Anfang an war er keineswegs gewesen. Er hielt 1938 nach der Gleichschaltung Österreichs einen Vortrag, in dem er die Vollendung der nationalen Einheit Deutschlands durch Hitler begrüßte. Diese Rede ist nicht veröffentlicht worden¹², aber die Einstellung Ritters ist noch erkennbar in einem der Beiträge in der von seinen Freunden herausgegebenen Festschrift zu seinem siebenzigsten Geburtstag.¹³

[...]¹⁴

Ich spreche Ritter echte Verdienste um die deutsche Geschichtsforschung nicht ab. Aber daß er die Qualitäten nicht besaß, sich nach 1945 zum Wegweiser der historischen Wissenschaft aufzuwerfen, das steht fest, und daß sich Bonner Bürokraten gerade durch ihn beraten ließen, ist politisch unverzeihlich.

Gegen Jahresende 1950 stand im „Rheinischen Merkur“ ein Artikel des Chefredakteurs Otto Roegele¹⁵, der die zwiespältige Haltung Ritters in der nationalsozialistischen Zeit aufdeckte.¹⁶ Ritter hatte offensichtlich angenommen, daß dieser Artikel von mir inspiriert sei. In Wahrheit kannte ich Roegele damals noch gar nicht. Ich mußte mich überhaupt noch zurückhalten, weil ich ja mit der inneren Lage der Bundesrepublik noch wenig vertraut war. An Kroll hatte ich keine Stütze mehr, denn er hatte seinen Einfluß in der CSU immer mehr verloren. Bei der bayerischen Landtagswahl vom November 1950 hatte er nur einen ungünstigen Wahlkreis erhalten und war nicht wiedergewählt worden. Der Kultusminister Hundhammer hatte nicht viel Interesse am Institut für Zeitgeschichte. Bayern wollte die bisherigen Kosten nicht weiter tragen, son-

¹¹ Vgl. Gerhard Ritter. Ein politischer Historiker in seinen Briefen, hrsg. von Klaus Schwabe und Rolf Reichardt, Boppard/Rh. 1984, S. 9–11.

¹² Der Vortrag wurde im Juni 1938 gehalten. Vgl. auch Schwabe/Reichardt, Ritter, S. 70 und S. 81/82.

¹³ Gerhard Ritter, Großdeutsch und Kleindeutsch im 19. Jahrhundert, in: ders., Lebendige Vergangenheit. Beiträge zur historisch-politischen Selbstbestimmung. Zum 70. Geburtstag des Verfassers herausgegeben von Freunden und Schülern, München 1958, S. 101–125. Die erste Ausgabe dieses Buches wurde nicht veröffentlicht, sondern 1944 eingestampft. Besagter Aufsatz ist für die neue Veröffentlichung von 1958 überarbeitet worden.

¹⁴ Auslassung: 1 1/2 Seiten. Über die preußisch bestimmte deutsche Geschichtsschreibung.

¹⁵ Otto B. Roegele (geb. 1920), seit 1950 Chefredakteur des „Rheinischen Merkur“.

¹⁶ Otto B. Roegele, Gerhard Ritter und die Geschichtsrevision, in: Rheinischer Merkur, 16. 12. 1950, S. 3.

dern einen möglichst großen Teil auf den Bund abwälzen. Der Staatssekretär Sattler, der mit der Institutsangelegenheit betraut war, war kein starker Verhandlungspartner. Staatssekretär Strauß aus Bonn war ihm überlegen.

Am 5. Januar 1951 wurde im Institut über die Ernennung des Generalsekretärs verhandelt.¹⁷ Ritters Ziel war, das Institut von Freiburg aus fernzusteuern. Das glaubte er durch Dr. Michael Freund¹⁸ zu erreichen, den er vorgeschlagen hatte. Wie weit dieser dann wirklich nach Ritters Wünschen regiert hätte, weiß ich nicht. Er wurde später Professor in Kiel, und ich habe ihn als einen der Historiker kennengelernt, die glaubten, gegenüber dem Marxismus einen Nachholbedarf decken müssen. Er berief sich in Reden und Schriften immer so oft auf Karl Marx, als ob dieser ein Deuter der Geschichte wie kein anderer gewesen wäre. Ich galt als der Kandidat Bayerns. Es hatten sich außerdem noch mehrere freie Bewerber um den Posten gemeldet, unter ihnen mein früherer Leipziger Parteifreund Hermann Mau. Er war schon vor 1945 Privatdozent für Geschichte in Leipzig gewesen. Später geriet er gleich mir in die Klauen der GPU und zog es vor, sich ihr durch Flucht zu entziehen. Es glückte ihm aber nicht, in der Philosophischen Fakultät in München wieder als Dozent zugelassen zu werden. Er übernahm die Leitung eines Studentenwohnheims.¹⁹ Beim Historikertag von 1949 sah ich ihn wieder. Vom Institut erfuhr er erst nachträglich [von meiner Kandidatur] und entschuldigte sich bei mir, es sei nicht seine Absicht gewesen, mir in die Quere zu kommen. Darüber beruhigte ich ihn, da ich ja als Professor an der Technischen Hochschule auf meine Stellung im Institut nicht angewiesen sei. Mau war der gegebene Kompromißkandidat. Auf ihn konnten sich Strauß und Sattler einigen. Ich aber konnte Mau den Posten gönnen, der ihn aus materiellen Sorgen befreite.

Es wurde vereinbart, daß Mau die Institutsleitung am 1. Februar 1951 übernahm. Bevor er kam, wurde eine Abschiedsfeier für Kroll veranstaltet, die sehr gemütlich und harmonisch verlief. Mau machte aus dem Institut einen möglichst neutralen wissenschaftlichen Apparat zur Sammlung und Auswertung von Dokumenten und Büchern über die nationalsozialistische Zeit. Dabei wurden auch Erlebnisberichte ehemaliger Nationalsozialisten gesammelt, die zu Aussprachen ins Institut eingeladen wurden.²⁰ Solche Gespräche habe ich selber öfters geführt und konnte dabei manche interessante Einzelheiten erfahren. Mau trennte sich von mehreren bisherigen Mitarbeitern, deren wissenschaftliche Qualitäten er bezweifelte. Er trennte Bibliothek und Archiv.

¹⁷ IfZ-Archiv, ED 105, Kuratorium, Protokolle 1949–1961: Protokoll über die gemeinsame Sitzung des Kuratoriums und des Beirats des Deutschen Instituts für Geschichte der nationalsozialistischen Zeit am 5.1.1951. Vgl. auch Auerbach, Gründung, S. 553.

¹⁸ Michael Freund (1902–1972), 1951 Professor für Wissenschaft und Geschichte der Politik in Kiel.

¹⁹ Vgl. Karl Dietrich Erdmann, Erinnerung an Hermann Mau, in: 25 Jahre Institut für Zeitgeschichte, München 1975, S. 22–24, hier S. 23.

²⁰ Diese Aufzeichnungen sind unter der Signatur ZS für Zeugenschrifttum eine Bestandsgruppe des Archivs des Instituts für Zeitgeschichte.

Für das letzte behielt er den bisherigen Archivar Dr. Anton Hoch²¹; für die Bibliothek berief er Dr. Thilo Vogelsang.²² Beide erfüllten ihre Aufgaben ausgezeichnet. Unter den anderen Mitarbeitern stellte er auch meinen Sohn Hans ein, der bisher nur eine Honorararbeit erhalten hatte.²³ Natürlich wurde diese Maßregel von Außenstehenden mit Mißvergnügen beanstandet. Es hieß, ich hätte es „verstanden“, nicht nur mich im Institut einzunisten, sondern auch noch meinen Sohn hineinzuholen. In Wirklichkeit habe ich auf diese Anstellung nicht den geringsten Einfluß ausgeübt. Mau selber besaß Urteilstkraft genug, um brauchbare Leute zu engagieren. Hans war zwar studierter Althistoriker, aber die historische Methode hatte er natürlich ebenso gelernt. Mau erkannte das und trug ihm selbst die Anstellung an. Ein Verdienst von Mau war es auch noch, daß er die Herausgabe einer Zeitschrift des Instituts betrieb und zustande brachte. Das waren die „Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte“, die seitdem ununterbrochen erschienen sind.²⁴ Er selber erlebte sie leider nicht mehr. Denn er verunglückte am 25. Oktober 1952 bei einer Dienstreise auf der Autobahn bei Pforzheim im Alter von nur ungefähr 40 Jahren. Ich habe ihn aufrichtig betrauert.

Auch er geriet unvermeidlich in Konflikt mit Gerhard Ritter, weil er weitere Versuche, in die Institutsangelegenheiten hineinzureden, zurückweisen mußte. Um so besser verstand er meine eigene Haltung. Er bat mich, ihn regelmäßig zu vertreten, wenn er abwesend war. Ich habe diese Stellvertretung mehrfach ausgeübt; im Sommer 1951 vier oder fünf Wochen lang. Da wurde er nämlich von den Amerikanern zu einem Studienbesuch in den Vereinigten Staaten eingeladen. Persönlich hatte er noch den Erfolg, daß er jetzt die *venia legendi* als Privatdozent an der Universität erhielt, die ihm früher vorenthalten worden war. Es war ja erwünscht, daß das Institut eine Personalverbindung zur Universität erhielt. Es war das Verdienst von Professor Franz Schnabel, daß die Philosophische Fakultät das Zugeständnis machte. Schnabel war es auch, der dem Verunglückten eine herzliche Grabrede hielt.²⁵ Er war ja auch mir immer gern entgegengekommen.

Ich selbst hatte, als der Unglücksfall eintrat, das Institut gerade verlassen. Sonst hätte ich die Stellvertretung gerade jetzt wieder übernehmen müssen, während sie so an Dr. Krausnick²⁶ fiel. Ich war schon 1951 entschlossen, nicht mehr lange im Institut zu bleiben. Denn mir fielen in Fülle andere Arbeiten

²¹ Anton Hoch (1914–1981), 1949–1951 Leiter der Bibliothek, 1949–1978 Leiter des Archivs.

²² Thilo Vogelsang (1919–1978), 1951 Leiter der Bibliothek, 1972 stellvertretender Direktor.

²³ Die Anstellung erfolgte zum 1.4.1953.

²⁴ Im Januar 1953 erschien das erste Heft, herausgegeben im Auftrag des Instituts für Zeitgeschichte von Hans Rothfels und Theodor Eschenburg.

²⁵ Am 30.10.1952 wurde Mau beerdigt.

²⁶ Helmut Krausnick (1905–1990), 1951 Eintritt ins Institut für Zeitgeschichte, 1959–1972 Direktor.

zu, und es war mir auch bekannt, daß die Technische Hochschule wünschte, daß ich mich meinem Lehramt allein widmete. Im August und September 1951 verband ich mit meiner Reise in die Schweiz einen mehrtägigen Studienaufenthalt in Zürich, weil es dort im Stadtarchiv Akten geben sollte über ausländische Geldzuwendungen an Hitler. Das Ergebnis war nur mager. Es war schon das zweite Mal, daß ich nach langer Pause die Schweiz wieder betreten konnte, und der Reiseverkehr war schon wieder bedeutend erleichtert. Im Sommer 1951 hatte ich mir [eine] besondere Einreise- und Aufenthaltserlaubnis verschaffen müssen. Auch das offiziell erlaubte Reisegeld war zu wenig. Man konnte sich allerdings inoffiziell mehr mitnehmen. Mein erster Besuch in der Schweiz galt Interlaken, wo die Frau Krebs ein neues Hotel erworben hatte, dicht an der Aare an der Brücke nach Unterseen. Das alles war 1952 schon bedeutend erleichtert. Von da an nahm ich meine alljährlichen Schweizer Reisen wieder auf wie vor dem Hitlerkrieg und hatte eine große Freude daran.

Nach der Sommerreise von 1952 kehrte ich nur auf zwei Wochen noch einmal ins Institut zurück. Am 30. September verließ ich es. Man veranstaltete auch für mich und den General Hermann Foertsch²⁷, der gleichzeitig austrat, eine Abschiedsfeier. Keine vier Wochen später hatte Hermann Mau seinen Tod gefunden. Da ich das Institut schon verlassen hatte, behielten die beiden Jahre meiner Tätigkeit an diesem Orte für mich nur die Bedeutung einer Übergangszeit. Mein Sohn blieb viel länger Mitarbeiter; er kam später einmal sogar für die Übernahme der Leitung in Betracht. Dafür wollte man aber in Bonn auch ihn nicht haben. Staatssekretär Strauß blieb meinem Namen abgeneigt, und der Vorsitzende des Kuratoriums, Professor Rothfels²⁸ in Tübingen, war als Historiker ein Bismarckianer.

Auf meine praktisch-politische Haltung konnte das keinen Einfluß haben, denn die Deutschlandpolitik wurde nicht von Männern der Richtung Gerhard Ritters gemacht, sondern vom Bundeskanzler Adenauer.²⁹ Ich trat 1950 sofort der CSU in Bayern bei, behielt aber auch bis auf weiteres ein Parteitagsmandat der Exil-CDU. Dadurch kam ich in die Lage, gleich nach meiner Ernennung zum Professor im Oktober am Gründungsparteitag der Bundes-CDU in Goslar teilzunehmen.³⁰ Die CDU war eine neue Partei, sie stammte nicht wie die SPD aus dem Bismarck-Reiche. Für die CDU ist charakteristisch, daß sie

²⁷ Hermann Foertsch (1895–1961), Berufssoldat, 1945 Oberbefehlshaber der 1. Armee, Mitverfasser der Denkschrift für Konrad Adenauer „Gedanken zur äußeren Sicherheit der Bundesrepublik“ vom 7.8.1950 und der Himmeroder Denkschrift, 1.4.1951 Übernahme ins Angestelltenverhältnis im Institut für Zeitgeschichte.

²⁸ Hans Rothfels (1891–1976), 1926–1934 Professor für Geschichte in Königsberg, 1935 emigriert, 1946–1956 Professor in Chicago, 1951–1960 in Tübingen.

²⁹ Konrad Adenauer (1876–1967), 1917–1933 Oberbürgermeister von Köln, 1920–1933 Präsident des Preußischen Staatsrates, 1948/1949 Präsident des Parlamentarischen Rates, 1949–1963 Bundeskanzler, 1950–1966 Bundesvorsitzender der CDU.

³⁰ 1. Bundesparteitag der CDU vom 20. bis 22.10.1950.

ganz auf bündischem Wege entstand. Bis zum Jahre 1950 gab es nur Landesverbände, von denen die CSU in Bayern einer war, der nur seinen Namen etwas verändert hatte. Die CSU blieb auch selbständig, als sich die übrigen Verbände in Goslar zu einem Bundesverband zusammaten.

[...] ³¹

Von Goslar reiste ich nach Münster, wo mein Parteifreund Ruland am Verwaltungsgericht ein Richteramt erhalten hatte. Ihm war es im Sommer 1950 gelungen, mit seinem Hausrat nach Westberlin und von da gleichfalls nach Westdeutschland zu gelangen, wo die CDU-Regierung von Nordrhein-Westfalen ihm ausnahmsweise noch einmal eine Stellung verschaffte, obwohl er schon fast 76 Jahre alt war. Er bat dringend um meinen Besuch, um mit mir die politische Lage zu besprechen. Diese Lage war noch sehr ungesichert, weil es den Siegermächten nicht gelungen war, sich über einen Friedensvertrag mit Deutschland – und ebenso mit Österreich – zu einigen. Auch nach der Gründung der Bundesrepublik und der [Deutschen] Demokratischen Republik bestanden die vier Besatzungszonen noch weiter. Ruland hatte nicht nach Goslar kommen dürfen, weil die britische Besatzungsmacht Leuten im Richteramt jede aktive politische Betätigung untersagte. ³² Außenpolitisch erstrebten die Bonner Bundesregierung unter Adenauer, das französische Außenministerium unter Schuman ³³ und der italienische Ministerpräsident De Gasperi ³⁴, der von Haus aus ein Österreicher war (aus Trient), einen engeren Zusammenschluß des westlichen Europa. ³⁵ Das bedeutete eine Wiederaufnahme der alten bündischen Reichspolitik im „Abendland“.

Daraus ergab sich für Deutschland eine Spannung zur Politik der nationalen „Wiedervereinigung“, die ohne die Sowjetunion nicht möglich war. Es ging daher bei uns um die Frage, welche Politik den Vorzug verdiene, die „nationale“ oder die europäische. Adenauer war „Europäer“; die Sozialdemokraten unter Schumacher ³⁶ wollten ebenso wie die Anhänger Kaisers in der CDU vor allem national sein. ³⁷ Ruland und ich waren eindeutig für Adenauer, weil wir an die

³¹ Auslassung: 1 1/2 Seiten. Über den politischen Gegensatz zwischen Konrad Adenauer und Kurt Schumacher.

³² Vgl. Ulrich Reusch, Deutsches Berufsbeamtentum und britische Besatzung. Planung und Politik 1943–1947, Stuttgart 1985, S. 217–220.

³³ Robert Schuman (1886–1963), 1947–1948 französischer Ministerpräsident, 1948–1953 Außenminister, 1955–1956 Justizminister, 1958–1960 Präsident des Europäischen Parlaments.

³⁴ Alcide De Gasperi (1881–1954), 1945–1953 italienischer Ministerpräsident, 1944–1946 und 1951–1953 Außenminister.

³⁵ Anspielung auf den Schuman-Plan.

³⁶ Kurt Schumacher (1895–1952), 1924–1931 MdL Württemberg (SPD), 1930–1933 MdR, 1948–1949 Mitglied des Parlamentarischen Rates, 1949–1952 MdB, Vorsitzender der Bundestagsfraktion der SPD.

³⁷ Vgl. Hans-Peter Schwarz, Vom Reich zur Bundesrepublik. Deutschland im Widerstreit der außenpolitischen Konzeptionen in den Jahren der Besatzungsherrschaft 1945–1949, 2. Aufl. Stuttgart 1980, S. 299–344, S. 467–479 und S. 483–564.

Möglichkeit einer Wiedervereinigung „in Freiheit“ nicht mehr glauben konnten. Ich habe mich deswegen in München der „Abendländischen Aktion“³⁸ angeschlossen, die Gerhard Kroll nach seinem Ausscheiden aus dem Bayerischen Landtag begründete. Ich habe daher auch an der neuen Zeitschrift „Neues Abendland“³⁹ lebhaft mitgearbeitet, obwohl mich ein gewisser undemokratischer Einschlag bei Kroll etwas bedenklich machte. Kroll und manche anderen „Abendländer“ wollten die „Formaldemokratie“ der Weimarer Republik vermeiden, weil sie glaubten, daß der Weimarer Staat an der „Parteiwirtschaft“ zugrunde gegangen sei. Er ist in Wahrheit daran zerbrochen, daß man die Spielregeln der Weimarer Verfassung absichtlich sabotierte. Eine parlamentarische Demokratie kann, wenn man will, auch funktionieren, wie sich ja inzwischen in der Bundesrepublik gezeigt hat. Der Unterschied der innerpolitischen Lage von 1950 gegenüber der von 1920 bestand darin, daß es in der Bundesrepublik keine wesentlichen politischen Strömungen mehr gab, die das Grundgesetz so unwirksam machen wollten wie einst die Weimarer Verfassung. Heute wissen wir, daß solche Strömungen, die „das System“ verändern wollen, wieder entstehen können. Aber sie haben bisher die Republik nicht so erschüttern können wie einst. Kroll war ein Politiker, der immer wieder die stärkste Initiative entwickelte; aber ihm fehlte die Zielklarheit, er verlor sich zu leicht an Utopien. Adenauer dagegen war ein Staatsmann, der seine Ziele zu verwirklichen verstand. Er erkannte auch rechtzeitig, was ihm nicht gelang, und wußte dann seine eigentlichen Ziele zurückzustellen, sie auch, wenn es sein mußte, zu verleugnen.

[. . .]⁴⁰

Im Verlaufe [der] innerdeutschen Entwicklung [in den frühen fünfziger Jahren] habe ich nach meinen bescheidenen Möglichkeiten die Politik der Regierung der Bundesrepublik Deutschland zu unterstützen gesucht. Ich habe unter diesem Gesichtspunkt häufig die Themen meiner Vorlesungen in der Technischen Hochschule ausgewählt.⁴¹ Allmählich füllte sich mein Hörsaal, der anfangs nur schwach besetzt war. Ich wurde unter den Studenten bekannt und

³⁸ Die am 25.8.1951 in München gegründete „Abendländische Aktion“ verfolgte das Ziel einer politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Erneuerung auf christlich-abendländischer Grundlage. Vgl. Abendländische Aktion. Zur Gründung am 25.8.1951 in München, in: Neues Abendland 6 (1951), S. 508–512.

³⁹ „Neues Abendland. Zeitschrift für Politik, Kultur und Geschichte.“ Erschien von 1946 bis 1958 in München. Ab 1951 war Gerhard Kroll der Herausgeber.

⁴⁰ Auslassung: 3 1/2 Seiten. Über Stalins Deutschlandpolitik, die Wiederbewaffnung in der Bundesrepublik und die Stalin-Note von 1952.

⁴¹ Buchheim hielt unter anderem Vorlesungen mit den Themen „Geistige Bewegung und politische Wirklichkeit im 19. und 20. Jahrhundert“, „Grundlinien deutscher Geschichte 1848–1945“, „Grundzüge der Soziologie“, „Geschichte der politischen Parteien“, „Deutsche Wirtschaftsgeschichte“, „Über Republik und Monarchie“, „Die Einheit Deutschlands, Geschichte und Gegenwart“, „Bismarck, Stresemann und Adenauer. Stil und Ziele deutscher Außenpolitik“, „Die sowjetische und die westliche Deutschlandpolitik seit 1939“, „Vorgeschichte und Geschichte des Dritten Reiches“.

konnte auch manche Techniker für historische Fragen interessieren. Für die breitere Öffentlichkeit schrieb ich einige Bücher. Als erstes erschien 1951 eine „Leidensgeschichte des zivilen Geistes“⁴², die zeigen wollte, daß es der Demokratie in Deutschland nicht leicht geworden ist, sich gegen die Hegemonie des preußischen Militärstaates durchzusetzen. Der Zusammenbruch von 1918 genügte noch nicht, um den Haß gegen den Parlamentarismus und die schwarzrotgoldene Fahne zu überwinden. Erst die Niederlage Hitlers hat dem verblendeten Bürgertum die Augen geöffnet. Andererseits ist es aber nicht richtig, daß die sozialdemokratische Arbeiterschaft den militaristischen Ungeist besiegt habe. Gerade die Sozialdemokratie hat es versäumt, sich eindeutig zur Weimarer Republik zu bekennen, wie es nötig gewesen wäre, um sie zu erhalten. Die verhängnisvolle Losung: „Republik, das ist nicht viel, Sozialismus ist unser Ziel“⁴³ hat viel Schaden angerichtet. Wohin der „Sozialismus“ führt, hat sich in Rußland gezeigt. Friedrich Ebert, der sozialdemokratische erste Präsident der Weimarer Republik, hatte recht mit seinem charakteristischen Bekenntnis: „Ich hasse die soziale Revolution“.⁴⁴ Er wußte, daß sie zur Diktatur und damit erst recht zum Tod der Demokratie führen mußte. Es wird die Aufgabe der zweiten Republik von heute sein, die „Systemveränderer“ abzuwehren, die auch heute wieder aufgetreten sind. Ein „sozialistisches Europa“ würde kein Reich der Freiheit werden, denn die politische Wirklichkeit zeigt, daß sozialistische Kommandowirtschaft kein Prinzip der Freiheit sein kann. Ich habe fünf Jahre aktive Politik in der Sowjetzone mitgemacht und kann kein einiges Deutschland und kein Europa wünschen, das von Ostberlin aus regiert würde.

Ein wesentliches Verdienst am Sieg der Demokratie in Deutschland haben auch die christlichen Parteien; und es muß ein christliches Europa geschaffen werden, wenn die politische Freiheit gesichert werden soll. Meine „Geschichte der christlichen Parteien in Deutschland“⁴⁵ von 1953 zeigt, daß der zivile

⁴² Leidensgeschichte des zivilen Geistes oder die Demokratie in Deutschland, München 1951 (2. Aufl. 1964 unter dem Titel: Militarismus und ziviler Geist. Die Demokratie in Deutschland).

⁴³ „Republik das ist nicht viel, Sozialismus heißt das Ziel“: Parole der Sozialistischen Arbeiterjugend. Nachgewiesen als Text eines Transparentes auf dem Nordwestdeutschen Jugendtag der Sozialistischen Arbeiterjugend am 20. und 21. April 1930 in Lüneburg. Auskunft des Archivs der Arbeiterjugend in Oer-Erkenschwick. Betreffende Abbildung ist veröffentlicht auf der Titelseite des Buches von Reinhard Lüpke, Zwischen Marx und Wandervogel. Die Jungsozialisten in der Weimarer Republik 1919–1931, Marburg 1984. Ein Hinweis auf diese Parole findet sich auch in Willy Brandt, Links und frei. Mein Weg 1930–1950, Hamburg 1982, S. 44.

⁴⁴ Auf die Frage des Reichskanzlers Prinz Max von Baden am 7.11.1918, ob er zur Abwehr der sozialen Revolution auf die Unterstützung Eberts rechnen könne, wenn der Kaiser abdankte, antwortete Ebert: „Wenn der Kaiser nicht abdankt, dann ist die soziale Revolution unvermeidlich. Ich aber will sie nicht, ich hasse sie wie die Sünde.“ (Prinz Max von Baden, Erinnerungen und Dokumente, neu herausgegeben von Golo Mann und Andreas Burckhardt, Stuttgart 1968, S. 567).

⁴⁵ Geschichte der christlichen Parteien in Deutschland, München 1953.

Geist auch in der christlichen Parteipolitik des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts lebendig gewesen ist. Das Buch berücksichtigt sowohl den evangelischen wie den katholischen Volksteil, behandelt die evangelische Bewegung sogar vielleicht etwas stärker, als ihr wirkliches Gewicht verdient. Das Ziel einer parteipolitischen „Union“ beider Konfessionen wurde 1945 beinahe wie von selber erreicht. Die Zeit dafür war überreif geworden, nicht nur in Deutschland, sondern auch in andern europäischen, besonders mitteleuropäischen Ländern. Grundgesetz und politische Praxis der Bundesrepublik Deutschland sind stark von der Union geprägt. Es hat zwanzig Jahre, bis 1969, gedauert, bis die Unionsregierung in Bonn von einer anders gefärbten abgelöst worden ist. Und auch in der Opposition ist die Union immer stark genug geblieben, um das politische Gepräge unsres Staates im wesentlichen so zu erhalten, wie es in die Geschichte eingetreten ist.

Meine Geschichte der christlichen Parteien hat ziemlich weite Verbreitung gefunden, wozu übrigens auch offiziöse Unterstützung aus Bonn beigetragen hat. Die Leidensgeschichte des zivilen Geistes fand besonderen Beifall beim Chefredakteur des „Rheinischen Merkur“, Otto Roeggele, und begründete für mich langjährige gute Beziehungen zu dieser Zeitung. Von wissenschaftlicher Seite hat sie besonders Professor Bergsträßer lebhaft begrüßt.

Eine Sache für sich bedeutet nun aber das Schulgeschichtsbuch, das ich verfaßt habe⁴⁶ und das 1954 im Verlag Schwann in Düsseldorf erschienen ist. Es ist nicht aus meiner eigenen Initiative entstanden, sondern auf Anregung von Professor Hans Schaefer in Heidelberg, der im Winter 1950/51 die Herausgeberschaft für ein Geschichtswerk für höhere Schulen vom Verlag Schwann übernahm. Er bat mich dringend, den letzten Band für die Oberstufe zu schreiben. Das Werk führte den Gesamttitel „Erbe des Abendlands“; der Band, der von mir erwartet wurde, sollte die Zeit von der Französischen Revolution bis zur Gegenwart umfassen und „Europa in der Welt“ heißen. Ich muß sagen, daß ich es fast als meine Pflicht betrachtete zuzugreifen, denn es schien mir geboten, die Geschichte der neuesten Zeit für die Erziehung der jungen Generation unsern geschichtlichen Erfahrungen gemäß neu zu gestalten.

Als nun aber das Geschichtsbuch „Europa in der Welt“ (Düsseldorf 1954) erschien, zeigte sich sehr bald, wie schlecht es um die Bereitschaft zu einer gründlichen Revision des Geschichtsbildes noch bestellt war. Die Herren Geschichtslehrer an den Höheren Schulen hätten ja schon aus dem Titel bemerken müssen, daß es sich um ein Buch handelte, das der aktuellen Politik der Integration der von der Sowjetherrschaft noch freien Länder Europas entsprechen wollte und das daher nicht von dem hergebrachten „nationalen“ Standpunkt aus geschrieben werden konnte. Die Herren hatten nur Augen dafür, daß an ihrem Idol Bismarck nunmehr auch Kritik geübt werden mußte, und

⁴⁶ Europa in der Welt, Düsseldorf 1954 (Erbe des Abendlandes. Lehrbuch der Geschichte für Höhere Schulen. Oberstufe T. 4).

nahmen pflichtschuldigt daran Anstoß. Was sonst in meinem Buche stand, interessierte sie kaum.

[...]⁴⁷

Es bleibt die Aufgabe zukünftiger Historiker, sich zu der gründlichen Kritik des deutschen 19. Jahrhunderts durchzuringen. Denn mit der Apologetik Bismarcks oder des nationalliberalen Bürgertums um jeden Preis ist es nicht getan. In diesen kursächsischen Aufzeichnungen hier befinden sich viele wohlbe-gründete Beiträge zu jener Kritik, die für mich eine Aufgabe meines Lebens war.

Ich habe dieser Aufgabe in vielen Vorträgen und auch auf meinem Katheder in der Münchner Technischen Hochschule gedient. Ich kann meiner Vorträge und zahlreichen Aufsätze in Zeitschriften wie „Hochland“, „Zeitwende“⁴⁸, „Dokumente“⁴⁹, in der CDU-offiziösen „Politisch-Sozialen Korrespondenz“⁵⁰ und im „Rheinischen Merkur“ hier nicht im einzelnen gedenken. Meine Vortragsreisen führten mich nordwärts bis nach Hamburg und Bremen, westwärts bis nach Saarbrücken und Aachen, ostwärts bis nach Wien und Graz, südwärts bis nach Brixen, Meran und Zürich, also ins ganze Siedlungsgebiet der Deutschen, soweit es nicht durch die russische Zwangsbesetzung abgeriegelt war. Meine Vorlesungen und Kolloquien an der Technischen Hochschule habe ich mehrere Jahre über meine Versetzung in den Ruhestand hinaus freiwillig fortgesetzt.⁵¹

Meine amtliche „Entpflichtung“ als Professor vollzog sich unter etwas dramatischen Umständen im September 1957. Bei der bayerischen Landtagswahl von 1954 war die CSU zwar die stärkste Partei geworden, gewann aber nicht die absolute Mehrheit.⁵² Diese Lage benutzten die übrigen Parteien, um die CSU auszuschalten zu dem Experiment einer Koalition, die jeder inneren Einheit ermangelte, bloß weil sie an die Regierung kommen wollten. Ein solches Verfahren ist zwar nicht verfassungswidrig, kommt aber doch auf ein künstliches Manipulieren hinaus, das dem guten parlamentarischen Brauche wenig entspricht und der auf solcher Grundlage gebildeten Regierung große Schwie-

⁴⁷ Auslassung: 10 Seiten. Inhaltsangabe von „Europa in der Welt“, Ausführungen über die Entwicklung in der DDR und die sowjetische Deutschlandpolitik nach Stalins Tod, über Adenauers Politik sowie über die Saar-Frage.

⁴⁸ Evangelische Kulturzeitschrift, die mit Ausnahme der Jahre 1942–1945 mit wechselnden Verlagsorten seit 1925 erscheint.

⁴⁹ „Dokumente. Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit.“ Erscheint seit 1945 mit wechselnden Verlagsorten.

⁵⁰ Erschien von 1952–1970 in Bonn und wurde herausgegeben von der Gemeinschaft für Christlich-soziale Schulung und öffentliche Meinungsbildung.

⁵¹ Buchheim hielt seine letzte Vorlesung im Wintersemester 1960/1961.

⁵² Bei der Landtagswahl am 28. 11. 1954 erhielt die CSU 38,3 %, die SPD 28,0 %, die BP 13,0 %, der BHE 10,2 % und die FDP 7,2 % der Stimmen. Vgl. Claus A. Fischer (Hrsg.), Wahlhandbuch für die Bundesrepublik Deutschland. Daten zu Bundestags-, Landtags- und Europawahlen in der Bundesrepublik Deutschland in den Ländern und in den Kreisen 1946–1989, 1. Halbband Paderborn 1990, S. 225.

rigkeiten bereitet. [...]»⁵³ So ist auch die Viererkoalition in Bayern (SPD, FDP, Bayernpartei und BHE = Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten) nach drei Jahren zerbrochen, weil der BHE zur CSU überging.⁵⁴ Meine Versetzung in den Ruhestand fiel 1957 gerade in die Krise. Das sozialdemokratisch verwaltete Finanzministerium wollte meinen Vertrag mit Hundhammer von 1950, der meine Ruhestandsbezüge regelte, nicht anerkennen. Ich sollte schwer geschädigt werden und mußte mich daher zu einem energischen Protest entschließen, der vom Rektor der Technischen Hochschule unterstützt wurde. Die Sache hätte ans Verwaltungsgericht gehen müssen und hätte mir sicher sehr viel Ärger bereitet. Da wurde genau in diesem Augenblick die Koalitionsregierung gestürzt, und „die Macht“ fiel wieder an die CSU. Da gewann das Kultusministerium seinen Mut zurück, meinen Vertrag zu erfüllen. Ich bekam ganz unerwartet einen Anruf aus dem Ministerium: Man wolle mir meine Ansprüche bewilligen, wenn ich meinerseits den Protest zurücknähme. Dazu war ich natürlich bereit. Daß es eines Regierungswechsels in Bayern bedurfte und daß dieser Wechsel im richtigen Augenblick auch gerade eintrat, kann wohl mit Recht als bemerkenswert bezeichnet werden.

[...]»⁵⁵

Es ist die Geschichte meiner kursächsischen Heimat, der ich die Einsichten verdanke, die heute wieder fruchtbar werden sollen. Ich habe nach meiner Übersiedelung nach München (1950) den Heimatboden nie wieder betreten und war von vornherein entschlossen, es nicht wieder zu tun, weil ich als Historiker als meine Aufgabe erkannte, im freien Raume die Traditionen zu pflegen, die man heute in Sachsen nicht vertreten kann. Ich habe das in meinen Büchern getan. Daß ich trotz vieler Hemmnisse nicht unverstanden geblieben bin, zeigte mir unter anderem das Echo, das ich mit der „Geschichte des deutschen Kaiserreichs von 1871“⁵⁶ erlebte. Im Januar oder Februar 1970 wurde ich einmal ans Telefon gerufen. Der Anrufer stellte sich vor: „Hier ist der Markgraf von Meißen.“⁵⁷ Er erklärte mir, er habe mein Buch gelesen und wolle mich fragen, ob ich grundsätzlich eine Einladung zum Mittagessen annehmen würde. Als ich ihn dann nach dem in Betracht kommenden Termin fragte, nannte er freilich eine Zeit, in der ich nicht in München sein konnte, weil da meine Ferienreise nach Lugano angesetzt war. Da er in Wettingen in der Schweiz wohnte, bot ich ihm eine Begegnung in Zürich an, wo ich die Eisenbahnfahrt unterbrechen könnte. So verblieben wir zunächst. Die Begegnung kam dann allerdings nicht zustande, weil der Markgraf durch einen Trauerfall

⁵³ Auslassung: 6 Zeilen. Vergleich mit der Bildung der sozialliberalen Koalition.

⁵⁴ Am 16.10.1957 wurde die neue Regierungskoalition aus CSU, BHE und FDP gebildet.

⁵⁵ Auslassung: 22 Seiten. Über das eigene publizistische und wissenschaftliche Werk.

⁵⁶ Das deutsche Kaiserreich, 1871–1918. Vorgeschichte, Aufstieg, Niedergang, München 1969.

⁵⁷ Maria Emanuel Markgraf von Meißen, Prinz von Sachsen, Herzog zu Sachsen, Chef des königlichen Hauses Sachsen (geb. 1926).

in der Familie verhindert war. Wir haben uns erst zwei Jahre später persönlich gesehen, blieben aber in einer lockeren schriftlichen Verbindung.

Ich übernahm im Mai 1972 beim Jahrestreffen meiner ehemaligen Mitschüler vom Staatsgymnasium Dresden die Festrede. Diese Fahrt nach Stuttgart wurde die letzte Vortagsreise meines Lebens. Ich entschloß mich, jetzt, das heißt zwanzig Jahre nach der Auflösung des Freistaates Sachsen, über die geschichtliche Lage unsrer Heimat zu sprechen. Eine Tagung von Landsleuten schien mir der rechte Ort dafür zu sein. Das Thema hieß also „Sächsische Geschichte und Sächsische Gegenwart“. Das Auditorium wurde vergrößert durch eine beträchtliche Anzahl ehemaliger Freiburger Schüler von mir, die teilweise sogar von auswärts nach Stuttgart gekommen waren. Es mögen gegen 120 Hörer gewesen sein. In der ersten Reihe saßen die Mitglieder unseres früheren Königshauses: die beiden Enkel des letzten Königs von Sachsen, der Markgraf Maria Emanuel von Meißen und sein Bruder Prinz Albert⁵⁸ mit ihren Damen.

Die geschichtliche Darstellung beschränkte sich auf das albertinische Sachsen unter Albrecht dem Beherzten⁵⁹ und Georg dem Bärtigen, an das 1547 unter Moritz⁶⁰ die Kurwürde fiel. Das ist jenes Sachsen, das die Luthersche Reformation nicht gefördert, sondern ihr grundsätzlichen Widerstand geleistet hat, weil die Kirchenreform nicht Sache der Territorialfürsten, sondern des Reiches gewesen wäre. Die albertinische Politik des 16., 17. und 18. Jahrhunderts ist gekennzeichnet durch unbeirrbares Reichstreue. Ich bin der Überzeugung, daß sie damit im Recht geblieben ist. Denn die Politik des Abfalls vom Reichsgedanken hat letzten Endes in die deutschen Katastrophen des 20. Jahrhunderts geführt. Auf das albertinische Fürstenhaus gehen die engen Beziehungen zu Böhmen zurück. Georg der Bärtige war mütterlicherseits der Enkel des utraquistischen⁶¹ Königs Georg von Podiebrad⁶² und damit der Erbe seiner weitschauenden Politik. Kursachsen stand bereits seit dem 15. Jahrhundert in dauernden Beziehungen zum böhmischen Nachbarn. Ein Symbol dafür ist der Name der Prager Straße, die die repräsentativste der Dresdner Altstadt war. Zu diesen Beziehungen zwischen Dresden und Prag kamen seit August dem Starken⁶³ die Personalunion mit der Krone Polens und die mannigfaltigen kulturellen Verbindungen zwischen Dresden und Warschau. Das Symbol dafür ist das Reiterstandbild Augusts des Starken auf dem

⁵⁸ Albert Prinz von Sachsen (geb. 1934) Dr. phil., Historiker.

⁵⁹ Albrecht der Beherzte (1443–1500), 1464–1485 gemeinsam mit seinem Bruder Ernst Herzog von Sachsen, Begründer der albertinischen Linie.

⁶⁰ Moritz (1521–1553), 1541 Herzog von Sachsen (albertinische Linie), 1547 Kurfürst von Sachsen.

⁶¹ Utraquisten: Anhänger der gemäßigten Hussiten, die das Abendmahl in beiderlei Gestalt forderten.

⁶² Georg von Podiebrad (1420–1471), 1458–1471 König von Böhmen.

⁶³ August II. der Starke (1670–1733), 1694–1733 als Friedrich August I. Kurfürst von Sachsen, 1697–1706 und 1709–1733 König von Polen.

Neustädter Markt, das auch die Kommunisten wieder aufgestellt haben. Es gibt also ein für die europäische Geschichte bedeutsames Dreieck Warschau-Dresden-Prag, von dem ich glaube, daß es auch in der Zukunft Bedeutung erlangen könnte. Denn heute gehören Warschau, Dresden und Prag gemeinsam zum Machtbereich der Sowjetunion. Sie erlitten ein gemeinsames Schicksal und werden also eine gemeinsame Geschichte haben.

Schaut man nun einmal eine historische Landkarte an, so wird man finden, daß die Deutsche Demokratische Republik territorial eine bemerkenswerte Ähnlichkeit hat mit dem Obersächsischen Kreise des alten deutschen Reiches. Das Reich war seit Anfang des 16. Jahrhunderts bis zu seinem Ende in zehn Kreise eingeteilt, deren Stände politische Faktoren mit bestimmten Zuständigkeiten waren. Der Obersächsische Kreis umfaßte nicht nur die wettinischen Territorien, sondern auch Brandenburg und Pommern bis zur Insel Rügen. Er erstreckte sich also, wie heute die DDR, vom Erzgebirgskamm bis zur Ostseeküste. Wer das weiß, der erkennt, daß die DDR nicht bloß als ein Gebilde des Zufalls angesehen zu werden braucht, sondern daß sie auch eine Tradition annehmen könnte, die ganz anders ist als die preußische, an die Ulbricht⁶⁴ anzuknüpfen suchte.

Es gibt noch ein anderes Gebilde in der geschichtlichen Vergangenheit, an das die DDR erinnert, das freilich nicht realisiert werden konnte. Das ist der Elb/Oder-Staat, den Friedrich II. durch den Siebenjährigen Krieg zu errichten hoffte. Der preußische König, der bereits Schlesien erobert hatte, brach den Reichsfrieden und überfiel Kursachsen, um es gleichfalls zu annektieren. Er wollte seinen Staat nicht nach Osten hin erweitern, wie er es später getan hat, sondern nach Süden. Er wollte aus Pommern, Brandenburg, Schlesien und Sachsen einen geschlossenen Machtstaat bilden, der wirtschaftlich und kulturell reicher und stärker gewesen wäre, als das später nach Osten ausgedehnte Preußen. Wäre ihm das gelungen, so wäre Preußen eine Macht von anderem Charakter geworden als später im 19. Jahrhundert. Es wäre ohne seine spätere Rheinprovinz geschlossener gewesen und doch nicht so östlich, wie es trotz seiner Westprovinzen sich ausnahm. Friedrich war kein geborener Militarist; er war von seinem Vater gezwungen worden, es zu werden. Er wäre vielleicht fähig gewesen, sein altes Brandenburg dem viel reicheren Sachsen unterzuordnen. Er hätte wohl ebensogern in Dresden oder Pillnitz wie in Berlin, Potsdam und Sanssouci regiert, denn er war ein recht platter Rationalist, ohne Sinn für geschichtliche Bodenständigkeit, ganz im Gegensatz zu dem Haus der sächsischen Landesherren, das seit vielen Jahrhunderten in der Mark Meißen tief verwurzelt war. Nur seine oberflächliche Aufklärungsgesinnung konnte ihn ja überhaupt meinen lassen, daß es ihm ein Leichtes sei, ein Kurhaus des

⁶⁴ Walter Ulbricht (1893–1973), 1950 Generalsekretär, 1953–1971 Erster Sekretär der SED, 1949 stellvertretender, 1955–1960 Erster stellvertretender Ministerpräsident der DDR, 1960–1973 Vorsitzender des Staatsrates, 1963–1972 Leiter des Nationalen Verteidigungsrates der DDR.

deutschen Reiches einfach auszulöschen und sich an seine Stelle zu setzen. Er konnte den Krieg, den er riskierte, gar nicht gewinnen. Daß er nicht selber daran zugrunde ging, verdankte er der Politik der russischen Zarin Katharina⁶⁵, die ihn als Schachfigur für ihre Einmischung in Deutschland vortrefflich brauchen konnte. Ein friderizianischer Elb/Oder-Staat hätte vielleicht seine Vorzüge für die künftige Entwicklung gehabt. Aber man kann eben einen soliden Staat nicht mit bloßer militärischer Gewalt schaffen. Diese Erfahrung hat später auch das Bismarck-Reich bestätigt.

Sie würde sich früher oder später auch an der DDR bestätigen, wenn diese nicht erkennen sollte, daß ihre echte, im Volkstum begründete Kontinuität nicht auf Preußen hinweist. Die ganze Bevölkerung der DDR hat ihr Schwerpunct nicht in Brandenburg und Ostberlin. Die DDR würde sich weit solider begründen können auf die ehemaligen kursächsischen Gebiete in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen. Wenn sie dahinterkäme, daß sie ihre besten Traditionen in Kursachsen finden könnte, einschließlich der Beziehungen Sachsens zu Böhmen und Polen, dann würde sie merken, daß ihre Hauptstadt nicht an die Spree, sondern an die Elbe nach Dresden gehört. Irgendeinmal wird man ja für Berlin eine befriedigende Lösung finden müssen. Und wenn die Westmächte ihre Stellung in Westberlin nicht räumen, könnte die Lösung doch kaum anders gefunden werden als durch die Internationalisierung ganz Berlins, durch die die unnatürliche und unzweckmäßige Mauer wegfallen würde, die heute die Stadt zerteilt. Dann wäre die Zeit gekommen, wo die DDR, auch wenn sie ein sozialistischer Staat bleiben muß, der Nachfolgestaat Kursachsens werden würde. Der Schwerpunkt der Bevölkerung, wie gesagt, liegt in Kursachsen, und der landschaftliche Zentralpunkt kann auch das neue Dresden werden, das die Kommunisten aufgebaut haben, so wie es das alte kursächsische Dresden war.

Kein Mensch kann sagen, ob etwas von dem, was ich hier skizziert habe, in Erfüllung gehen kann. Meine Zuhörer in Stuttgart wurden, wie ich sogleich merkte, durch den Vortrag sehr nachdenklich gemacht und sparten nicht mit lebhaftem Beifall. Als ich aufhörte, kam der Prinz Albert zu mir und erbat sich mein Manuskript zum Abdruck in der Monatsschrift „Sächsische Heimat“.⁶⁶ Dort ist der Artikel „Sächsische Geschichte und Sächsische Gegenwart“ im August/September-Heft 1972 unverändert erschienen. Mit dem Markgrafen hatte ich ein längeres Gespräch. Wir blieben dann weiter miteinander in Korrespondenz.

[...]⁶⁷

Ich bin nach dem Stuttgarter Vortrag in die Bundeslandsmannschaft Sachsen in der Bundesrepublik eingetreten, weil sich diese Vereinigung grundsätzlich aller revanchistischen Bestrebungen enthält. Andererseits glaube ich, daß die

⁶⁵ Katharina die Große (1729–1796), 1762–1796 Zarin von Rußland.

⁶⁶ Sächsische Heimat, Heft 8/9 (1972), S. 268–278.

⁶⁷ Auslassung: 1 Seite. Über die Politik Willy Brandts.

Tradition der kursächsischen Landesgeschichte lebendig gehalten werden sollte, weil sie noch segensreich werden kann in der Deutschlandpolitik der Zukunft. Zu dieser Tradition gehört auch die Pflege eines guten Verhältnisses zu unserm früheren Königshaus, auch wenn an eine Wiederherstellung monarchischer Staatsformen in Deutschland nicht gedacht werden kann. Unser altes Reich war eine Ständerepublik mit dem Wahlkaiser als repräsentatives Oberhaupt. Der Reichsstand Meißen und später Kursachsen ist achthundert Jahre lang von unsern wettinischen Landesherren vertreten worden. Das ist kein Pappenstiel und hat nicht viele seinesgleichen. Die Verehrung für den legitimen Landesherrn ist keine politisch reaktionäre Regung, sondern ein Element der guten Tradition der Landesgeschichte. Geschichtlich bleibt der Markgraf von Meißen, solange es einen geben wird, der legitime Landesherr. Die Weihe von achthundert Jahren Geschichte kann ihm nicht genommen werden.

Was ich persönlich der kursächsischen Geschichte verdanke, scheint mir in dieser Darstellung meiner Lebens- und Bildungsgeschichte gesagt zu sein. So kann ich mit einem Blick auf Kursachsen diese Darstellung, wie ich sie angefangen habe, auch abschließen.

Abkürzungsverzeichnis

ADAV	Allgemeiner Deutscher Arbeiterverein
AG	Aktiengesellschaft
AH	Alter Herr
Anm.	Anmerkung
ASP	Alte Sozialdemokratische Partei Deutschlands bzw. Sachsens
ASZ	Akademische Sängervereinigung
BHE	Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten
BP	Bayernpartei
BVP	Bayerische Volkspartei
CC	Chargierten-Convent
CDU	Christlich-Demokratische Union
CSU	Christlich-Soziale Union
DAF	Deutsche Arbeitsfront
DDP	Deutsche Demokratische Partei
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DNVP	Deutschnationale Volkspartei
DVP	Deutsche Volkspartei
FDGB	Freier Deutscher Gewerkschaftsbund
FDJ	Freie Deutsche Jugend
FDP	Freie Demokratische Partei
FU	Freie Universität
G. B. C.	Generalburschenconvent
GPU	Gossudarstwennoje Polititscheskoje Uprawlenije (Staatliche politische Verwaltung)
GWU	Geschichte in Wissenschaft und Unterricht
HZ	Historische Zeitschrift
IfZ	Institut für Zeitgeschichte
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
LDP	Liberal-Demokratische Partei
MdB	Mitglied des Bundestages
MdR	Mitglied des Reichstages
MdVK	Mitglied der Volkskammer
MdVR	Mitglied des Volksrates
NKWD	Narodnyj Kommissariat Wnutrennych Del (Volkskommissariat für innere Angelegenheiten)
NL	Nachlaß
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
OHL	Oberste Heeresleitung
P.	Pastor, Pater
PG	Parteigenosse
RGBI	Reichsgesetzblatt
RKV	Rudelsburger Kartellverband
SA	Sturmabteilung

SBZ	Sowjetisch Besetzte Zone
SDAP	Sozialdemokratische Arbeiterpartei
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
S. J.	Societatis Jesu
SMA(D)	Sowjetische Militäradministration (Deutschlands)
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SS	Schutzstaffel
TH	Technische Hochschule
UdSSR	Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken
USA	United States of America (Vereinigte Staaten von Amerika)
USPD	Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands
USV	Universitäts-Sänger-Verein
VfZ	Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte
ZK	Zentralkomitee
ZS	Zentralsekretariat

Aufstellung der im Text der „Erinnerungen“ genannten Abhandlungen Karl Buchheims

- Unveröffentlichte Abhandlung mit dem Titel „Die Bilanz der sächsischen Landtagswahlen vom Oktober 1909“.
- Die Stellung der Kölnischen Zeitung im vormärzlichen rheinischen Liberalismus, Leipzig 1914.
- Ein Programm, in: Akademische Sängerezeitung. Als Handschrift gedruckt für den Weimarer Chargierten-Convent (C. C.), Verband deutscher Sängerschaften, 17. Jg., Nr. 1 (Mai 1911), S. 8–11.
- Katholische Kirche und protestantisches Religionsprinzip, unveröffentlicht, vom 7. Juni 1916 datiert.
- Der internationale Gedanke, in: Die Grenzboten, Nr. 10 vom 8. 3. 1916, S. 290–298.
- Aus der politischen Vergangenheit der deutschen Katholiken, in: Die Grenzboten, Nr. 37 vom 13. 9. 1916, S. 329–337.
- Noch ein Wort über Belgiens Zukunft, in: Die Grenzboten, Nr. 51 vom 20. 12. 1916, S. 363–367.
- Zum Burgfrieden unter den Weltanschauungen, in: Die Grenzboten, Nr. 52 vom 27. 12. 1916, S. 413–415.
- Das neue Flandern, in: Die Grenzboten, Nr. 15 vom 11. 4. 1917, S. 33–39.
- Das belgische Kriegsziel und die Friedenserklärung des Reichstags, in: Die Grenzboten, Nr. 31 vom 1. 8. 1917, S. 129–139.
- Das Vermächtnis Brucks, in: Die Grenzboten, Nr. 12 vom 21. 3. 1917, S. 364–379.
- Kräfte von innen, in: Die Grenzboten, Nr. 27 vom 4. 7. 1917, S. 1–9.
- Der mitteleuropäische Gedanke und die deutsche Sprache in Ungarn, in: Die Grenzboten, Nr. 38 vom 19. 9. 1917, S. 373–379.
- Das mitteleuropäische Kriegsziel, in: Die Grenzboten, Nr. 43 vom 24. 10. 1917, S. 104–111.
- Die belgische Neutralität, in: Die Grenzboten, Nr. 46 vom 14. 11. 1917, S. 188–197.
- Der belgische Staatsnationalismus, in: Die Grenzboten, Nr. 49 vom 5. 12. 1917, S. 272–279.
- Belgien als Faustpfand, in: Die Grenzboten, Nr. 3 vom 16. 1. 1918, S. 63–68.
- Der sozialdemokratische Parteitag, in: Die Grenzboten, Nr. 26 (1919), S. 289–294.
- Die Politik der Deutschen Volkspartei, in: Die Grenzboten, Nr. 32 (1919), S. 128–131.
- Die Geschichte der Kölnischen Zeitung, Bd. 2, Köln 1930.
- Die Geschichte der Kölnischen Zeitung, Bd. 3 und 4, Köln 1976 bzw. 1979.
- Kirchlicher Patriotismus, in: Die Grenzboten, Nr. 5/6 vom 4. 2. 1919, S. 78–81.
- Zur Beurteilung von Luthers Werk und Wirkung, in: Una Sancta, Heft 11 (1925), S. 168–170 und Heft 12 (1925), S. 190–193.
- Symbolum Nicaenum. Prinzipielles am Ausgang des Säkularjahres des ersten ökumenischen Konzils, in: Una Sancta, Heft 12 (1925), S. 186/187.

- Die sächsischen Wahlen, in: Der Zusammenschluß, Heft 9 (1926/27), S. 14–20.
 Ökumenische Besinnung, in: Religiöse Besinnung, Heft 1 (1931/1932), S. 55/56.
 Wahrheit und Geschichte, Leipzig 1935.
 Logik der Tatsachen. Vom geschichtlichen Wesen der Schöpfung, Leipzig 1937.
 Das Maß der Dinge, in: Die neue Rundschau, August 1938, S. 122–140.
 Was ist Wahrheit? Zum Aufbau einer christlichen Philosophie, in: Eckart 14 (1938), S. 73–82.
 Das Bekenntnis von Nikäa, in: Eckart 18 (1942), S. 40–46.
 Augustins Traktat ‚Von der Gottesstadt‘, in: Eckart 18 (1942), S. 237–245.
 Vom Ursprung der Romantik, in: Eckart 16 (1940), S. 128–132.
 Humanismus der Krisis, in: Eckart 19 (1943), S. 73–76.
 Unser Nächster, in: Eckart 17 (1941), S. 4–9.
 Die dritte Bitte des Vaterunser, in: Eckart 16 (1940), S. 208–212.
 Leibniz in seiner und unsrer Zeit, in: Hochland 35, Bd. 1 (1937/1938), S. 417–431.
 Cogito ergo sum, in: Hochland 37 (1939/1940), S. 129–138.
 Der Philosoph der Monaden, in: Hochland 39 (1946/1947), S. 90–92.
 Suleika. Vom Ewigen in der Liebe, München 1948.
 Das messianische Reich. Über den Ursprung der Kirche im Evangelium, München 1948.
 Leidensgeschichte des zivilen Geistes oder die Demokratie in Deutschland, München 1951 (2. Aufl. 1964 unter dem Titel: Militarismus und ziviler Geist. Die Demokratie in Deutschland).
 Geschichte der christlichen Parteien in Deutschland, München 1953.
 Die Neuzeit 2, Düsseldorf 1952 (Erbe des Abendlandes. Lehrbuch der Geschichte für Höhere Schulen. Oberstufe T. 4, Halbbd. 1).
 Das Deutsche Kaiserreich, 1871–1918. Vorgeschichte, Aufstieg, Niedergang. München 1969.
 Sächsische Geschichte und sächsische Gegenwart, in: Sächsische Heimat, Heft 8/9 (1972), S. 268–278.

Personenregister

- Ackermann, Anton 238
Adenauer, Konrad 248, 260ff., 265
Albani, Johannes 116, 118, 128, 140, 149ff.
Albert, Prinz von Sachsen 267, 269
Alexander II., Zar von Rußland 181
Alexander der Große 210
Albrecht der Beherzte, Herzog von Sachsen 267
Amann, Max 203
Aquin, Thomas von 175
Aristoteles 25
Arkenau, Aurelius 210, 212ff., 217, 224, 227, 233,
Arseniew, Nicolas von 142
August II. der Starke 267
Augustinus 11
- Baeumler, Alfred 154f.
Ball, Hugo 143f.
Bebel, August 16
Becker, Heinrich 206, 210, 212, 224ff., 236
Becker, Werner 172
Beckerath, Hermann von 43
Beethoven, Ludwig van 19
Bellmann, Fritz 197
Benesch, Edvard 229
Benzenberg, Johann Friedrich 43
Bergsträßer, Ludwig 186, 208, 210, 256, 264
Bethmann Hollweg, Theobald von 87f., 91
Bettac, Ulrich 115, 119, 121ff., 128, 134f., 138, 146
Bismarck, Otto Fürst von 13, 16, 19, 64ff., 80ff., 86, 90ff., 95, 109, 262, 264f.
Bloch, Ernst 244
Blomberg, Werner von 160, 173
Blum, Robert 18
Böhme, Ernst 58, 195
Böhme, Hanna siehe Buchheim, Hanna
Böhme, Hans 41f., 46, 48f., 51, 53, 57ff., 66ff., 72f., 96
Böhme, Hugo 42, 57f., 67, 167, 169, 195, 199
Böhme, Renate 244
Bölsche, Wilhelm 32
Böttcher, Kurt 52, 55f., 154
- Böttger, Lore 154, 173, 188, 191, 194, 210
Böttger, Rudolf 154, 171, 173, 188
Bond, Hanna 75
Bonifatius 51, 159
Borromeo, Carlo 193
Boß, Georg 144f., 152, 156ff.
Brandenburg, Erich 39, 44f., 80, 83
Brandstetter, Justus 211
Brandstetter, Willy 199, 225
Brandt, Willy 269
Bravermann (SMAD-Mitarbeiter) 228, 230
Brentano, Clemens von 144
Brigl, Bernhard 44
Buchheim, Arthur 16, 19, 21, 58, 163, 195, 199
Buchheim, Auguste 18
Buchheim, Carl Gottlob 18f.
Buchheim, Grete 58, 67, 96, 113, 192, 195
Buchheim, Hanna 42, 58f., 67f., 72, 74, 78, 96f., 106, 108, 111, 153, 162ff., 167ff., 172, 175, 179f., 183, 185, 189, 191, 193ff., 200, 203, 211f., 230ff., 238, 240, 252, 254ff.
Buchheim, Hanny siehe List, Hanny
Buchheim, Hans 10, 106, 155, 169, 172, 179, 185f., 189f., 193f., 196f., 206, 210, 240, 242, 247, 255f., 259f.
Buchheim, Nanny 19, 23, 67, 96, 163, 195
Bülow, Bernhard Fürst von 20, 92
Busch, Wilhelm 187
- Caesar, Gaius Julius 25
Calvin, Johannes 129
Campenhausen, Ludolf 43
Caprivi, Leo Graf von 91
Carneri, Bartholomäus Ritter von 30
Catullus, Gaius Valerius 59
Chotek, Sophie, Herzogin von Hohenberg 62
Churchill, Sir Winston S. 187
Chwolson, Orest Danilowitsch 31
Cicero, Marcus Tullius 83
Claß, Heinrich 91
Cleinow, Georg 80, 101f., 105
Columbus, Christoph 25
Constant de Rebecque, Benjamin 43
Corvin-Wiersbitzki, Otto von 16
Cuno, Wilhelm 108

- Dante Alighieri 175
 Darré, Richard Walter 203
 De Gasperi, Alcide 261
 Delbrück, Berthold 36, 41
 Demosthenes 24
 Dertinger, Georg 250
 Descartes, René 11, 178
 Dessauer, Philipp 172, 174, 178, 184f.
 Detmer, Wilhelm 30f.
 Dibelius, Martin 176
 Dieckmann, Johannes 235
 Diltthey, Wilhelm 15
 Döllinger, Ignaz von 125f.
 Döring, Hellmut 154, 191
 Dollfuß, Engelbert 173
 Dschugaschwili, Jossif Wissarionowitsch,
 siehe Stalin, Jossif Wissarionowitsch
 Du Moulin-Eckart auf Bertoldsheim,
 Richard Graf 244
 Dyck, Margarete 248f., 251
 Dyrssen, Carl 133, 138, 141

 Ebert, Friedrich 105, 107, 263
 Eckert, Paul 29, 34f., 49
 Ehrenberg, Hans 142
 Eichelbaum, Ernst 205f., 222ff., 227,
 231f., 237
 Eichler, Ernst 245
 Eisenhower, Dwight D. 202f.
 Eisner, Kurt 93
 Enzmann, Hans 21ff., 29
 Ernst, Herzog von Sachsen 267
 Erzberger, Matthias 88, 93, 107, 121, 218,
 220
 Eucken, Rudolf 36

 Fehrenbach, Konstantin 93
 Fest, Joachim C. 186, 188
 Fichte, Johann Gottlieb 31, 43
 Fischer, Marianne 253
 Flaccus, Quintus Horatius (genannt
 Horaz) 24
 Fleißner, Heinrich 212
 Foerster, Friedrich Wilhelm 125
 Foertsch, Hermann 260
 Fontane, Theodor 187
 Franz Ferdinand, Erzherzog von Öster-
 reich-Este 62, 66
 Frantz, Konstantin 155
 Freise, Josef Ulrich 116, 120, 126f., 131f.
 Freund, Michael 258
 Freyberg, Alfred 201
 Freyer, Hans 209, 224
 Friedensburg, Ferdinand 220

 Friedrich II. (der Große), König von
 Preußen 199, 268f.
 Friedrich August III., König von Sachsen
 46, 66, 74, 86, 92, 94
 Friedrich Barbarossa, Deutscher Kaiser
 24f.
 Friedrich Wilhelm I., König von Preußen
 268
 Friedrich Wilhelm III., König von
 Preußen 69
 Friedrich Wilhelm IV., König von
 Preußen 82
 Frings, Theodor 235, 244
 Froböse, W. 140ff., 149ff., 157f., 166
 Froude, Richard Hurrell 129
 Fürst, Georg 69

 Gablentz, Otto Heinrich von der 220
 Gadamer, Hans-Georg 208ff., 222, 224,
 226, 235, 243ff.
 Gadow, Marianne 237
 Gehe, Franz Ludwig 17
 Georg der Bärtige, Herzog von Sachsen
 15, 193, 267
 Georg von Podiebrad, König von
 Böhmen 267
 Glavemin, Franz 203
 Glinz, Gustav Adolf 135, 138, 145f., 148f.
 Goebbels, Joseph 160, 187, 203, 205
 Goerdeler, Carl-Friedrich 186ff., 190
 Göring, Hermann 160
 Goethe, Johann Wolfgang von 25, 187,
 241
 Götting, Gerald 250
 Goldbach, Gertrud 246
 Goldschmidt, Stefan 253
 Grey of Fallodon, Lord Edward 66
 Grisar, Hartmann 143f.
 Gröber, Adolf 93
 Groener, Wilhelm 94
 Guardini, Romano 255
 Gunkel, Theodor 172, 200
 Gustav II. Adolf, König von Schweden 133
 Gutenberg, Johannes 25

 Haeckel, Ernst 13, 20, 29ff., 40
 Hanisch, Eugen 238
 Hanseman, David 43
 Hansen, Heinrich 114f., 121, 137,
 Hansen, Joseph 41f.
 Hashagen, Justus 41ff., 79
 Haß, Otto 45, 48
 Hauff, Wilhelm 62, 187
 Haußmann, Conrad 93

- Heep, Paul 45
 Hefter, Heinrich 179
 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 43
 Hegner, Jakob 172, 174 ff., 207
 Heid, Maria 75
 Heile, Wilhelm 79 f.
 Heiler, Friedrich 125 ff., 141 f.
 Heimpel, Hermann 209
 Heine, Heinrich 38, 43
 Heinrich, Prinz von Preußen 199
 Heinze, Rudolf 102, 104, 107
 Heldmann, Karl 125, 155
 Heldt, Max 147 f.
 Hellbach, Arnim 227
 Heller, Hermann 154
 Hermes, Andreas 219 f., 228
 Herrmann, Fritz 48, 52, 54 ff., 153 f.
 Hertling, Georg Freiherr von 92
 Herzfeld, Hans 9 f.
 Herzog, Eugen Hermann 135, 140
 Heßlein, Paul 117
 Hickmann, Hugo 223, 231, 235, 250 f.
 Hieber, Walter 253
 Himmler, Heinrich 160
 Hindenburg, Paul von Beneckendorff
 und 87 f., 94, 102, 161, 173 f.
 Hinkler, Paul 203
 Hiob 76
 Hitler, Adolf 69, 83, 100, 132, 152, 160 ff.,
 171 ff., 176, 178, 180, 182 ff., 186 ff., 190,
 192, 202 ff., 210, 215 f., 236, 238, 257, 260,
 263
 Hlawaczek, Walter 227
 Hoch, Anton 259
 Hoffmann, Gustav 34
 Hoffmann, Karl 100
 Hofmann, Michael 110
 Holstein, Friedrich von 64
 Holtzhauer, Helmut 225 f., 245, 251
 Homer 24 f.
 Horneffer, Ernst 50
 Hoschek, Alois 241
 Huber, Ottilie 242
 Huch, Ricarda 187
 Hugenberg, Alfred 18, 160 f., 218
 Humboldt, Alexander von 25
 Hundhammer, Alois 249, 253 f., 257, 266

 Ihlenfeld, Kurt 177 f.
 Immermann, Karl 76
 Instinsky, Uli 170

 Jähne, Fritz 21 f.
 Jähne, Walter 21 ff., 27, 29, 31, 53, 73

 Jagsch, Johannes 153
 Jakobi, Erwin 243
 Jatho, Karl 50
 Jenderzok, Maximilian 140
 Jesus von Nazareth 51, 76 f., 113 f., 122 f.,
 126, 128 f., 138, 158 f., 166, 181, 197
 Judeich, Walther 36
 Jünger, Ernst 187
 Jung, Marianne 183 f.

 Kahl, Wilhelm 98 f.
 Kaiser, Jakob 228 f., 239 f., 243, 261
 Kalthoff, Albert 30 f.
 Kant, Immanuel 25, 43, 76
 Kapp, Wolfgang von 89, 103
 Karl der Große 25, 193
 Katharina die Große, Zarin von Rußland
 269
 Keil, Ernst 16
 Kiemeyer, Otto A. 225, 234 ff., 242 f.,
 245 f.
 Kirsch, Ludwig 223
 Klingner, Friedrich 226, 245,
 Klose, Rudolf 23, 52, 153
 Koch, Hermann E. 117 f.
 Köster, Albert 39
 Köster, Hellmut 234, 239
 Kötzschke, Rudolf 234
 Kohlschmidt, Walter 171
 Korn, Karl 176
 Krausnick, Helmut 259
 Krebs, Marie 164, 260
 Kroll, Gerhard 249 ff., 253 f., 256 ff., 262
 Kromayer, Heinrich 155, 165
 Kühlmann, Richard von 92
 Kühn, Johannes 244 f.
 Kuhlmann, Emil 45
 Kunze, Edgar 46
 Kunze, Gerhard 58
 Kunze, Otto 152
 Kurtz, Hermann 144

 Lacordaire, Dominique 129
 Lamennais, Hugues-Félicité-Robert de
 129
 Lamprecht, Karl 11, 35, 40 ff., 47, 56 ff.,
 66
 Landauer, Gustav 98
 Langbein, Helmut 170, 199, 211
 Lassalle, Ferdinand 15 f.
 Laßwitz, Kurd 30 f.
 Lehmann, Hans 179, 183, 242, 247
 Leibniz, Gottfried Wilhelm 11, 177 f., 227
 Leiterd, Rudolf 42

Leitzmann, Albert 36, 38
 Lemmer, Ernst 220, 228, 239
 Lenin, Wladimir Iljitsch 89, 95
 Ley, Robert 160
 Liebknecht, Wilhelm 16
 Lietzmann, Hans 35
 List, Hanny (geb. Buchheim) 58, 67,
 194f.
 List, Martin 52
 List, Paul 194f.
 Litt, Theodor 245
 Löns, Hermann 187
 Ludendorff, Erich 87f., 91f., 105, 133
 Lütge, Friedrich 245
 Luise, Großherzogin von Baden 74
 Lüttwitz, Walther Freiherr von 103
 Luther, Martin 13, 22, 78, 113f., 119ff.,
 125f., 129, 132f., 138, 140, 143f., 151,
 190, 193, 197

 Mann, Thomas 203f.
 Maria Emanuel, Markgraf von Meissen
 266f., 269
 Martin, Alfred von 126, 128, 132ff., 139,
 141ff., 149ff.
 Martin, Viktor von 144
 Marx, Karl 15, 43, 86, 229, 258,
 Matern, Hermann 246
 Matthes, Curt 224, 227
 Mau, Hermann 234, 258ff.
 Maurenbrecher, Max 50
 Max, Prinz von Baden 93, 99, 263
 Medici, Lorenzo de 25
 Mehring, Franz 17
 Meonius, Georg 152
 Meinecke, Friedrich 9, 12
 Metzner, Kurt 187, 191f.
 Mevissen, Gustav von 41, 43
 Minkner, Konrad 128, 132
 Mogk, Helmut 225, 235f., 242
 Montalembert, Charles Forbes de Tyron
 Graf von 129
 Morenz, Siegfried 226
 Moritz, Herzog von Sachsen 267
 Mosel, Heinrich 115, 117ff., 128, 135,
 142f.
 Mozart, Wolfgang Amadeus 19
 Müller, Alfred Dedo 152, 154, 186, 199f.,
 204, 206
 Müller, Franz Hermann 152, 158
 Müller, Heinrich 45, 52
 Müller, Josef 249
 Müller-Bernhardt, Hans 217
 Müntzer, Thomas 143

Musial, Ernst 171f., 176
 Mussolini, Benito 100, 173, 205
 Mutschmann, Martin 168

 Nachod, Hans 175, 178
 Nachtigal, Johannes Wilhelm 124, 140,
 143, 145
 Nahmer, Ernst von der 108, 152
 Napoleon I., Kaiser der Franzosen 66
 Naumann, Friedrich 37, 79, 95
 Nazianz, Gregor von 137
 Neri, Philippus 171
 Neupert, Hans 53
 Neven DuMont, Alfred 108
 Newman, John Henry 129
 Niekisch, Ernst 148
 Nietzsche, Friedrich 76f., 154
 Nöbler, Werner 23
 Nowak, Paul 217, 227
 Nuschke, Otto 220, 250

 Overhoff, Julius 207f.

 Papen, Franz von 155, 160f., 165, 188,
 203f.,
 Payer, Friedrich von 93
 Pechel, Rudolf 220
 Peters, Erwin 46
 Petrarca, Francesco 175
 Pieper, Josef 175
 Piloty, Hans 254
 Pius XI. 149
 Platon 24
 Platz, Hermann 142
 Plechanow, Georgij Walentinowitsch 229
 Preuße, Wolf 163
 Pudor, Richard 213f., 217
 Pusey, Edward 129

 Rambo, Josef 224, 227f., 230f.
 Ranke, Leopold von 40
 Rathenau, Walther 107
 Reh, Walter 180f.
 Reif, Hans 217
 Rentsch, Johannes 24
 Reschke, Ilse 227
 Richter, Adrian Ludwig 174
 Rippler, Heinrich 66f.
 Ritter, Gerhard 9f., 180, 249, 256ff.
 Rocholl, Heinz-Otto 243f., 248
 Roegele, Otto B. 257, 264
 Roosevelt, Franklin D. 187, 199, 203
 Rose, Helmut 69f.
 Rosenhagen, Georg Heinrich 17

- Rothfels, Hans 260
 Rousseau, Jean-Jacques 43
 Ruland, Carl Günther 217, 222 ff., 227,
 231, 237, 239, 241, 250 ff., 261 f.
 Saegenschnitter, Ernst 245 f.
 Saint-Simon, Claude-Henri de Rouvroy
 43
 Saitschick, Robert 155
 Sattler, Dieter 241, 256, 258
 Schäfer, Franz 200
 Schaefer, Hans 179, 242, 245 ff., 255,
 264
 Scheffel, Joseph Victor von 63
 Scheidemann, Philipp 99
 Scheüch, Heinrich von 93
 Schinkel, Heinrich 69
 Schleicher, Kurt von 161, 173
 Schleiermacher, Friedrich 128
 Schlieffen, Alfred von 65
 Schmid-Noerr, Friedrich Alfred 177
 Schmidt, Otto Eduard 83 f., 86, 96
 Schmidt, Wilhelm 51
 Schnabel, Franz 245, 249, 259
 Schneider, Georg 213
 Schneider, Hanna 233
 Schöffler, Herbert 41, 194
 Scholtz-Klink-Heissmeyer, Gertrud 203
 Schreiber, Walther 220, 228,
 Schröder, Rudolf Alexander 178
 Schuchardt, Ottomar 17
 Schuderoff, Hans 153
 Schumacher, Kurt 261
 Schuman, Robert 261
 Schuschnigg, Kurt von 173, 207
 Schweitzer, Bernhard 225 f.
 Seeliger, Gerhard 39
 Shakespeare, William 25, 171
 Sienkiewicz, Henryk 38
 Sievers, Eduard 39
 Sievers, Georg 104 f.
 Simon, Arthur 243, 248
 Singer, Bernhard 224, 227, 250
 Sinz, Erich 118, 121, 124 ff., 131 ff., 140,
 155, 209 f.
 Söderblom, Lars Olof Jonathan 118, 123,
 141 f.
 Sokrates 24
 Sombart, Werner 36, 176
 Sophokles 24
 Soubirous, Bernadette 78
 Spahn, Martin 107, 121
 Spülbeck, Otto 204 f., 206 f., 212 f., 227,
 231, 233
 Srbik, Heinrich Ritter von 83
 Stahl, Friedrich Julius 130
 Stalin, Jossif Wissarionowitsch 182, 192,
 229, 238, 262, 265
 Stauffenberg, Claus Graf Schenk von
 188
 Steinbach, Theodor 23, 62 ff., 195, 238
 Steltzer, Theodor 220
 Stern, Paul 175, 178 f., 243
 Stinnes, Hugo 44
 Stoecker, Adolf 20, 37, 51
 Stoevesandt, Hermann Gottfried 127 f.,
 131 f., 134 f., 138, 146
 Stoltzenberg, Wilhelm von 214, 217 f.
 Storm, Theodor 187
 Strauß, David Friedrich 30
 Strauß, Walter 256, 258, 260
 Stresemann, Gustav 43 f., 88, 95, 98 ff.,
 103 ff., 107, 113, 147, 218, 262
 Tarquinius Superbus 24
 Themistokles 24
 Thiele, Cäcilia 194
 Thiele, Hans 110
 Thieme, Karl Otto 147 f., 156 ff., 166 f.
 Thimme, Friedrich 146
 Threlfall, William 247
 Thukydides 24
 Tirpitz, Alfred von 89
 Treitschke, Heinrich von 86
 Trotzki, Leo 237 f.
 Truman, Harry S. 203
 Tyndall, John 31 ff.
 Uhlen Dahl, Heinrich 234 f., 246, 251
 Ulbricht, Edmund 17 f., 24, 41
 Ulbricht, Walter 268
 Uljanow, Wladimir Iljitsch siehe Lenin,
 Wladimir Iljitsch
 Ullstein, Leopold 44
 Vierling, Hans 204, 206, 212
 Vilmar, August 146
 Vögler, Albert 104
 Vogelsang, Thilo 259
 Wach, Joachim 154
 Wagner, Richard 20
 Walter, Maria 75
 Weber, Alfred 176
 Wiener, Paul 38, 42, 48
 Wilcken, Ulrich 39
 Wild, Heinrich (Heinz) 174 ff., 178, 187,
 192, 199, 207, 210, 225 f., 240 f., 254

Wild, Irmgard 174, 178, 254

Wilde, Hans 42, 48, 52, 54, 56, 153

Wilhelm I., Deutscher Kaiser 74

Wilhelm II., Deutscher Kaiser 19 f., 64 ff.,
94, 102, 124, 152, 263

Winnig, August 178

Wirth, Joseph 107 f., 121

Wittig, Joseph 142

Wust, Peter 185

Wysk, Hans 45

Zeigner, Erich 105 f., 133, 147, 206,
210 ff., 225, 227 236 f.

Ziel, August 24